Die Charakterfehler des Kindes.

Von Dr. Friedrich Scholz.

Paid

20—b

Die

Charakterfehler des Kindes.

Eine

Erziehungslehre für Haus und Schule

von

Dr. Friedrich Scholz,
Direktor der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen.

Eduard Heinrich Mayer
(Einhorn & Jäger)
Verlagsbuchhandlung
16 Roßplatz, Leipzig.

Alle Rechte vorbehalten.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Meiner lieben Tochter

Frau Elsbeth Rübens

gewidmet.

Vorwort.

Dieses Buch ist gewissermaßen eine Ergänzung meiner „Diätetik des Geistes“ (2. Auflage, Eduard Heinrich Mayer, Leipzig), insofern es nämlich die dort im 11. und 12. Hauptstück niedergelegten Erziehungsgrundsätze, welche dem Plane des Werkes entsprechend nur kurz und andeutend besprochen werden konnten, in ausführlicher Darstellung bringt. Als Ausgangspunkt wurde nicht, wie das sonst in Erziehungsbüchern der Fall zu sein pflegt, das gesunde, sondern das pathologische, d. h. das mit Fehlern behaftete Kind genommen. Indem so die einzelnen Kindesfehler geschildert wurden, war es möglich, gewisse Typen zu schaffen und an jeden einzelnen kurze Anweisungen zur pädagogischen Behandlung anzuknüpfen. Selbstverständlich wird die Kindesnatur durch Aufstellung solcher Typen nicht erschöpft, indem sich nämlich die unendlich vielen und feinern Charaktermischungen, kurz das Individuelle am Kinde, einer nur einigermaßen erschöpfenden Schilderung überhaupt entziehen. Hier kann nicht mehr geboten werden, als die einzelnen Materialien. Aus denselben sich das möglichst lückenlose Bild seines Zöglings selbst zusammenzusetzen, ist Sache des Erziehers.

Dem Buche von Strümpell „Die pädagogische Pathologie“, Leipzig 1890, verdanke ich manche Anregung. Bei

dem 13. Hauptstück wurde Emminghaus „Die psychischen Störungen des Kindesalters“, Tübingen 1887, mehrfach benutzt. Auch auf das kleine Buch von Siegert „Problematische Kindesnaturen“, Kreuznach und Leipzig 1889, mache ich hierbei aufmerksam.

Bremen, im Oktober 1891.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Hauptstück.

Das Gesetz der Vererbung.

Die Entstehung des Organischen, Geburt und Leben, ist das eigentliche wahre und große Weltwunder. Von seiner fragwürdigen Gestalt büßt es auch dadurch nichts ein, daß es sich unaufhörlich und allerwärts vor unseren Augen wiederholt und daß wir selbst es in uns darstellen. — Hast du, junge Mutter, an der Wiege deines schlummernden Kindes sitzend, nicht selbst schon mit staunender Verwunderung dieses athmende warme Stück Leben betrachtet und dir die inhaltsschwere Frage nach dem Woher? und Wohin? und was bedeutet dies alles? vorgelegt? Ja, schaue nur hinein, so tief du kannst, in die Augen des Erwachenden, in diese weiten, traumverloren und doch erstaunt und fast erschrocken in die fremde Welt blickenden Augen, — dein Weltwunder wird dir darum doch nicht verständlicher werden, das abgrundtiefe Daseinsräthsel wird dir doch ungelöst bleiben.

Aber in einem Gefühle bist du sicher, in einem Gefühle, das zu groß und schön ist, um es in jedem Augenblicke ganz zu empfinden und auszukosten. Es ist die beseligende Gewißheit — was ich halte, ist mein, ich bin es, die es geboren, es ist mein Fleisch und Blut, ein Theil meines Selbst, in ihm werde ich meine Züge wieder erkennen. Ja wohl, das

wirst du. Ueber kurz oder lang, vielleicht bald schon, vielleicht auch erst nach einer längeren Reihe von Jahren, wird dein Kind vor dir stehen als dein Abbild und Ebenbild. Wie in einen Spiegel wirst du in sein Antlitz schauen, und jeder Zug darin wird dir zurufen: Ich bin du! Aber verstehe mich auch recht! Nicht deine Züge allein, auch die seines Vaters, deines Gatten, wird das Kind tragen, — etwas mehr oder etwas weniger von dir oder von ihm darbietend, vielleicht auch leicht verhüllt und nicht immer deutlich erkennbar. Dann schaue nur in sein Inneres, dort wirst du dich in ihm schon wiederfinden. Und dann bedenke noch Eines! Auch du, auch dein Gatte waren Abbilder ihrer Eltern und diese wieder von den ihrigen. Die Züge, welche ihr von ihnen tragt, werden sich deshalb, abgeschwächt vielleicht und durch andere Zuthaten umgestaltet, aber doch immerhin mehr oder weniger deutlich erkennbar, als Spuren wenigstens, ebenfalls in deinem Kinde finden.

So erweist sich dein Kind als das jeweilig letzte Glied einer unendlich langen bis in graue Vorzeit, ja bis zum Uranfange alles Organischen, hinaufreichenden Kette. Aus nachstehender einfacher Berechnung magst du selbst ermessen, wie mannigfaltig und vielverschlungen, wie ausgebreitet die Verbindungen sind, zu denen seine Geburt in Beziehung steht. Da jeder Mensch zwei Eltern, jede dieser wieder zwei Eltern u. s. w. hat, so ergiebt sich eine in geometrischer Progression wachsende Zahl von Vorfahren bis in die graue Vorzeit hinauf. Rechnen wir nur zehn Generationen hinauf, was etwa einem Zeitraume von 300 Jahren entsprechen würde, so beträgt die Zahl der directen Vorfahren schon 4096, während noch weitere zehn Generationen, also etwa bis zum Jahre 1291, hinaufgerechnet die stattliche Zahl von 4 174 302 ergiebt. So kann man vielleicht noch besser sagen, das Neugeborne gleiche dem so eben erst zum Lichte entfalteten Blatte eines mächtigen, weit verzweigten, den Erdball beschattenden

Baumes, einem Blatte von der Weltesche Yggdrasil. Nicht ihr allein, die ganze Menschheit hat es erzeugt.

Nicht äußeres Hab und Gut, sondern was du deinem Kinde von deinem eigenen Selbst mitgiebst, ist sein wahres und unverwüstliches Erbtheil, das es durch Frost und Gluthen auf der Lebensreise mit sich trägt bis zum letzten Ziele. Deshalb nennt man solche von Eltern auf Kind übertragene Eigenschaften ererbte und das Gesetz, nach dem sich solches vollzieht, das Gesetz der Vererbung.

Das Gesetz der Vererbung hat seine Geltung sowohl auf dem körperlichen, als dem geistigen Gebiete. Bezüglich des ersteren hat wohl jeder selbst seine Beobachtungen gemacht, die tägliche Erfahrung spricht hier am vernehmlichsten. Doch dürfen wir dieselben übergehen, da wir es hier nur mit den Vererbungen auf geistigem Gebiete zu thun haben. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß, ebenso wie Geistesleben irgend welcher Art nicht denkbar ist ohne entsprechende körperliche Grundlage, so auch die Vererbung geistiger Eigenthümlichkeiten nicht ohne die gleichzeitige Vererbung körperlicher, und seien letztere dem oberflächlichen Blicke auch noch so tief verborgen, geschehen kann.

Bisher haben wir stets von Vererbung geistiger Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten gesprochen. Doch ist dieser Ausdruck nicht wörtlich zu nehmen. Denn würden wirklich die fertigen Eigenschaften vererbt, so müßte sich auch das Neugeborene schon als etwas Fertiges darstellen. Es ist nicht schwer einzusehen, daß sich die Eigenschaften, wie sie sich später in dem Charakter des Erwachsenen zeigen, nur allmälig entwickeln können. Vererbt werden also nur die Keime und unfertigen Anlagen.

Die Summe dieser aus ererbten Anlagen sich entwickelnden Eigenschaften nun nennen wir den ererbten Charakter. Was aber von den Keimen sich entwickeln oder unentwickelt untergehen soll, das hängt nicht blos von ihrer Stärke und

ihrer Verknüpfung mit verwandten Anlagen ab, sondern auch von äußern Umständen, Lebensschicksalen und allerhand Zufälligkeiten. So ist es eine bei Vererbung von Geisteskrankheiten allen Irrenärzten wohlbekannte Erfahrung, daß z. B. von zwei belasteten Brüdern häufig nur der eine erkrankt, während der andere, durch bessere Lebensschicksale begünstigt, unbehelligt bleibt. So wird oft auch der ererbte Hang zu schlimmen Gewohnheiten, z. B. zur Trunksucht, in dem belasteten Sohne durch ähnliche günstige Umstände zurückgehalten.

Es kommt auch vor, daß sich die Anlage in dem directen Erben überhaupt nicht entwickelt, sondern als Anlage verharrt, als solche weiter vererbt wird und erst bei dem Enkel oder Urenkel sich auf's Neue zu fertigen Eigenschaften auswächst. Die Geschichte und tägliche Erfahrung sind voll von solchen Beispielen, wo nicht der Sohn dem Vater, wohl aber der Enkel dem Großvater, der Urenkel dem Ahn gleicht. Man nennt dies die schlummernde oder latente Vererbung. Immer aber sehen wir, daß es noch einer besonderen Thätigkeit des Organismus, beziehungsweise des menschlichen Geistes, bedarf, um solche erst in der Anlage vorhandenen Eigenschaften auch wirklich zu erwerben. Das ist der Sinn des Goethe'schen Wortes:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen."

Nicht immer entwickeln sich die Anlagen, sozusagen, in gerader Linie, sondern es kommen auch Abweichungen vor. Bei den eigentlichen Nervenkrankheiten wird die Vererbung durch solche Abweichungen und Ungleichartigkeiten sogar geradezu beherrscht. Hier erscheint die Anlage in ihrer fertigen Entwickelung bald als einfache Neuralgie, bald als Epilepsie, bald als wirkliche Geisteskrankheit oder als Hang zu lasterhaften und ausschweifenden Gewohnheiten. So kommt es, daß man in belasteten Familien oft die verschiedensten Formen der Umwandlung und eine wahre Musterkarte aller

möglichen Nervenleiden, als Triebe der gemeinsamen kranken Wurzel, vorfindet. Aehnliches scheint sich nun auch bei der Vererbung bloßer Charaktereigenschaften zu wiederholen. Was z. B. bei dem Vater als Stolz auftrat, erscheint bei dem Sohne alsdann wohl in der gesteigerten Form der persönlichen Ueberhebung, oder als Mißtrauen in die Gesinnung Anderer. Vorsicht verkehrt sich mitunter in Mißtrauen und Geiz, Geiz in Härte und Grausamkeit. Oder umgekehrt bei den Kindern frommer und menschenfreundlicher Eltern zeigt sich die ererbte Anlage in den verschiedensten Formen christlicher Charity. Der eine Sohn will Prediger, der andere Arzt werden, der Eine schwärmt für das Wohl der Menschheit im Großen und Ganzen, der Andere liebt es, mehr dem Einzelnen nachzugehen. Die eine Schwester übt praktische Nächstenliebe, bei der andern zeigt sich die Umwandlung der ererbten Anlage als Enthusiasmus für Kunst und Wissenschaft. — Auch intellectuelle Fähigkeiten und Fertigkeiten scheinen bei ihrer Vererbung nicht selten eine Umwandlung in verwandte Formen zu erleiden. Mathematiker haben mitunter tüchtige Musiker zu Söhnen, die rythmische, thematische und symmetrische Veranlagung des Musikers findet mitunter in der Neigung des Sohnes zur Baukunst dieser „gefrorenen Musik", wie Heine sagt, ihren verwandten Ausdruck.

Außer dem ererbten trägt der Mensch aber auch noch einen erworbenen Charakter. Man könnte denselben auch den Anpassungs-Charakter nennen, denn er wird durch die Einwirkung der Außenwelt, oder, was dasselbe sagen will, durch Anpassung an dieselbe erworben. Hier kommen die Umgebung, Beschäftigung und Beruf, Erfahrungen und Lebensschicksale, vor Allem aber, schon in frühester Kindheit wirkend, die Erziehung in Betracht. Der erworbene Charakter ist deshalb so wichtig, weil er besonders, mehr wie der ererbte Charakter, die geistige Physiognomie des Menschen, dessen

Thun und Treiben, seine Gewohnheiten, ja selbst zum großen Theil sein Denken und Empfinden bestimmt. Nach ihm pflegt man deshalb auch den Menschen vorzugsweise zu beurtheilen. Aber dennoch verhält er sich zum ererbten Charakter nur wie der Baum zur Wurzel, aus der er entsprossen ist und seine Nahrung zieht. Oft wird seine Bildung und Entwickelung der unsichtbaren in den Tiefen der Seele verborgenen Natur des ererbten Charakters entsprechen. Das sind dann die in sich gefesteten harmonischen Naturen, die Naturen aus einem Gusse, consequent im Guten, wie im Bösen. Noch öfter aber entwickelt sich der erworbene Charakter nach einer entgegengesetzten Richtung. Dann treten gelegentlich bei wichtigen Entschlüssen oder bei die Leidenschaften aufregenden Ereignissen grelle Widersprüche hervor, die den unvorbereiteten Zuschauer, ja den Inhaber selbst oft überraschen. Dies kommt daher, daß bei solchen Gelegenheiten auch der ererbte Charakter, der den wahren Grundstock der geistigen Persönlichkeit ausmacht, aus seiner Verschleierung hervortritt. Da, wo der Mensch in seiner wahren Natur sich zeigt, sehen wir dann wohl mitunter das ganz Entgegengesetzte von dem erscheinen, was wir erwartet hatten. Da sehen wir den vermeintlichen Menschenfreund lieblos und den Liebenswürdigen grob, aber auch den Spötter ernst und den Kalten theilnehmend werden. Wie oft kommt es nicht auch vor, daß wir im tiefsten Innern über die Vereitelung eines Planes erfreut sind, den wir soeben noch mit aller Energie verfolgt haben! Das ist jedesmal dann der Fall, wenn ein solcher aus oberflächlichen Neigungen und ungenügender Begründung hervorgegangene Plan mit den unbewußten Strebungen unseres eigentlichen Wesens in Zwiespalt geräth. Auch was wir Reue nennen, ist im Grunde nichts Anderes, als die schmerzliche Empfindung des Zwiespaltes der begangenen Handlung mit unserem eigenen „besseren Selbst.“

Endlich aber ist der erworbene Charakter auch deswegen

so wichtig, weil er durch Uebertragung auf die Nachkommen zum vererbten Charakter wird. Die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Uebertragung hängt von dem Grade seiner Kraft und Festigkeit ab. Bei thatkräftigen und energischen Naturen ist deshalb die Wahrscheinlichkeit, den erworbenen Charakter zu vererben, größer, als bei stillen und in sich gekehrten. Dies scheint auch der Grund zu sein, warum leider erfahrungsgemäß Laster häufiger als Tugenden vererbt werden. Denn das Laster tritt stürmischer und drängender auf, faßt den Menschen mit größerer Gewalt an und hinterläßt nachhaltigere Eindrücke im Gehirn, als die meist nur im Entsagen große selbstlose Tugend.

Und nun, liebe junge Mutter, nachdem du so das Gesetz der Vererbung, unter dessen Banne dein Kind steht, kennen gelernt hast, wirst du noch bewundernder und zugleich verständnißvoller nach ihm hinblicken. Denn du weißt nun, daß es den ganzen Reichthum einer durch eine lange und, wie ich voraussetze, tugendhafte Ahnenreihe angesammelten und allmälig immer mehr verfeinerten Geistesanlage in sich trägt. Glücklicher und erleuchteter freilich wird es dadurch allein nicht werden. Aber allerdings hat es die Anwartschaft, klüger und besser, geschickter und feiner zu werden, als es die Kinder der grauen Vorzeit waren, und dies alles allein durch den Vorsprung, den ihm die natürliche Entwickelung seiner durch Generationen hindurch ererbten moralischen und Verstandesanlagen gewährt.

Eines aber darfst du über dem Allen nicht vergessen! Wohl entwickelt sich der menschliche Geist nach Maßgabe der Entwickelung seiner materiellen Grundlage, das ist des Gehirns, — wohl steigt er in der Generationenfolge allmälig, und wie wir gleichfalls annehmen dürfen, zugleich mit der allmäligen Verfeinerung des Gehirns, zu immer größerer Vervollkommnung empor, — wohl ist die Seele des Kindes und ihr Inhalt durch die Gesetze der Vererbung bestimmt.

Aber das Alles betrifft doch nur das Irdische, die Offenbarung des Geistes im Sichtbaren und Materiellen. Böte die Seele diese Seite allein dar, so müßte sie mit dem Sichtbaren und Materiellen zugleich verschwinden. Aber hinter dem Allen steckt erst das Unsichtbare, Metaphysische, Ewige. Die Seele deines Kindes wurde nicht erst mit geschaffen, sie war von Anbeginn da und wird in Ewigkeit dauern — sie ist unsterblich!

Zweites Hauptstück.

Die allgemeinen Erziehungsaufgaben.

Die Aufgabe der Erziehung ist eine dreifache, — erstlich die gesunden ererbten Charakteranlagen zu entwickeln, beziehungsweise in ihre natürliche Entwickelung nicht hemmend einzugreifen, — ferner die fehlerhaften und kranken zu hemmen, — und endlich die Bildung des erworbenen Charakters durch Zuführung der geeigneten Vorstellungsmassen zu übernehmen und zu überwachen. In meiner „Diätetik des Geistes“ (Leipzig, Ed. H. Mayer, 2. Aufl.) habe ich mich ausführlich über diesen Gegenstand ausgesprochen, weshalb ich hier nur auf das dort (11.—13. Hauptstück) Gesagte verweisen kann.

Doch verdient ein Punkt noch besonders hervorgehoben zu werden. Soll die Erziehung, sofern sie wirklich ein Handeln und nicht blos ein Gehenlassen bedeutet, ihren Zweck erfüllen und nicht etwa im Gegentheil schädlich wirken, so muß eine möglichst genaue Kenntniß der Kindesnatur im Allgemeinen und der des betreffenden Kindes im Besonderen vorangehen. Diese Forderung erstreckt sich zunächst auf die Erkenntniß der mitgebrachten ererbten Charakteranlage, alsdann aber, was noch wichtiger ist, auf die Ursachen vorhandener Fehler. Ob der zu Tage tretende Fehler aus angeborenen

Anlagen erstanden, ob er erworben ist, welche Veranlassung in letzterem Falle vorliegt, ob Nachahmungstrieb, Furcht, Einschüchterung oder was sonst anzuschuldigen ist, — kurz, ob der Fehler Natur- oder Kunstprodukt, ob er gewissermaßen zur zweiten Natur geworden, oder nur gelegentlich auftritt, — dies Alles sind Fragen von großer Wichtigkeit. Man betrachte z. B. das verschiedene Verhalten lügender Kinder. Das eine Kind ist verlogen aus ererbter Anlage und von vornherein verderbter Natur heraus, das andere ist es erst geworden, vielleicht durch den lächelnden Beifall seiner Umgebung bei der ersten gelungenen Täuschung, — der eine Knabe lügt aus Furcht vor Strafe, der andere, weil es ihn aufrichtig dauert, seine Eltern zu betrüben. — Es giebt thierquälerische Kinder, deren angeborene grausame Instinkte sie dahin führen, bei anderen ist es Neugierde oder Nachahmung oder angelernter Abscheu vor vermeintlich häßlichen Thieren. — Zerstreutheit tritt als Symptom körperlicher Schwäche und Hirnmüdigkeit auf, kann aber auch bloße Angewohnheit sein. Es liegt auf der Hand, wie verschieden das erzieherische Handeln in dem einen oder dem anderen Falle sich gestalten muß.

Freilich, wer solcher Unterscheidungsgabe stets sich rühmen könnte, wer in jedem Falle sofort durch die Hülle den Kern zu sehen vermöchte, der müßte ein Menschenkenner und Herzenskundiger ersten Ranges sein. Man darf deshalb die Forderung nicht zu hoch spannen und den Eltern und Erziehern, die nicht sofort immer das Richtige treffen, deswegen noch nicht die Fähigkeit zum Erziehen absprechen. Am ersten werden hierzu noch die Mütter geeignet sein, nicht blos, weil sie mehr mit dem Kinde umgehen, als der seinem Berufe nachgehende Vater, sondern auch, weil ihr natürlicher Zusammenhang mit dem Kinde der innigste war und lange sympathisch nachwirkt. Die Mutter „versteht" das Kind besser als der Vater, — das ist eine Meinung, die überall unter Gebildeten und Ungebildeten gang und gäbe ist. Freilich mißversteht sie es oft

auch gründlich, aber dann handelt es sich fast stets weniger um einen Fehler des Verstandes, als des Herzens. Die dunkeln und zum Theil unbewußten Gefühle des sympathischen Zusammenhanges, die Instinkte der Mutterliebe, wie man sich auch ausdrückt, sind zu stark, um die vom Verstande gelieferten Motive zu Worte kommen zu lassen, oder sie übertönen sie, wenn sie doch zu sprechen begonnen haben sollten.

Sehr wichtig ist auch die Unterscheidung, ob krankhafte körperliche Zustände vorliegen, oder nicht. Denn viele Fehler, die man sich als rein seelisch vermittelt vorzustellen gewöhnt hat, entspringen aus dem Uebergewicht körperlich-krankhafter Zustände auf seelische Vorgänge. So ist Unaufmerksamkeit, bekanntlich eine der am häufigsten beklagten und am störendsten empfundenen Unarten manches Schulkindes, oft nur die natürliche Folge einer bisher übersehenen Schwerhörigkeit. Massenuntersuchungen von Schulkindern haben sogar einen nicht unbeträchtlichen Procentsatz Schwerhöriger ergeben. — Trägheit tritt häufig als Zeichen von Hirnmüdigkeit auf, nach länger dauernden fieberhaften Krankheiten, oder überhaupt solchen, welche die Ernährung des Gehirns beeinträchtigt haben. — Verdrossenes, mürrisches Wesen oder äußerlich unmotivirte Aengstlichkeit und Schreckhaftigkeit ist häufig der Vorbote schwerer Gehirnentzündungen. Obgleich hier die Ursachen versteckter liegen, werden sie doch, wenn man darauf zu achten gelehrt worden ist, von dem Kundigen unschwer als solche erkannt. Auch die unreinlichen Gewohnheiten mancher kleiner Kinder entspringen, sofern etwa nicht Vernachlässigung anzuschuldigen ist, regelmäßig lähmungsartigen Zuständen der betreffenden Organe. Begriffsstutzigkeit und mangelnde Fassungskraft, die oft den Anschein wirklichen Blödsinns erreichen können, sind in letzter Zeit als Begleiterscheinungen gewisser Nasenkrankheiten, die nach Beseitigung letzterer ebenfalls schwinden, erkannt worden. Wir sehen zugleich, daß hier neben den Eltern und dem Lehrer auch der

Arzt zum Worte kommen muß. Im weiteren Verlaufe unserer Darstellung werden wir auf diesen ursächlichen Zusammenhang zwischen körperlichen Krankheiten und Charakterfehlern noch öfters hinzuweisen Gelegenheit haben.

Also die pädagogische Diagnose muß gestellt werden, das ist eine nicht zu umgehende Forderung. Diese Aufgabe ist schwierig, oft die schwierigste des ganzen Erziehungsgeschäftes. Aber so schwierig sie ist, so lohnend ist auch ihr Gelingen. Wie viele Irrthümer laufen hier nicht mit unter, wie viele unverstandene Kindesseelen giebt es nicht! Wie manches ungerechte, wenigstens einseitige, oft tief schädigende Urtheil würde vermieden werden, wenn die Eltern oder der Lehrer tieferen Einblick in die Seele des Kindes gewonnen hätten, wenn sie offen in ihr zu lesen gelernt hätten, wie in einem aufgeschlagenen Buche! Wie viele Lehrer namentlich mögen es nicht selbst schon empfunden haben, das hemmende Gefühl der Rath- und Hilflosigkeit gegenüber manchem Kinde, dessen seltsames, fast unnatürliches Gebahren ihnen Räthsel über Räthsel aufgab, zu dessen Herzen sie weder durch Milde, noch durch Strenge den Schlüssel finden konnten!

Aber damit ist es noch nicht genug. Es bleibt noch eine Aufgabe zu lösen übrig, eine Aufgabe, die uns durch die große Lehre von der Vererbung wie mit Flammenschrift vor Augen gestellt wird. Auch an uns selbst nämlich sollen wir die Diagnose stellen lernen. Stets sollen wir uns vor Augen halten, daß wir die eigenen Eigenschaften auch auf unsere Kinder übertragen, und daß dies namentlich auch mit unsern im Laufe des Lebens erworbenen Charakterfehlern der Fall ist. Erkenne dich selbst! Diese Mahnung hat von ihrem Werthe, ihrer Kraft und Eindringlichkeit wahrlich Nichts verloren, daß sie eine uralte ist und schon über dem Delphi'schen Tempel als von vergangenen Jahrtausenden überkommener Weisheitsspruch geprangt hat. Erkenne dich selbst! Aber suche dich auch selbst zu vervollkommnen und die menschlichen

Schlacken zu tilgen, soweit dies der Schwachheit unserer Natur erlaubt und möglich ist. Dann, aber auch dann erst, wirst du dich zu der großen deiner harrenden Aufgabe, deine Kinder, ja die kommende Generation zu erziehen, wohl vorbereitet finden. Wie oft sündigen wir in der Jugenderziehung nicht durch Unverstand, Leidenschaft, Zorn und Rachsucht, Launenhaftigkeit, Verstimmung, Theilnamlosigkeit, Gleichgiltigkeit, böses Beispiel u. dergl.! Und jedes dieser üblen Dinge wirkt nicht einmal, sondern unzählige Male nach. Es ist wie eine böse Saat, wo ein Korn tausend Früchte zeitigt. Man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, die meisten der erworbenen Charakterfehler des Kindes seien Kunstprodukte durch fehlerhafte oder fahrlässige Erziehung. Deshalb spricht man mit Recht auch hierbei von üblen „Angewohnheiten". Wie viel Mühe und Zeit muß dann, und leider oft vergeblich, angewendet werden, um die Angewohnheiten wieder abzugewöhnen. Ein Glück noch, daß man sich schlimmsten Falles immer noch auf das Leben, diese große Lehrmeisterin, die keine Schwäche kennt, verlassen kann.

Drittes Hauptstück.

Die Kennzeichen der geistigen Gesundheit des Kindes.

Wir alle tragen etwas von der Regel Abweichendes, irgend einen krankhaften Zug in unserem Seelenleben mit uns herum, sei es in unserer Stimmung oder in der Art und Weise, wie körperliche und geistige Reize auf unser Gemüthsleben einwirken, sei es im Denken und Urtheilen oder selbst im Handeln. Wir sind verstimmt, wo wir es nicht zu sein brauchten oder sorglos und gleichgiltig in Lebenslagen, die unseren ganzen Ernst herausfordern. Wir sind hartnäckig und unbelehrbar im Urtheilen oder von einer fast kindischen Leichtgläubigkeit. Wir handeln unüberlegt aus augenblicklichen durch die Leidenschaft eingegebenen Beweggründen, oder haben Gewohnheiten und Absonderlichkeiten, die von denen anderer Menschen in auffallender Weise abweichen. Der Eine besitzt mehr, der Andere weniger von diesen Dingen, aber der Mensch, der ganz unberührt davon durch das Leben geht, müßte erst geboren werden. Selbstverständlich ist dabei von keiner wirklichen Geisteskrankheit die Rede. Denn dann würde der Narr Recht behalten, der die ganze Welt für verrückt erklärt. Vielmehr liegt dies Alles noch innerhalb der durch gemeinsame Uebereinstimmung gezogenen Grenzen geistiger Gesundheit. Aber in einem weiteren und allgemeineren Sinne ist es doch als krank-

haft zu bezeichnen, insofern man nämlich mit diesem Ausdrucke Alles belegt, was von der Regel abweicht.

So verhält es sich auch mit der Kindesseele. Was wir als problematisch in derselben erkennen, bedeutet stets eine Abweichung von der gesunden Regel und darum im weiteren Sinne etwas krankhaftes. Trotzdem brauchen wir ein mit Fehlern behaftetes Kind noch nicht krank zu nennen. Vielmehr verträgt sich auch hier geistige Gesundheit sehr wohl mit dem Vorhandensein von Charakterfehlern. Allerdings entspringen, wie wir im vorigen Hauptstück gesehen haben, viele Kinderfehler einem körperlich kranken Zustande Aber nur in den seltensten Fällen hat sich derselbe zu einer wirklichen dauernden Geisteskrankheit im ärztlichen Sinne ausgewachsen, und bei den meisten Fehlern wird auch diese körperliche Grundlage vermißt oder läßt sich wenigstens nicht mit Sicherheit erkennen Liegen somit also, ärztlich gesprochen, die meisten Kindesfehler noch in der Breite der Gesundheit, so gilt dies zugleich auch im pädagogischen Sinne. Im pädagogischen Sinne dürfen wir jedes Kind für geistig gesund erklären, welches eine den Zwecken der Charakter- und Verstandeserziehung günstige Bildungsfähigkeit besitzt.

Die Merkmale dieser Bildungsfähigkeit wollen wir nun im Einzelnen nachzuweisen versuchen.

Beim gesunden Erwachsenen sind die seelischen Vorgänge zu einem gewissen Gleichgewicht gelangt. Von den Grundkräften der Seele, nämlich Empfinden, Vorstellen und Handeln, tritt keine herrisch in den Vordergrund. Die Stimmung, als der Ausdruck der Gesammtempfindung, ist abgetönt und ausgeglichen, neue Vorstellungen werden zwar natürlich immer noch gebildet, aber die Seele arbeitet mehr an der Ordnung, Verschmelzung und Aneignung des alten, als an der Herbeischaffung neuen Materials, — die Handlungen erfolgen nicht mehr so häufig und in der Weise unmotivirt wie früher,

sondern sind von Urtheil und innerer Begründung, und seien beide auch noch so falsch, abhängig.

Anders beim Kinde! Hier arbeiten die genannten Grundkräfte noch selbständiger nebeneinander, ihre Verbindung ist noch lockerer, ihre Abhängigkeit von einander weniger deutlich erkennbar. Namentlich gilt dies von dem Verhältniß zwischen Handeln und Vorstellen. Das Vorstellungsmaterial der Kindesseele hat sich noch nicht, wie beim Erwachsenen, geordnet, die Bildung abstracter Ideen ist noch mangelhaft, ethische Begriffe höherer Ordnung sind kaum noch in ihren Keimen vorhanden, die Erfahrung endlich steht fast noch ganz aus. Daher kommt es, daß die Handlungen des Kindes, wenigstens des jüngeren Kindes, etwa bis zum 10. Lebensjahre hin, oft so unvorbereitet und überraschend herauskommen und so wenig Stetigkeit besitzen. Sie sind oft entzückend, reizend, rührend in ihrer liebenswürdigen Naivetät, Bilder so recht aus der Natur heraus, aber eben nur Momentaufnahmen, mit dem Augenblicke kommend und gehend.

Am meisten tritt bei dem Kinde das Vorstellungsleben in den Vordergrund. Die Seele des Neugeborenen gleicht, so zu sagen, einem leeren Gefäße. Erst allmälig wird es mit Inhalt, nämlich mit Vorstellungen, gefüllt, wobei es selbst mit zunehmender Füllung immer mehr an Umfang gewinnt.

Die geistige Gesundheit des Kindes erkennen wir deshalb:

1. aus der Art und Weise, wie sein Vorstellungsleben sich entwickelt. Zunächst muß das Kind überhaupt Empfänglichkeit für Vorstellungen besitzen. Es muß im Stande sein, solche aufzunehmen und sie mit dem bereits vorhandenen Vorstellungsschatze zu verschmelzen, so daß sie wirklich im Geiste haften bleiben. Wir nennen dies Vermögen Fassungskraft. — Dazu ist stets eine gewisse Ruhe und Sammlung nöthig, die das mit den Sinnen Wahrgenommene festhält und den Geist nach einer gewissen Richtung hin in Spannung erhält. Diese Eigenschaft, die wir im Allgemeinen mit

dem Namen Aufmerksamkeit belegen, findet man in den allerverschiedensten Graden bei Kindern ausgebildet. Man betrachte z. B. das grundverschiedene Verhalten von Knaben bei einem Spaziergange über Land. Des Einen Aufmerksamkeit wird von jedem Gegenstande auf dem Wege, von jedem Steine, jeder Pflanze erregt, der Andere geht achtlos daran vorüber. Der Eine eilt zum Lehrer, hört dessen Erklärungen aufmerksam zu, betrachtet und sammelt die aufgehobenen Gegenstände, der Andere hört kaum zu, wirft das Gefundene wieder fort und greift nach anderen neuen Gegenständen. — In Bezug auf die intellectuelle Ausbildung, die Erwerbung von Kenntnissen und Fertigkeiten, ist Aufmerksamkeit fast die wichtigste Eigenschaft von allen. Denn ohne sie bleibt der Vorstellungs- und Erfahrungsschatz mindestens lückenhaft und unzusammenhängend.

Hierzu muß ein gutes Gedächtniß kommen. Unter Gedächtniß verstehen wir die Fähigkeit, erstlich: die einmal gehabte Vorstellung auch wirklich im Geiste zu bewahren, zweitens aber hauptsächlich auch das Vermögen, sie jederzeit bei passender Gelegenheit wieder hervorzuholen, ihrer bewußt zu werden und zu „gedenken". Für die Verknüpfung neuer mit alten Vorstellungen und somit für die Bereicherung des Geistes ist letzteres Vermögen der sofortigen Wiederaufnahme, des Hervorholens aus dem eigenen Inneren, der Erinnerung das wichtigste. Denn geht dieser Vorgang zu langsam vor sich, so ist die ursprüngliche Gelegenheit versäumt und die Frische der neuen Vorstellung bereits verblaßt. Auf diesem Vermögen beruhen Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart. Träumerische, zerstreute und verlegene Kinder lassen beide vermissen und gleichen somit dem Erwachsenen, der am „Treppenwitz" leidet. — Gedächtniß- und Erinnerungsvermögen müssen also unter der Herrschaft des Willens stehen und seines ersten Winkes gewärtig sein. Es ist damit umgekehrt, wie mit dem Auslöschen von Erinnerungen, das vom Willen

nicht commandirt werden kann. Vergessenlernen ist das Schwerste.

Dem Kinde soll die Aufnahme neuen Vorstellungsmaterials, sofern es nur seinem Alter und der erreichten Entwickelungsstufe entspricht, keine Last, sondern eine Lust sein, d. h. das Kind muß Lernbegier, Neigung zur Selbstbeschäftigung und ernsten Arbeiten, zunächst zu Schularbeiten, zeigen. Faule Kinder sind oft solche, deren Vorstellungsvermögen nach irgend einer der oben bezeichneten Richtungen hin nicht ganz in Ordnung ist.

Die Fassungskraft soll für alle Gebiete geistigen Erkennens eine möglichst vollständige und ausreichende sein. Allerdings wird es wohl nur wenige Kinder geben, die in allen Sätteln gerecht sind. Das Eine hat mehr Sprachtalent, das Andere zeigt mehr Anlagen zur Mathematik, ein drittes und viertes zu mechanischen oder Kunstarbeiten. Man pflegt es natürlich auch gern zu sehen, wenn eine entschiedene Begabung für ein besonderes Fach hervortritt, weil es die Berufswahl erleichtert und dem Kinde dereinst ein sicheres Fortkommen, vielleicht zur Ehre und Reichthum, zu sichern scheint. Aber ein allzugroßes Uebergewicht darf solche Anlage auch wieder nicht erlangen, wenigstens nicht auf Kosten des ganzen übrigen Geistesgetriebes. Dies wäre kein Zeichen gesunden Vorstellungsvermögens. Im Gegentheil zeichnen sich oft gerade schwachsinnige oder idiotische Kinder durch kräftige Ausbildung solcher einseitiger Talente aus. Es muß deshalb auch als eine wichtige Aufgabe der Erziehung im frühen Kindesalter bezeichnet werden, solchen im ersten Augenblick erfreulich scheinenden Auswüchsen durch desto stärkere Bearbeitung entfernter liegender Gebiete ein wirksames Gegengewicht zu geben.

2. aus der Art und Weise, wie die Vorstellungen sich in Handlungen umsetzen. Bewußtes Handeln ist entäußerte Vorstellung, und auch beim Kinde müssen solchem Handeln Vorstellungen vorangegangen sein. Schon oben ist

auf gewisse, dem kindlichen Handeln zukommende Eigenthümlichkeiten hingewiesen worden. Vom Handeln des Erwachsenen unterscheidet es sich nicht dadurch, daß es oft zwecklos, leidenschaftlich und unvernünftig sich darstellt, denn so ist das Handeln des Letzteren leider oft genug ebenfalls beschaffen, — auch nicht dadurch allein, daß es mangelhaft motivirt ist, denn das ist bei den Handlungen des Erwachsenen bekanntlich auch oft der Fall. Sondern dadurch unterscheidet es sich, daß es wegen Armuth des Vorstellungsschatzes, namentlich an ethischen Vorstellungen, und mangelnder Erfahrung, nicht ausreichend motivirt werden kann. Die Motivirung bleibt größentheils im Unbewußten stecken, und ähnlich wie bei triebartigen Handlungen tritt nur der Endzweck des durch die Vorstellung geweckten Handelns in das volle Licht des Bewußtseins. Es ist also die mangelnde Ueberlegung, die dem kindlichen Handeln ihren Stempel aufdrückt. Deshalb nennt man auch solche Handlungen eines Erwachsenen, die mit der Person und der augenblicklichen Sachlage in Widerspruch stehen und keine rechte Motivirung erkennen lassen, kindisch.

Natürlich sind die Altersunterschiede sehr zu beachten. Die Entwickelung des kindlichen Geistes hält mit der des Gehirns, seiner materiellen Grundlage, gleichen Schritt. Wie das Gehirn des Neugeborenen noch nichts Fertiges ist, sondern eine Art Urmasse darstellt, aus der sich allmälig erst die feineren Gewebselemente herauskrystallisiren, so entwickeln sich auch die Seelenkräfte erst allmählig aus unfertigen Anlagen zur vollen Höhe des Menschenthums. Mit Ende des ersten Lebensjahres etwa erst fängt das Kind an, nachdem es sich vorher im Raume orientirt und sich selbst als Gegensatz zu der Außenwelt empfinden gelernt hat, Geräusche, Klangbilder und die menschliche Stimme zu unterscheiden. Es lernt hören, worauf es alsbald auch anfängt, die Klangbilder auf den Sprachmechanismus zu übertragen, d. h. zu sprechen. Mit Beendigung des dritten Jahres hat es schon einen so großen

Vorstellungsschatz gewonnen, daß die Bildung anschaulicher Begriffe beginnt. Hiermit ist auch der erste Anfang zur Ideenverbindung, Denken und Urtheilen gegeben, und zu den rein triebartigen Handlungen treten solche aus Beweggründen hinzu. Mit Ende des schulpflichtigen Alters endlich ist die Summe der zu Begriffen geordneten Vorstellungen schon so groß, daß das Kind nach bewußten Motiven handelt.

Das im Gesammtbetragen sich darstellende Handeln auch jüngerer schulpflichtiger Kinder ist, besonders wo geordnete Familienverhältnisse es begünstigen, so pflichtmäßig, geordnet und vernünftig, daß man geneigt sein könnte, es ganz allein vernünftiger Ueberlegung und einem entwickelten Pflichtgefühle zuzuschreiben. Obgleich die Bedeutung dieser Dinge nicht ganz unterschätzt werden soll, so möchte ich doch behaupten, daß sie noch ganz im Hintergrunde stehen und höchstens als unfertige Keimanlagen wirken. Das Uebrige thut die Angewöhnung. Das Kind geht, wenn vielleicht auch ungern, doch unweigerlich zur Schule, weil es fühlt, es muß so sein, weil die Schule sich mit Macht in seinen Vorstellungskreis gedrängt hat und wiederstrebende Vorstellungen etwa des Inhalts, daß der Unterricht unnütz sei, gar nicht ins Bewußtsein treten. Deshalb ist Angewöhnung eines der wichtigsten Erziehungsmittel, ja vielleicht das wichtigste von allen. Im ersten Lebensjahre schon wird das Kind angewöhnt, seine Schließmuskeln zu beherrschen und Nahrung nur zu bestimmten Zeiten einzunehmen. Später tritt die Angewöhnung an Beherrschung der willkürlichen Muskulatur, der Bewegungsorgane, sowie der Stimmungen und Begierden, hinzu. Das Kind wird ruhig, geordnet und artig in seinem Betragen. Endlich im späteren Kindesalter krönt die Angewöhnung an bestimmte Gefühls- und Willensrichtungen, an ethische und ästhetische Anschauungen das Erziehungswerk. Angewöhnung ist Alles. Jungen Kindern moralische Vorhaltungen zu machen, ist unnütz und unpädagogisch. Denn sie haben noch keine

ausgebildeten moralischen Vorstellungen und würden Berufungen auf solche einfach nicht verstehen.

Das Handeln des Kindes wird also im Allgemeinen dann sich als ein gesundes darstellen, wenn es dem Vorstellungsleben der erreichten Altersstufe entspricht. Dabei sind jedoch die äußeren Lebensbedingungen zu berücksichtigen. Denn es liegt auf der Hand, daß der Vorstellungskreis eines etwa siebenjährigen Stadtkindes anders aussieht, als der eines gleichalterigen Kindes vom Lande, der eines reichen, in Luxus aufgezogenen Knaben anders, als der eines Proletarierkindes. Denn vom Vorderhause sieht sich eben die Welt anders an, als vom Hinterhause. Andere Vorstellungen werden geweckt, andere Fertigkeiten geübt, anders geartete Erfahrungen und Willensrichtungen kommen zur Geltung.

Ferner muß das bewußte Handeln erkennen lassen, daß ihm wirklich eine Vorstellung zu Grunde liegt, daß eine solche sichtbar im Hintergrunde steht. Dieselbe kann, wie dies ja auch bei dem Erwachsenen der Fall ist, grundfalsch sein, — gesund ist das Handeln darum doch immer noch so lange, als es der Vorstellung selbst entspricht. Ein Kind glaubt sich mit Unrecht bestraft, es überläßt sich einem leidenschaftlichen Ausbruche oder läuft davon. Die Vorstellung selbst, nämlich des vermeintlich erlittenen Unrechts, war falsch, das Handeln aber folgerichtig aus ihr hervorgegangen.

Dagegen läßt eine Handlung geistige Gesundheit ermessen, bei der keine zu Grunde liegende bewußte Vorstellung zu erkennen ist, wie das beim triebartigen Handeln der Fall ist, — letzteres natürlich immer nur, sofern es sich nicht um die sogenannten natürlichen Triebe, wie Hunger, Durst u. dgl. handelt. Oder auch, was häufig damit zusammenfällt, da, wo das Handeln statt aus erworbenen Vorstellungen aus ererbten Anlagen erwächst und zur habituellen Gewohnheit wird, — z. B. bei einem thierquälerischen oder mit Stehltrieb behaftetem Kinde. Wohl können sich hier Vorstellungen und Empfin-

dungen hinzugesellen, z. B. die Freude an der gelungenen Täuschung oder die elementare wollüstig-grausame Empfindung beim Anblick des gemarterten Thieres. Aber dies tritt erst als Zweites hinzu, das, was zuerst und ursprünglich zur That drängt, ist kein Motiv, keine Vorstellung, sondern ganz allein der ererbte Trieb. Hier ist von geistiger Gesundheit also nicht mehr die Rede, weder in pädagogischem, noch in anthropologischem Sinne.

Das wichtigste Kennzeichen gesunden kindlichen Handelns ist das Spielen. Was bei dem Erwachsenen die wirkliche Welt, Beruf, Erfahrung, kurz, den gesammten geistigen Hintergrund darstellt, das ist beim Kinde, namentlich so lange es noch im vorschulpflichtigen Alter steht, noch eine phantastische Welt. Das Kind bevölkert seine von realen Dingen noch wenig beschwerte Vorstellungswelt mit Phantasiebildern, und von der Phantasie geleitet sind auch seine Spiele. Im Spiele also entäußern sich die Vorstellungen des Kindes am klarsten, und dies um so mehr, je ungestörter die Phantasie walten und ihre Flügel entfalten darf. Deshalb ist die Auswahl der den Kindern gebotenen Spiele und Spielsachen von nicht zu unterschätzender erziehlicher Bedeutung. Es giebt Spielsachen, die der kindlichen Phantasie gewissermaßen vorarbeiten, sie am freien Fluge hemmen und wenig mehr zu gestalten übrig lassen. Hierher gehören die fertigen mechanischen Kunstwerke aller Art, die dem Kinde als etwas Fremdes und Aufgedrungenes entgegenstarren. Sie verursachen ihm nur Beklemmung und es wird nie vertraut mit ihnen. Einem phantasiebegabten Mädchen ist die ärmlichste nackte Puppe, die es bekleiden, pflegen und warten kann, und sei es auch nur ein Lineal mit einem Wattenbausch an dem einen Ende, lieber als die eleganteste Modepuppe, die „Papa“ und „Mama“ oder selbst schon „Guten Morgen“ quietschen kann. Ein ordinärer Baukasten, mit dem der Knabe alles bauen kann, was er will, beschäftigt dessen Phantasie viel mehr, als ein

zurechtgeschnittener, dazu bestimmt, nur ein einziges, wenn auch noch so stylvolles Modell aufzubauen. Ein auf dem Hofe ausgeschütteter Sandhaufen ist dem kleinen Kinde ein wahrer Märchen- und Wunderberg, aus dem es die herrlichsten Sachen hervorzaubert. Echte aus der Phantasie geschöpfte Spiele sind eine Quelle der reinsten Freuden, die ein Menschenherz bewegen können, aber es sind Freuden, die man nur in der Kindheit schöpft. Denn das Kind waltet noch frei auf seinem eigensten Gebiete, in dem luftigen Reiche der Phantasie. Hier zeigt sich das Kind als Künstler und dies ist auch der Grund, warum echte Künstler so häufig reine Kindernaturen sind.

In der Altersperiode vom dritten bis siebenten Lebensjahre etwa beherrschen die reinen Phantasiespiele fast ausschließlich das Feld. Später treten auch noch andere bewußte Zwecke hinzu, so die Lust am Gewinn, wie beim Lotto, oder körperliche Geschicklichkeit zu erwerben, wie beim Ballspiel und anderen Bewegungsspielen, oder bei älteren Kindern das schon körperlich vermittelte Bedürfniß, sich nach langem Sitzen und Schwitzen auf harter Schulbank nach Herzenslust im Freien austummeln zu können u. dgl. Aber wenn es auch noch so sehr zum Zweckspiel wird, ganz verleugnet es darum doch seine ursprüngliche phantastische Herkunft niemals.

Das Spiel ist aus der Kindesnatur heraus erwachsen und ein Theil derselben. Ein Kind, das nicht spielt, ist krank, und zwar im eigentlichen ärztlichen Sinne des Wortes körperlich und geistig krank, oder es ist ganz aus der Art geschlagen. Deshalb begrüßen wir auch die wieder erwachende Spiellust oft als das erste Zeichen beginnender Genesung. Jeder Arzt, jede Mutter weiß, wenn das todtkranke Kind erst einmal wieder nach seiner Puppe greift, dann bedeutet es nach langer Betäubungsnacht den ersten Strahl wiederkehrenden Lichtes, das Kind fängt an, sich wieder auf sich selbst zu besinnen. Deshalb aber auch, weil das Spiel so ganz einen Theil seines

Selbst bildet, behandelt es das Kind mit vollem Ernste als etwas Selbstverständliches und wie ein wichtiges Geschäft. Es giebt nichts Reizenderes, zugleich aber auch nichts, das tiefere und unmittelbarere Seeleneinblicke gestattete, als ein ernsthaft spielendes Kind zu sehen, wie es voll Eifer sich abmüht, als gelte es, eine Welt zu erschaffen. Darum sei uns das Spiel des Kindes heilig, wie sein Schlaf, — ohne Noth soll es nicht daraus geweckt werden. „Bitte", sagte ein im Spiel abgerufenes sechsjähriges Mädchen, „laß mich erst ausspielen, ich bin noch nicht fertig!"

Auch durch die Sprache äußert der Mensch seine Vorstellungen. Wenn es sich hier also auch um nichts dem Kinde Eigenthümliches handelt, so ist es deshalb doch nicht weniger wichtig. Denn die Sprache äußert nicht blos, sie schafft auch Ideen. Erst durch die Uebertragung auf den Sprechmechanismus gewinnt die Vorstellung Gestalt und Leben. Denn man muß dabei wenigstens den Versuch machen, sich die Vorstellung klar zu machen, wenn dies freilich auch bei Leuten mit ungeordnetem Denkmechanismus oft genug scheitert und deshalb Unsinn zu Tage kommt. Klare Vorstellungen aber erzeugen neue oder rufen alte wach nach dem Gesetze der Ideenverknüpfung. Der Geist wird also durch die Sprache reicher, oder wenigstens gewandter und lernt seine Schätze rascher umsetzen. Es verhält sich ähnlich, wie mit dem Schreiben. Ein bekannter Gelehrter sagte einmal: wenn ich mich über einen Gegenstand gründlich unterrichten will, so schreibe ich ein Buch darüber.

Die Erziehung muß deshalb ihr Augenmerk darauf richten, daß das Kind das, was es will, klar und deutlich ausdrücke, weil es so zugleich am Besten zum geordneten Denken erzogen wird. Auch auf gute Aussprache ist zu halten und man gebe selbst das Beispiel dafür. Denn je klarer und reiner die Worte ausströmen, desto geordneter erfolgt auch der Zustand der Ideen.

3. zeigt sich die geistige Gesundheit des Kindes in der

Art und Weise, wie es sich auf die Reize der Innen- und Außenwelt verhält, in der Gesammtwirkung derselben auf Stimmung, Vorstellung und Bewegung. Die Stimmung soll eine gleichmäßig heitere sein, und zu solcher soll die Seele auch wieder bald zurückkehren, wenn Gemüthsbewegungen, die auch dem Kinde nicht erspart bleiben, einen Schatten darauf geworfen haben. Dauernd traurig verstimmte Kinder sind krank, nicht blos in pädagogischem, sondern auch in ärztlichem Sinne. Dasselbe gilt auch von dem entgegengesetzten Pole, nämlich übergroßer Lebhaftigkeit und Ungebundenheit. Deshalb erkennt man das geistig gesunde Kind schon daran, daß es im Stande ist, seine äußeren Bewegungen zu beherrschen und sich ruhig zu verhalten. Jeder Lehrer weiß, wie schwer es oft hält, Kinder, die so eben erst zur Schule geführt worden sind, ruhig zu machen, ihnen das Stillsitzen zu lehren. Allerdings braucht diese äußerliche Unruhe noch kein Zeichen einer tiefer wirkenden Ursache zu sein. Oft trägt hier weiter nichts die Schuld, als mangelnde Angewöhnung. Andererseits aber ist übergroße Beweglichkeit auch eine nie fehlende Begleiterscheinung des sogenannten erethischen oder aufgeregten Idiotismus. Daß ein Kind in leichterem Grade schwachsinnig ist, wird oft erst in der Schule an diesem Symptom und der damit verbundenen Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit erkannt. Ohne körperliche Ruhe aber ist Ruhe des Geistes, das heißt die Bereitschaft desselben, Eindrücke aufzunehmen und zu bewahren, nicht denkbar. Solche Kinder sind regelmäßig ungehorsam, weil sie kaum hören, mindestens aber nicht in sich aufnehmen, was ihnen gesagt wird. Man sagt dann wohl, es gehe ihnen zu einem Ohre herein, zum anderen hinaus.

4. Geistige Gesundheit des Kindes zeigt sich endlich in der Anlage zum Erkennen ethischer und ästhetischer Begriffe und in dem Streben nach dem als gut, wahr und schön Erkannten. Daß dem Kinde ausgebildete Begriffe dieser Art noch fehlen, ist schon mehrfach hervorgehoben worden. Mit-

leid und Mitgefühl sind Früchte der Erfahrung und nicht zum Mindesten auch des vergleichenden Verstandes. Auf der Höhe ihrer Ausbildung finden sie sich deshalb nur in reifen Seelen. Das Kind wird nur schrittweise dahin geführt.

Zuerst beginnt die Erfahrung am eigenen Ich. Nehmen wir an, ein etwa zweijähriges Kind zieht sich eine Verletzung zu, z. B. eine Quetschung. Dieselbe ist nicht blos von einem lebhaften Schmerzgefühle, sondern auch von gewissen mimischen und sekretorischen Vorgängen, nämlich Schreien und Weinen, gefolgt. Dem Kinde prägt sich dadurch die Wahrnehmung ein, daß körperliche Verletzung Schmerz und Weinen erzeugt. Diese Wahrnehmung wird allmälig durch Wiederholung zur Erfahrung. Ferner: das Kind erleidet einen Verlust, die Puppe geht verloren, oder ein Stück Kuchen wird ihm weggenommen, und geistige Verlustgefühle, gleichfalls verbunden mit Schreien und Weinen, sind die Folge davon. Es wird also die Erfahrung gemacht, daß Weinen mit körperlichen oder geistigen Schmerzen einen innigen Zusammenhang zeigt. Hiermit ist der erste Schritt gethan. Der weitere besteht darin, daß diese Erfahrung auf Andere übertragen wird. Das Kind sieht Andere weinen und schließt daraus ohne Weiteres auf das Vorhandensein körperlicher oder geistiger Schmerzen. Es weiß nun, daß Andere unter gleichen Verhältnissen ebenso empfinden, wie es selbst. Mit zunehmendem Lebensalter vertiefen sich natürlich die Veranlassungen zu Wohl und Wehe und damit auch die Beziehungen zum Wohl und Wehe Anderer. Mit dieser Rückbeziehung des Schmerzes Anderer auf gleiche oder ähnliche Erfahrungen am eigenen Ich sind die ersten Keime des Mitgefühls, der Sympathie gegeben. Dieselben entwickeln sich nun weiter zu eigenem Wehgefühle beim Anblicke des Schmerzes Anderer, und dieses Wehgefühl hat seine Veranlassung in der Vorstellung, daß man nicht selbst, sondern daß ein Anderer leidet. Diese Vorstellung gebiert nun wiederum das Streben, durch

thatkräftiges Handeln das eigene und fremde Weh zu heben. Auch das eigene — und an diesem Zuge erkennen wir, daß auch dem scheinbar selbstlosesten Streben um das Wohl Anderer immerhin noch ein Stück, sagen wir, von naivem Egoismus innewohnt.

Somit wird der Mensch schon als Kind auf der Stufenleiter des Mitleids emporgeführt. Es giebt aber noch einen höheren Standpunkt, den jedoch nur der Gereifte zu erklimmen vermag. Auf ihm erkennt der Mensch, auch ohne, daß er es gerade vor Augen hat, das Weh seines Nächsten und den Jammer der Menschheit. Er ist durchdrungen davon und weiht sein Leben, soweit er es vermag, der Erlösung vom Uebel.

Sympathische Gefühle empfindet das gesunde Kind zuerst und instinktiv für seine Mutter oder Pflegerin. Erst später tritt auch die Liebe zum Vater hinzu, je nachdem nämlich dieser sich dem Kinde gemüthlich zu nähern versteht. Schon zeitig jedoch mischt sich in das Gefühl persönlicher Hinneigung eine gewisse Scheu und Verehrung, genährt durch das Bewußtsein der Abhängigkeit von Vater und Mutter und die Erkenntniß des stärkeren Wollens und größeren Könnens derselben. Die Kindesliebe des gesunden Kindes ist immer mit einer Dosis Respekt versetzt. Dieser Respekt erstreckt sich später auch noch auf andere erwachsene Personen, bei denen das Kind Wollen und Können entdeckt oder voraussetzt. Respekt vor Höherstehenden, Reichen, Mächtigen, der bei dazu Veranlagten das ganze Leben zu dauern pflegt, ist aus solchem natürlichen Kindesrespekt entstanden. Ebenso ist der Respekt vor dem Greisenalter ein sekundärer, anerzogener oder durch Reflexion erzeugter. Denn an und für sich hat der Greis viel weniger Imponirendes für das Kind, als der in der Vollkraft der Jahre stehende Mann. Falsche Vorstellungen von dem Werthe und der Bedeutung gewisser Personen oder Stände erzeugen auch falschen Respekt. Bekannt ist ja die

Erfahrung, daß der heranwachsende Jüngling mehr Respekt vor seinem älteren Bruder, dem Studenten, zu haben pflegt, als vor seinem würdigen Professor.

Aehnlich, wie mit dem Mitleid, ist es auch mit der Mitfreude. Dieselbe ist zwar weniger umfassend, indem sie es nicht mit der ganzen Menschheit, sondern stets nur mit Einzelnen zu thun hat. Aber dafür haftet ihr auch nicht die Spur von Erdenstaub an. Echte Mitfreude ist ganz selbstlos, ja sogar gegen das eigene Wohl gleichgiltig. Sie ist der höchste Ausdruck menschlicher Sympathie und deshalb der Kindesseele noch fremd. Was man hier so nennen könnte, ist kaum etwas Anderes, als Nachahmung, Ansteckung durch die freudige Stimmung Anderer, oder das behagliche Gefühl der Befriedigung, das von den Mienen der Umgebung abgelesen wird. Aber der Weg, Mitfreude zu erlernen, ist derselbe der persönlichen Erfahrung am eigenen Ich, den das Kind beim Mitleid geführt wird. Nur ist er länger und der Gipfel der Vollendung wird nur von Wenigen erreicht.

Aesthetische Anschauungen sind stets anerzogen. Die Ansichten über das, was schön ist, gehen, besonders in Kunstsachen, bekanntlich weit auseinander, und man kann ein sittlich vortrefflicher Mensch sein, ohne für Kunst irgend ein Verständniß zu haben. Doch würde es als ein Mangel anzusehen sein, wenn auch die Uranlagen dazu fehlten. Als solche Uranlagen sind zu bezeichnen der Sinn für Symmetrie und Harmonie. Wo derselbe fehlt, da fehlt es auch an Sinn für Ordnung überhaupt, und eben dies erstreckt sich mit auf das sittliche Gebiet. Ein unordentliches Kind ist zugleich ein unsauberes und unfleißiges und, falls die Erziehung nicht noch zu rechter Zeit eingreift, um etwa versteckt liegende Anlagen aufzusuchen und hervorzuziehen, darf man mit einiger Sicherheit schließen, daß auch die fernere Lebensführung eine ungeordnete und disharmonische sein wird. Denn auch die Vorstellungen, und darunter natürlich auch die auf sittlichem

Gebiete vorhandenen, liegen ungeordnet durcheinander. Wirkliches Pflichtgefühl und die stets wache Empfindung für das, was sich schickt, oder was man Anderen schuldet, fehlt oder wird im besten Falle durch eine plötzliche Aufwallung ersetzt. Diese Wechselwirkung ästhetischer und ethischer Anlagen ist längst bekannt. Deshalb sagt man mit Recht, daß die Pflege der schönen Künste veredle. Vor einem Menschen aber, an dessen Wiege keine der Grazien gestanden, magst du dich in Acht nehmen. —

Viertes Hauptstück.

Die Eintheilung der Kindesfehler.

Wie in allen Wissensgebieten, die es mit einem reichen thatsächlichen Inhalte zu thun haben, so ist auch bei der Lehre von den Fehlern der Kindesseele eine Eintheilung und Gruppirung nöthig, um Zusammengehöriges mit einem Blicke umfassen, Unzusammenhängendes ausscheiden und so sich besser zurecht finden zu können. Doch begegnen wir hier besonderen Schwierigkeiten, nicht blos, weil Kindesfehler auf den verschiedensten Ursachen beruhen können, sondern auch, weil ihre Aeußerungen je nach den Ursachen sehr verschieden sich gestalten, sodaß Fehler, die wir mit demselben Namen benennen, trotzdem oft ein sehr verschiedenes Gesicht zeigen. Schon im zweiten Hauptstück wurde auf dieses Verhältniß gelegentlich aufmerksam gemacht. Lüge, Thierquälerei, Unordentlichkeit entfließen den verschiedensten Quellen, ja von den wenigsten Kindesfehlern vielleicht kann man sagen, daß jedesmal nur eine einzige bestimmte Ursache unter Ausschluß aller anderen zu Grunde liege.

Die Eintheilung nach den Ursachen also würde unzweckmäßig sein, wenn sie überhaupt ausführbar wäre. Denn abgesehen davon, daß der Ursachen so viele sind, daß eine

erschöpfende Aufzählung kaum zu ermöglichen sein dürfte, würde sie auch zu einer Zerreißung und Trennung zusammengehörender Gruppen und Theile und zu unliebsamen Wiederholungen führen.

Dasselbe würde der Fall sein bei einer Eintheilung in ererbte und erworbene Charakterfehler. Die große Wichtigkeit dieses Unterschiedes steht zwar außer Frage. Im Einzelfalle wird man stets genöthigt sein, wieder darauf zurückzukommen, und keine Erziehungslehre darf ihn mehr übersehen. Aber zu einer wirklichen Classifikation und der Möglichkeit einer Uebersicht würde diese Eintheilung Nichts beitragen. Man hat statt der genannten Ausdrücke auch die Bezeichnungen natürliche und künstliche Fehler oder einheimische und fremde gesetzt. Unter natürlichen oder einheimischen einerseits hat man dabei die aus ererbten Anlagen entwickelten, also dem betreffenden Kinde eigenthümlichen, ihm innewohnenden Fehler, — unter künstlichen oder fremden andererseits die ihm durch äußere Umstände, namentlich Erziehungsfehler, böses Beispiel, ungebildete Umgebung u. s. w. aufgepfropften oder als fremde Bestandtheile eingeimpften zu verstehen. Neue Begriffe sind durch diese Bezeichnungen nicht geschaffen worden. Es sind nur andere Ausdrücke für dieselbe Sache.

Man spricht auch von akuten und chronischen Fehlern. Unter letzteren hat man die dem Kinde dauernd, d. h. durch längere Zeit anhaftenden, mit seinem Naturell verwachsenen Fehler, mögen dieselben nun aus ererbten Anlagen entstanden oder erworben sein, zu verstehen. Erstere dagegen stellen mehr Gelegenheitsfehler dar, die zwar auch aus dem Naturell entstehen, aber nicht als bleibende Erscheinung, sondern mehr gelegentlich und vorübergehend auftreten. Auf dem Gebiet des Wollens und Handelns gehören hierher z. B. Temperamentsausbrüche, aus Angstaffekten hervorgegangene Lügen, übermüthige Excesse u. dergl. Ihr Gegenstück auf dem Vorstellungsgebiete finden sie in unvermutheten Flüchtigkeitsfehlern beim Arbeiten,

augenblicklicher Zerstreutheit, mangelnder Sammlung. Etwas anders drückt der Philosoph Herbart das Verhältniß beider Gruppen zu einander aus, indem er sagt: „Es giebt Fehler, die das Kind hat, und Fehler, die das Kind macht.“ — Man könnte hier an Gewohnheits- und Gelegenheits- oder Verbrecher aus Leidenschaft denken. Ein solcher Vergleich würde im Hinblick auf die „unschuldige“ Kindesnatur vielleicht verletzend wirken, wenn man sich nicht vergegenwärtigen müßte, daß auch der Gelegenheitsverbrecher erst ein Kind war, aber ein mit chronischen Fehlern behaftetes.

Auch ob dem Fehler körperliche oder geistige Ursachen zu Grunde liegen, hat man als Eintheilungsprincip hervorgezogen. Im ersteren Falle würde es sich um Fehler handeln, die aus dem Uebergewicht körperlicher Einflüsse auf Stimmung, Gemüth, Vorstellungsleben u. s. w. hervorgehen. Es handelt sich hier zum Theil um Fehler, welche hart an der Frage der Geisteskrankheit stehen, oder dieselbe schon überschritten haben, z. B. um Schwachsinn von den leichtesten Graden bis zum ausgebildeten Idiotismus, um schwere und anhaltende Gemüthsverstimmung, — Erregung der Phantasie von einfacher, noch als solche vom Kinde erkannten Vision bis zur wirklichen Sinnestäuschung, — verkehrtes triebartiges Handeln. Hier gerade sind die Uebergänge vom Gesunden, d. h. von dem, was man noch nicht als geisteskrank bezeichnen darf, zum Kranken ungemein zahlreich und flüssig.

Als rein geistig vermittelt würde man alsdann alle Fehler, bei denen eine körperliche Grundlage nicht nachzuweisen ist, anzusehen haben. Es ist jedoch hierbei zu beachten, daß nicht blos die direct auf den Geist von Außen einwirkenden Einflüsse, z. B. Affekte in Frage kommen, sondern daß es sich zugleich immer um eine Anlage handelt, bei der aus inneren Gründen des seelischen Geschehens sich Regelwidrigkeiten, d. h. Fehler ausbilden. Im letzten Grunde haben wir uns solche geistigen Anlagen natürlich ebenfalls körperlich, nämlich im

Gehirn vorgebildet zu denken. Der Fehler kann sich alsdann auch ohne äußere Ursache nur aus der Weiterentwickelung der ursprünglichen Anlage heraus bilden. Ebenso oft freilich bleibt die Anlage latent (S. 1. Hauptstück) und wird entweder als solche wieder vererbt oder, wenn die Gelegenheit zur Entwickelung fehlt, mit der Zeit, und sei es oft auch erst sehr allmählich, durch mehrere Generationen hindurch getilgt.

Endlich theilt man auch die Kindesfehler nach den sogenannten Seelenkräften ein. Das gesammte Seelenleben kann man in drei Hauptgebiete theilen, nämlich 1. des Fühlens und Empfindens, 2. des Vorstellens, wozu auch Denken und Urtheilen gehört und 3. des Wollens und Handelns. Derselben Eintheilung nun kann man auch die Fehler der Kindesseele unterwerfen. Doch ist hierbei Folgendes nicht zu übersehen:

Im geordneten bewußten Seelenleben arbeitet keine dieser Seelenkräfte isolirt für sich allein, sondern ist von den anderen mit abhängig, oder versetzt sie selbst in Mitthätigkeit. So vermittelt Fühlen und Empfinden sofort Vorstellen, bewußtlos Handeln ist ohne vorausgegangene Vorstellung nicht denkbar. Das Gleiche ist auch bei Regelwidrigkeiten des Seelenlebens der Fall. Störungen der Gefühlsthätigkeit ziehen das Vorstellungsleben, und sei es auch nur die Vorstellung von Zuständen des eigenen Ich's, in Mitleidenschaft, und dem regelwidrigen Handeln pflegen Störungen des Gefühls und des Vorstellungslebens vorauszugehen. Man muß sich also stets vergegenwärtigen, daß, wenn von Fehlern einer der genannten drei Seelenkräfte die Rede ist, doch trotzdem fast ausnahmslos die übrigen in irgend einer Weise mitbetheiligt sind. Es schließt dies nicht aus, daß das neue Gebiet vorzugsweise betheiligt sein kann, oder auch, daß auf seinem Boden zuerst die fehlerhafte Anlage erwachsen und von dort aus weitergewuchert sei.

Im Allgemeinen zeichnet sich jedoch diese Eintheilung durch Uebersichtlichkeit und Vermeidung von Wiederholungen vortheilhaft aus. Wir werden sie deshalb auch unseren

weiteren Darstellungen, welche sich mit der Besprechung der einzelnen Kindesfehler beschäftigen werden, zu Grunde legen.

Die übrigen Beziehungen brauchen darum nicht übergangen zu werden. Namentlich wird uns die Frage nach den Ursachen, ob der Fehler ererbt oder erworben, ob er körperlich oder geistig vermittelt sei, in jeder der zur Schilderung kommenden Typen beschäftigen. In engem Zusammenhange damit steht die Vorhersage, d. h. die Frage nach der Möglichkeit der Beseitigung. Denn für den Erzieher ist es von größter Wichtigkeit, schon von vornherein sich ein Bild darüber machen zu können, ob sein Liebesmühen raschen und vollständigen Erfolg verspricht, oder nicht. Ich spreche nicht von Erfolg überhaupt, denn dieser ist stets außer Frage. Das ist das Schöne im Berufe des Erziehers, mag er nun Vater, Mutter oder Lehrer sein, daß er niemals, selbst in den scheinbar schwersten Fällen nicht, hoffnungslos arbeitet, sondern daß ihm ein gewisser Grad des Gelingens stets gewährleistet ist.

Von großer Wichtigkeit ist es dabei auch, ob es sich um einen Fehler aus Defekt (um einen „Fehler" im wirklichen Sinne) oder um einen aus Ueberwucherung handelt. Das eine Kind zeigt z. B. grausame Neigungen, weil ihm schon von vornherein die sympathischen Anlagen fehlen, — das andere aus Nachahmung, Neugierde oder Aberglauben, kurz aus einer Ueberwucherung und falschen Richtung der Vorstellung. Erstere Fälle sind stets die schwierigsten. Denn es liegt auf der Hand, daß es leichter sein muß, etwas Ueberflüssiges fortzuschaffen, als etwas Neues zu bilden. So operirt auch der Chirurg mit Leichtigkeit einen Auswuchs der Nase, zu seinen schwersten Aufgaben aber gehört es, eine fehlende Nase zu ersetzen. Wie aber dem Chirurgen der Ersatz fehlender Stücke nur unter Heranziehung benachbarter gesunder Theile möglich ist, so muß auch der Erzieher es versuchen, intellektuelle oder Charakterdefekte mit Hilfe verwandter Ideengruppen zu decken.

Fünftes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Fühlens und Empfindens.

Die Gesammtempfindung des Kindes, wie jedes Menschen, ist gleich der Gesammtwirkung der auf dasselbe einwirkenden körperlichen und geistigen Reize. Bei den folgenden Schilderungen wird immer nur von der Gesammtempfindung, nicht aber von Theilempfindungen, z. B. körperlichem Schmerz, die Rede sein. Nicht was das Kind fühlt, sondern wie es fühlt, ist das Wichtigste bei diesem Gegenstande.

Wir werden dabei zwei Hauptgruppen zu unterscheiden haben, je nachdem nämlich die Reizempfänglichkeit zu groß oder zu gering ist, oder, was dasselbe sagen will, je nachdem regelwidrig erhöhte Erregung oder Gefühlsstumpfheit vorhanden ist. Der sichtbare Ausdruck nun der Gesammtempfindung ist die Stimmung. Daher haben wir es hier vornehmlich mit Stimmungsfehlern zu thun. Wir werden dabei finden, daß auch diejenigen Stimmungen, die gewöhnlich als niedergedrückte (sogenannte Depressions=) Stimmungen angesehen werden, wie Trauer, Angst, Furcht, Empfindlichkeit u. s. w. in Wirklichkeit Erregungszustände darstellen, gerade so gut, wie Freude, Ausgelassenheit und Uebermuth. Erstere sind die wichtigeren, weil sie zugleich die häufigeren sind. Der Schmerz ist uns verwandter, als die Freude. Denn wenn wir auch dem pessi=

mistischen Philosophen, der die Freude nur ein Aufhören des Schmerzes nennt, vielleicht Unrecht zu geben geneigt sein möchten, und wenn wir der Freude auch gern einen positivern Antheil an unserm Wohlbefinden gutschreiben wollen, so müssen wir doch auch zugestehen, daß die Gelegenheit, Schmerz zu empfinden, reichlicher im Menschenleben ausgestreut ist, als die zur Lust. Dies gilt vornehmlich allerdings vom Erwachsenen mit seinem großen geistigen Hintergrunde. Das Kind ist günstiger gestellt. Aber des Menschen gewissestes Erbtheil, den Schmerz, hat es ebenfalls schon angetreten.

Indem wir nunmehr in die Schilderung der einzelnen Kindesfehler eintreten, wollen wir zunächst die erste Gruppe, nämlich die Erregungszustände durchnehmen. Sie theilt sich in zwei Classen, in die Erregungszustände mit schmerzlicher (niedergedrückten) und in die mit heiterer (überhebender) Verstimmung. Alsdann wird die große Gruppe, welche die aus mangelnder Erregbarkeit erstehenden Fehler umfaßt, besprochen werden, und daran wird sich die Darstellung von einigen Regelwidrigkeiten des Empfindens überhaupt schließen. Noch einmal möge jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß unter dem Ausdrucke Fehler nicht etwa bloß Mängel des Charakters im moralischen Sinne, soweit sie Begehren und Handeln betreffen, also Unarten, Laster, schlechte Gewohnheiten, sondern ganz im Allgemeinen überhaupt Regelwidrigkeiten gemeint sind. Die Ausdrücke „fehlerhaft“ und „schlecht“ decken sich also durchaus nicht überall. Statt „fehlerhaft“ dürfte man bei manchen Formen mit größerem Rechte krank sagen. Schon der erste zur Besprechung kommende Typus, das traurige Kind, wird ein passendes Beispiel dafür abgeben.

1. Das traurige Kind.

Labruyére sagt, „Kinder besitzen weder Vergangenheit noch Zukunft, sie genießen aber, was uns nicht so leicht

widerfährt, die Gegenwart.“ Kinder leben im Genusse des Augenblicks, unbeirrt durch Probleme und unbeschwert vom Ballast der Gedanken. Daher herrscht als hervorstechendster Zug des kindlichen Seelenlebens heitere Stimmung, fröhliche, unbekümmerte Daseinsfreude. Die Trauer, wenn sie, durch äußere Umstände geladen, sich einstellt, ist nur ein flüchtiger Gast und pflegt rasch wieder zu entweichen. Andauernd niedergedrückte Stimmung gehört deshalb zu den Regelwidrigkeiten.

Der Zustand ist natürlich leicht zu erkennen. Zuerst macht sich der Ausfall der natürlichen kindlichen Heiterkeit bemerklich. An Stelle der Neigung zu lautem, ruhelosem Betragen, zu Ausgelassenheit und zum Uebermuth, Eigenschaften, die das Kind vielleicht früher ausgezeichnet haben, ist ein dumpfer Ernst getreten. Das sonst so starke Selbstgefühl ist entschwunden, oder gar in das Gegentheil: Selbstunterschätzung verwandelt. Vorstellen und Denken ist gehemmt. Mindestens erscheint der Fluß der Gedanken verlangsamt, und dafür ist düsteres Grübeln über einen bestimmten schmerzlichen Gedanken getreten.

Dem entspricht auch die äußere Haltung. Sie ist still, verschlossen, abwehrend. Das Kind kriecht förmlich in sich zurück, die Stimme ist leise und gedämpft, die Antworten erfolgen langsam und zögernd, statt derselben oft nur tiefes Aufseufzen. Der Blick ist weit in die Ferne verloren, oder in sich versunken, wie geistesabwesend, die Züge sind schlaff und hängend, das Aussehen schlecht.

In noch höheren Graden tritt völlige Starre und Unbeweglichkeit ein. Das Kind sitzt regungslos, wo es hingesetzt wird, rührt sich nicht, äußert sich nicht und vergißt auch seine körperlichen Bedürfnisse. Die Ernährung kommt sehr herunter, das Aussehen ist in hohem Grade leidend, alle körperlichen Funktionen gehen langsam von Statten, das Athmen ist oberflächlich, Nahrung wird freiwillig gar nicht eingenommen, die

Haut ist bläulich und kalt. Auch die geistige Thätigkeit leidet sehr bedeutend, und nach der Genesung ist entweder gar keine, oder nur eine dämmerhafte Erinnerung vorhanden.

Ein trauriges Kind ist immer ein krankes Kind. In dem zuletzt geschilderten Grade hat es die Schwelle wirklicher Geisteskrankheit schon überschritten. Aber auch in seinen Anfängen, wo das Leiden erst noch als Verdrießlichkeit, Unlust, Launenhaftigkeit auftritt, ist es stets Vorbote oder Begleiterscheinung körperlicher Leiden, z. B. tuberkulöser Hirnhautentzündung, oder langandauernde Ernährungsstörungen. Obgleich es deshalb ein Gegenstand der Behandlung nicht sowohl für Eltern und Erzieher, als vielmehr für den Arzt bildet, soll doch auch hier davon die Rede sein. Denn, so unglaublich und unwahrscheinlich es auch klingen mag, auch hier kommen Verkennungen genug vor. Schon manches arme, durch im Geheimen wühlende Krankheit traurig verstimmte Kind ist im Hause sowohl, als in der Schule wegen Faulheit und Verstocktheit, Unwilligkeit oder Bosheit hart gestraft, ja gemißhandelt worden, ehe es ihm vergönnt war, sich auf sein letztes Lager zu strecken.

Das traurige Kind zeigt also eine tiefgehende Erregung, einen Affekt. Derselbe braucht aber nicht jedesmal auf fehlerhaft erhöhter Reizbarkeit zu beruhen. Vielmehr können auch die körperlichen Reize, also die schlummernde Krankheit, so stark sein, daß auch der von Haus aus kräftig genug angelegte Widerstand der Kindesseele gebrochen wird. Anders verhält es sich bei dem nun folgenden Typus.

2. Das empfindliche Kind.

Beim empfindlichen Kinde ist die gemüthliche Reizbarkeit erhöht. Das Gemüth wird leichter in Anspruch genommen und empfindet stärker.

Je nachdem die Gefühlserregung sich mehr auf das eigene Ich oder auf andere Personen und Dinge richtet, unterscheidet

man das übelnehmerische und das empfindsame oder sentimentale Kind. Uebelnehmerische Kinder sind stets leicht gekränkt, empfinden auch die leiseste Rüge sehr bitter und spinnen in ihrem krankhaft erregten Gemüth die vermeintlich erlittene Unbill gerne immer weiter, sodaß es oft kaum zu unterscheiden ist, ob man es mit einer krankhaften Vorstellungsthätigkeit oder mit wirklicher Verlogenheit zu thun habe. Solche Kinder sind im Stande, sich zu Hause zu beklagen, sie seien vom Lehrer geschlagen oder geohrfeigt worden, ohne daß auch nur ein Wort davon wahr ist. Trotzdem hat man es hier nicht mit wirklichen Lügen zu thun, sondern das Kind hat vielleicht im Anlaß einer unbedeutenden Rüge oder auch nur einer einem Mitschüler widerfahrenen Strafe solange in Bildern ihm selbst erwiesenen Unrechts sich ergangen, bis er schließlich selbst daran geglaubt hat. Solche Kinder schwelgen überhaupt gern im eingebildeten Unglück, gerade wie häufig auch Erwachsene es thun. Sie stellen sich den Vater, die Mutter als die größten Tyrannen und als ihre ärgsten Feinde vor, sehen sich selbst gemißhandelt und eingesperrt, und erquicken sich an der Vorstellung gelungener Fluchtversuche und des dadurch in den Familien hervorgerufenen Schreckens.

Uebelnehmerische Kinder erweisen sich, wenn sie zugleich erhöhtes Selbstgefühl und starkes Begehren zeigen, häufig zugleich als mißgünstig, neidisch und eifersüchtig. Es giebt Kinder, welche die ihren Geschwistern und Gespielen erwiesenen Zärtlichkeiten und Liebkosungen so wenig vertragen, daß sie geradezu krank davon werden. Der berühmte Irrenarzt Esquirol berichtet Fälle, wo die verzehrende innere Leidenschaft tödtlich wurde.

Das empfindsame oder sentimentale Kind wird vornämlich durch Vorstellungen, die nicht sein eigenes Ich betreffen, erregt und gerührt. Es zeigt starke Neigung zu wehmüthigen Stimmungen, Thränenausbruch beim Lesen

rührender Erzählungen, beim Anhören sentimentaler Lieder oder gefühlvoller Musikstücke. Von einem sechsjährigen Knaben wird berichtet, daß er viele Manate lang beim Gang zur Schule unter Händedrücken, Küssen und Weinen jedesmal von den Eltern Abschied nahm und beim Weggehen von Hause noch mehrere male zurückkehrte, um noch einmal Abschied zu nehmen. Dabei lag gar kein Widerwille gegen die Schule oder gar Furcht vor Strafe vor. Die eigene Lage, die Nothwendigkeit, vom Elternhause unter fremde Menschen gehen zu müssen, war dem kleinen Empfindling nur so übermäßig rührend und bemitleidenswerth vorgekommen. Hier war der Gegenstand des Mitleids zwar die eigene Person, aber das eigene Leid war wie ein fremdes angeschaut worden. Nebenbei mag erwähnt werden, daß diese erhöhte Reizbarkeit ihr Gegenstück auch auf körperlichem Gebiete findet, nämlich in der leichteren Anfälligkeit und raschem „Nervöswerden" von Krankheitsymptomen, z. B. des Fiebers.

Während das übelnehmerische Kind meist nur die unliebenswürdigen Seiten seiner Natur hervorkehrt, pflegt das empfindsame Kind sich in gefälligerem Lichte zu zeigen. Es ist anschmiegsam, weich, erkenntlich und bescheiden. Ja, man darf sagen, daß manche ethisch hochstehende Eigenschaft des Erwachsenen erst aus dieser Anlage erblüht ist. Wer für fremdes Leiden wirkliches Mitgefühl hat und sich hinein versetzen kann, wer beim Anblick eines dem Nebenmenschen zugefügten Unrechtes erglühen kann, wem nicht Alles Hekuba ist, von dem darf man auch annehmen, daß er schon als Kind empfindsam gewesen ist. Schwer erträglich und bedenklich zugleich wird diese Eigenschaft erst dann, wenn, durch Erziehungsfehler veranlaßt, zu der Naturanlage noch künstliche Zuthat, gemachtes Mitleid und affektirtes Wesen hinzutritt.

Bei beiden Typen kann die Erziehung viel dazu thun, den Charakterfehler zu mildern und dem Kinde eine kräftigere Selbstcontrolle anzugewöhnen. Freilich kann dies nicht durch

Härte oder gar Spott geschehen. Denn durch Beides würde man an Stelle einer im Grunde nur eingebildeten, wahre mit berechtigtem Mißtrauen gepaarte Abneigung setzen. Oder man würde das Kind verschüchtern. Sondern man trete dem Kinde mit Ruhe und Gelassenheit, die aber doch Liebe und Wohlwollen durchscheinen läßt, gegenüber. Man behandele es mit Sorgfalt und Gerechtigkeit, und endlich — man schaffe durch Beschäftigung mit realen Dingen ein wirksames Gegengewicht gegen die Ueberschwänglichkeit eingebildeter Vorstellungen. In dieser Weise gezügelt und abgeklärt werden in der Seele des Erwachsenden später schöne Früchte mitleidvoller Gesinnung und idealer Lebensauffassung reifen.

3. Das launenhafte Kind.

Launenhaftigkeit ist gleichfalls ein Stimmungsbild gesteigerter Reizempfänglichkeit und Empfindlichkeit. Sie zeichnet sich hauptsächlich durch zweierlei aus, erstlich durch den Wechsel der Erscheinungen, und zweitens durch ihre nahe Beziehung zum Wollen und Begehren. Das launenhafte Kind kann alles sein und wird, so zu sagen, jeder Stimmung gerecht. An einem Tage, ja in derselben Stunde, ist es empfindlich und nachgiebig, herrisch und bescheiden, weinerlich und heiter, ein Spielverderber und der beste Kamerad. Das hat seine Ursache darin, daß die Stimmung schon durch die schwächsten Veranlassungen, und zwar nach entgegengesetzten Richtungen hin, beeinflußt wird, daß aber die Wirkung nicht tief und anhaltend genug ist, um nicht sofort wieder von einem andern Reiz abgelöst zu werden.

Hierdurch unterscheidet sich das launenhafte von dem verdrießlichen Kinde. Verdrießlichkeit ist die schwächere und weniger pathetische Schwester der Trauer. Während diese sich vornehm zurückhält und nur bei großen Gelegenheiten auftritt, erscheint Verdrießlichkeit oft als täglicher Gast, der nicht so leicht aus dem Hause zu weisen ist. Auch bei

Kindern ist verdrießliches Wesen häufig, alsdann aber als Dauererscheinung und, wie die Trauer, meist auch durch Krankheit und Ernährungsstörungen bedingt. Deshalb pflegen verdrießliche Kinder auch ein schlechtes, blutleeres, graugelbes Ansehen zu haben. Das launenhafte Kind kann unter Umständen liebenswürdig sein, das verdrießliche ist es nie.

So abspringend wie in der Stimmung ist das launenhafte Kind auch im Vorstellen und Begehren. Aller Augenblicke will es etwas Anderes. Kaum hat es sich zum Spiele niedergesetzt, greift es auch schon nach einem andern, der eben erst heftig begehrte Gegenstand erweckt alsbald schon kein Interesse mehr. Trotzdem ist das Begehren oft stark und anhaltend genug, um den Versuch zu machen, durch anhaltendes Bitten oder Trotzen etwas zu erreichen. Das Naturell des Kindes gebiert dabei wiederum verschiedene Spielarten. Es giebt launenhafte Kinder, die ihr Begehren in herrischer und heftiger Weise kundgeben, wenn Alles nichts hilft durch Schreien und Toben. Namentlich ist dies Verfahren bei Knaben sehr beliebt. Andere Kinder zeigen ein einschmeichelndes, anschmiegsames Wesen oder suchen ihr Ziel zu erreichen, indem sie sich schmollend in ihren Winkel zurückziehen.

Launenhaftigkeit bei Kindern ist meist ein Kunstprodukt durch Erziehungsfehler, namentlich zu weit getriebene oder am unrechten Orte geübte Nachgiebigkeit. Kinder, die ein längeres Krankenlager durchgemacht haben, werden hinterher oft launenhaft, nicht allein, wie man denken könnte, durch die schwächenden Einflüsse der Krankheit, sondern ebenso häufig, weil die Mutter dem so leidend gewesenen und nun wieder erstandenen Liebling nichts abzuschlagen vermochte, oder weil sie den auf's Neue erwachten Thätigkeitstrieb nicht in die rechten Bahnen lenkte. Das Heilmittel liegt auch hier, wie beim empfindlichen Kinde, in ruhiger, wohlwollender Consequenz und in Angewöhnung an Stetigkeit des Denkens, Spielens und Arbeitens.

4. Das ängstliche Kind.

Wie die Trauer, so interessirt auch die Angst der Kinder mehr den Arzt, als den Erzieher. Auch spielen sich hier die Erscheinungen mehr im Hause, als in der Schule ab. Gemeint ist hier natürlich nicht die, so zu sagen, natürliche Angst in oder vor einer wirklichen Gefahr, z. B. vor einem Sturze oder einem Hunde oder einem Betrunkenen. Solche Angst ist vorübergehend, ausreichend begründet und selbstverständlich. Sondern gemeint ist die ganz gegenstandslose Angst, die das Kind anhaltend peinigt, oder die ganz unbegründete Erwartungsangst vor bestimmt eintretenden und vorhergesehenen, dabei an sich ganz harmlosen Dingen. Allbekannt ist die Nachtangst, die Angst vor dem Schlafengehen.

Auch die Angst erzeugt Symptome, die Jedermann, wenn sie rein und unverhüllt auftreten, leicht kenntlich sind. Ebenso häufig aber tritt sie maskirt auf. Solche Masken, hinter denen das Kind seine Angst verbirgt, sind scheinbar lustiges Pfeifen und Singen, überhaupt Lärm jeder Art, unartiges Betragen oder umgekehrt überströmende Zärtlichkeit gegen Andere, zumal die Mutter. Gerade bei der Nachtangst ist letztere ein fast nie fehlender Zug. Von einem zehnjährigen Knaben wird berichtet (S. Emminghaus, die psychischen Störungen des Kindesalters, S. 72), daß er mit Mühe zu Bett und in Schlaf gebracht, nach $^1/_2$—1 Stunde wieder aufwacht, unter den Geberden der Todesangst in die Höhe schnellt und nun unter gellendem Geschrei, daß man es Häuser weit hört, nach Vater und Mutter schreit: „Ich sterbe, ich sterbe, Papachen, theuerstes Mamachen, rettet mich!“ Aehnliche Beispiele würde man in vielen Familien auffinden können, wenn man darnach suchen wollte. Bemerkenswerth ist, daß von der Nachtangst und den durch sie hervorgerufenen Scenen keine Erinnerung am Tage zurückzubleiben pflegt.

Wie die Trauer, so ist auch die Angst häufig bloßes Krankheitssymptom. Sehr oft spielt das Herz hier eine

Rolle, wofür ja auch spricht, daß das Angstgefühl häufig in der Herzgrube empfunden wird und mit Beklemmungen einhergeht. Man spricht deshalb auch mit Recht von einer Herzensangst. Doch kommt auch Angst vor, die nirgends ihren „Sitz" hat und nur im Allgemeinen als „innere Angst" bezeichnet wird. Angst scheint häufiger bei Knaben, als bei Mädchen vorzukommen, und dann sind es meist zarte, schwächliche, nervöse Knaben, die davon betroffen werden. Solch' armer verhätschelter Junge zieht sich dann unfehlbar den Vorwurf der Feigheit zu und wird verspottet und geneckt, was seinen Muth auch nicht zu heben vermag.

Aber auch als Kunstprodukt einer verkehrten Erziehung tritt Angst auf. Dies ist hauptsächlich alsdann der Fall, wenn Vorstellungen einer drohenden oder möglichen Gefahr, oder auch nur schreckhafte Vorstellungen überhaupt in die Kindesseele gepflanzt werden. In einer so vorbereiteten Seele wirkt alsdann schon die Erwartung von etwas Unbekanntem, in den gewöhnten Vorstellungskreis nicht Hineinpassenden, ängstigend. Auch Angst vor der Angst, die das Kind voraussieht, kommt vor. Hierher gehört namentlich die schon genannte Nachtangst. Es verhält sich ähnlich damit, wie mit der Schlaflosigkeit Erwachsener, die auch häufig nur durch die Vorstellung, daß man nicht schlafen werde, unterhalten wird.

Deshalb ist es eine alte Lehre, daß furchterregende Erzählungen, Geschichten, bei denen man das Gruseln lernen kann, aus der Kinderstube zu verbannen sind. Jede Mutter, jede Erzieherin weiß es, aber es wird noch zu wenig darauf geachtet. Bei ausgebrochenem Leiden thut ruhige liebevolle Zusprache das Beste. Mit Strenge ist hier gar nichts zu erreichen. Namentlich wäre es ganz verkehrt, das nachtängstliche Kind zu zwingen, allein zu Bett zu gehen und wachend allein zu bleiben. Schwere Anfälle von Gehirnkrämpfen können die Folgen solch' unklugen und lieblosen Beginnens sein. Hier kann, soweit es die Erziehung betrifft, nur Geduld

und Abgewöhnung helfen. Zarte nervöse Knaben führe man vorsichtig in die Gesellschaft ihrer robusteren Gespielen ein, gewöhne sie an Selbstvertrauen und entwöhne sie vom mütterlichen Schürzenbande mit ruhiger Sanftmuth. In keinem Falle versäume man, bei solchem Erziehungswerk den Arzt hinzuzuziehen.

5. Das verlegene Kind.

Wer kennt ihn nicht, den kleinen Vierjährigen, mit zur Seite geneigtem Kopfe, schüchtern in die Höhe geschlagenem Blicke, grimmassirendem Lächeln und den Zeigefinger im Munde? Während die Angst auf das Kommende sieht, und die Trauer die Vergangenheit im Auge hat, ist Verlegenheit der Ausdruck der peinlichen Empfindung des Augenblicks, gleich häufig bei Kindern, wie bei Erwachsenen. Verlegenheit ist ein seelischer Spannungszustand, bei dem die Vorstellung, wie bei einem heftigen Schrecken, auf einen Punkt gebannt stehen bleibt. Die Folge hiervon ist Stockung und Verlangsamung des Vorstellens und Denkens, daneben blitzartiges Auftauchen ungehöriger Vorstellungen und halbunbewußte zwangsartige Bewegungen der Glieder, wie Trampeln, Scharren mit den Füßen, Drehbewegungen der Hände u. s. w.

Die alte Erziehungskunst sah Verlegenheit als Zeichen einer bescheidenen Gemüthsart nicht ungern. Die Jungfrau mit schüchternen, verschämten Wangen, die es vor fortwährendem holdseligen Erröthen zu keiner natürlichen gesunden Gesichtsfarbe bringen kann, war so recht das Schooßkind einer jetzt schon etwas verblaßten und unmodern gewordenen Lyrik. Verlegenheit, wenn sie nicht gelegentlich, sondern als gewohnheitsmäßiges Verhalten auftritt, ist jedoch ganz gewiß als ein Charakterfehler, und zwar meistentheils als ein durch die Erziehung verschuldeter anzusehen. Sie ist eine Art Schrecken vor etwas ungewohnt vor uns Hintretendes, gepaart mit der Vorstellung, der Lage nicht gewachsen zu sein. Ihre tiefste

Wurzel findet sie in der Abgeschlossenheit der frühesten Kinderstube und äußert sich zuerst als Scheu und Abneigung vor fremden Gesichtern. Aus letzterem Umstande erklärt es sich auch, weshalb Gassenkinder nicht verlegen, sondern dreist zu sein pflegen. Sie sind schon früh an fremde Gesichter gewöhnt worden und kennen in ihrer glücklichen Unwissenheit und Unbefangenheit das Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit nicht. Das nil admirari, zu deutsch: vor Nichts Respekt haben, ist das Kennzeichen des wahren Gamins. Verlegenheit aber, namentlich im höheren Kindesalter, setzt immer schon einen gewissen Respekt vor Anderen voraus. — Auch idiotische Kinder sind nicht verlegen, weil bei ihnen die Vorstellung des eigenen Ich's verkümmert ist und ihr Verstand zu Vergleichen nicht ausreicht.

Verlegenheit wird aber oft auch erst später erworben in Folge gedrückter Lebensverhältnisse und beschämender Lagen. Sie äußert sich dann meist als Blödigkeit, Befangenheit und Schüchternheit, namentlich im Verkehr mit Höhergestellten. „Männerstolz vor Königsthronen" ist gerade keine allzu häufige Eigenschaft. Aber der Mangel derselben giebt sich in der Form der Schüchternheit und Befangenheit allerdings noch liebenswürdiger, als wenn kriechende Schmeichelei an die Stelle tritt. Der Segen, ich will nicht gerade sagen, des Reichthums, aber fester und geordneter Verhältnisse, die das Gefühl der Selbständigkeit früh in der Kinderseele reifen lassen, ist hier gar nicht zu überschätzen. Wie manchen armen Jungen habe ich nicht in meiner eigenen Schulzeit gekannt, der scheu und schüchtern sich die ganze Woche hindurch von einem Reihentische zum anderen herumdrücken mußte, und dem dann der harte Lehrer wohl gar noch die von der Anstalt geleisteten Benefizien in demüthigender Weise vorrückte! Wenn solche Naturen vor Höhergestellten, ja auch nur vor Reichen, zeitlebens eine gewisse Verlegenheit zeigen, so ist es nicht zu verwundern. Denn die Eindrücke der Kindheit bilden

auch für das ganze spätere Leben den Grundstock der Vorstellungen. Hier hat eben die Erziehung dem nicht vorbeugen können, was das Leben verschuldete.

Verlegenheit ist ein Affekt, und ihr, wie allen Affekten gegenüber, hat die Erziehung die Aufgabe, in der Kunst der Selbstbeherrschung zu üben. Man nützt dem Kinde dadurch für das ganze Leben, denn nur wer selbstbewußt auftritt, taugt zum Kampf um's Dasein. Und dann sieht doch ein unbefangener, fröhlicher, offener, wenn auch vielleicht manchmal etwas vorlauter Knabe entschieden besser aus, als der von des Gedankens Blässe angekränkelte, der sich, sobald Besuch ins Haus kommt, scheu um die Ecke drückt. Aber früh, schon in der Kinderstube, muß man anfangen. Hier gilt es, das Kind früh an fremde Eindrücke zu gewöhnen. Dem bereits ausgebildeten Charakterfehler gegenüber aber ist allmälige Abgewöhnung durch nachsichtige lächelnde Milde zu empfehlen. Durch Scheltworte, heftige Zurückweisung und kalte Strenge wird man die ängstliche Spannung des armen Verlegenen nur noch mehr steigern. Man suche das Vertrauen des schüchternen Kindes zu gewinnen, dann wird sich uns auch sein Herz öffnen.

Paart sich Schüchternheit mit Empfindlichkeit und der Vorstellung, ungerecht behandelt zu werden, so entsteht, wenn die Erziehung nicht rasch und sicher die richtigen Wege geht, der schwere Typus der Verstocktheit. Ein verstocktes Kind bietet der Erziehungskunst die schwersten Aufgaben. Gütliche Vorstellungen helfen hier nichts, weil sie das Kind von vornherein mit Mißtrauen aufnimmt und gar nicht erst darauf hört. Strenge aber würde das Uebel nur noch verschlimmern. Hier gilt deshalb doppelt und dreifach das Oben Gesagte. Nur durch unablässige Milde und indem man nicht müde wird, Liebe zu üben, nur durch eifriges Suchen wird man hoffen dürfen, den verlorenen Faden wieder zu finden.

Sechstes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Fühlens und Empfindens.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir im vorigen Hauptstück die mit geschwächtem Selbstgefühl und niedergedrückter Stimmung einhergehenden Kindesfehler kennen gelernt haben, schreiten wir jetzt zur Besprechung der Gruppe mit erhöhtem Selbstgefühl und gehobener Stimmung.

6. Das übermüthige Kind.

Unter Uebermuth verstehen wir hier die sich äußerlich kundgebende, der Umgebung lästig fallende Steigerung der natürlichen Heiterkeit und des natürlichen Bewegungsdranges auch sonst gut gearteter Kinder.

Der kindliche Uebermuth oder Muthwille kann sich natürlich in den allerverschiedensten Formen äußern. Oft bleibt es beim bloßen Toben und Schreien, z. B. beim lärmenden Spielen. Dies ist die häufigste Art, — zugleich auch ein Beispiel dafür, wie Fühlen und Handeln direkt zusammenhängen. Denn hier entspringt das ungebundene Handeln unmittelbar aus dem ungebundenen Gefühl, ohne daß erst die Vorstellung viel mit ins Spiel kommt. Dies ist noch die mildeste und erträglichste Form. Der Kinderfreund sieht

der auf der Straße mit lärmenden Spielen beschäftigten Kinderschaar, wo dies von der löblichen Polizei noch geduldet wird, nicht ungern zu und betrachtet solch' einen wilden, von Uebermuth strahlenden, gutherzigen, schmutzigen Bengel wohl gar mit einem Anflug von Behagen.

Eine weniger anmuthige Spielart bietet das fortwährend lachende Kind. Das Kind lacht eben, weil es lachen muß, weil der Reiz zum Lachen so stark ist, daß auch das Bestreben, ihm zu widerstehen, nichts hilft. Ja der Reiz steigert sich noch durch das Verbot des Lachens. Er wird dem Kinde, wenn er lange anhält, oft selbst peinlich und schlägt alsdann in das Gegentheil, in Weinen, um. In Schulen sind solche lachende Kinder gefürchtet, denn Lachen steckt an. Ermahnungen helfen hier nichts, — Furcht vor Strafe kann zwar dem Reize gebieten, doch widerstrebt es dem Gefühle, ein lachendes Kind zu züchtigen. Milde und zugleich wirksamer ist es, das Kind während seines Anfalles herauszuführen und in ein anderes Zimmer zu verbannen. In der Einsamkeit findet es sich dann sehr rasch, oft schon nach wenigen Minuten, von selbst zurecht.

Bedenklicher wird der Uebermuth schon, wenn er sich nicht an sich selbst genügen läßt, sondern zu planmäßigem Handeln auswächst. Hierher gehört das Herumvagabondiren bis tief in den Abend hinein, wobei allerlei Dummheiten getrieben werden, die waghalsigen Unternehmungen, wie Bäume erklettern, das zu frühe Betreten des Eises, das Einbrechen in fremde Obstgärten u. s. w. Aber es sind noch harmlose Dinge gegen die bei übermüthigen und ungezogenen Kindern nicht seltene Neigung, Anderen einen Schabernack zu spielen. Im zarten Kindes- und frühem Schulalter findet man sie seltener desto häufiger in den Flegel- und Backfischjahren, wo der Blick für die Schwächen Anderer, z. B. der Lehrer und Schulgenossen, geschärft ist, und welcher dann mit der der Kindesnatur eigenen Rücksichtslosigkeit nachgegangen wird.

Die Flegeljahre bilden eine besondere Spezialität des heranwachsenden Knaben im Alter von zwölf bis sechszehn Jahren. Die Körperkräfte haben sich entwickelt, ein eigenes Kraftgefühl durchströmt den Knaben, sein Muth ist ungebeugt und seine Geschicklichkeit in allerlei schönen Künsten, wie Turnen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen u. s. w. gestiegen. Neue Ideen sind in seinen Vorstellungskreis eingezogen, und damit auch ein bisher ungewohntes Begehren, sei es als fester Plan oder als bloßer zur augenblicklichen Verwirklichung drängender Einfall. Dadurch sind Selbstgefühl und Thatendrang mächtig gewachsen. Beides giebt sich kund in der bewußten Auflehnung gegen Sitte und Ordnung, in der Lust am Verbotenen und Gefahrvollen, in dem Gefallen am Gemeinen und Rohen, wenn es nur kräftig ist, in Renommisterei und Prahlerei. Das Benehmen gegen Schwächere ist roh und rücksichtslos, Mädchen werden geschlagen, Krüppel verhöhnt, Betrunkene und Blödsinnige erbarmungslos gehetzt. Gelegentlich wird der Flegel auch zum Thierquäler. Neckereien und Schabernack aller Art sind an der Tagesordnung. Eltern und Lehrern begegnet man mit Trotz und Ungehorsam. Der Familienkreis wird nach Möglichkeit gemieden, statt dessen treibt man sich lieber auf der Straße herum und sucht seine Altersgenossen im Aussinnen allen möglichen Unfugs zu übertreffen. — Wer alle diese hier aufgezählten Eigenschaften in sich vereinigte, müßte allerdings schon ein recht schlimmer Flegel sein. Zum Glück sind nicht Alle so, aber etwas davon haftet wohl jedem Knaben dieser Altersklasse an.

Einen gleichen Durchgangspunkt hat das heranwachsende Mädchen in ihrer Entwickelung nicht zu passiren. Was sich bei Mädchen, die von Altersgenossinnen abgeschlossen ausschließlich auf den Umgang von Brüdern und deren Freunden angewiesen ist, mitunter ähnlich giebt, ist nur Nachahmung, von Außen angeflogen und verliert sich sofort mit Versetzung in andere Verhältnisse. Höchstens, könnte man sagen, findet

sich etwas Aehnliches in der auch bei Mädchen beobachteten Neigung zum Schabernack, der sich aber alsdann gern auf dem geschlechtlichen Gebiete abspielt. Kleine erotische Intriguen, gegen ältere Personen angezettelt, Klatschereien und Angebereien vertreten hier die Stelle knabenhafter Ungezogenheiten.

Noch möge erwähnt werden, daß es beim Kinde auch eine Ausgelassenheit giebt, die aus krankhaftem Boden erwächst. Es ist wichtig, dies zu wissen, damit keine Mißgriffe gemacht werden. Allerdings die deliröse mit Bewußtseinsstörungen einhergehende Heiterkeit schwerkranker Kinder wird Jedermann ohne Schwierigkeit als krankhaft erkennen. Auch bei anderen Gehirnkrankheiten wird nicht selten ganz unbegründete und mit der Sachlage in grobem Widerspruche stehende Heiterkeit bemerkt. Ich behandele ein junges Mädchen, die an einem Gewächs des Kleinhirns leidet, vollkommen dadurch erblindet und so hülflos ist, daß sie kaum gehen kann, und die dabei doch eine geradezu exaltirte, aber durchaus nicht gemachte, sondern, so zu sagen, aus dem Herzen kommende Heiterkeit zur Schau trägt, alle Welt vor Liebe umarmen möchte und vor Freude jauchzt und schreit, wenn Arzt und Pflegerin sie besuchen. Offenbar hat ja der Verstand bei der Aermsten etwas gelitten, aber blödsinnig im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist sie keineswegs. Hier ist also der krankhafte Untergrund leicht zu erkennen. Es giebt aber auch versteckter liegende Fälle von einer Art unmotivirter und lang andauernder Heiterkeit und Ausgelassenheit, die der Mutter unheimlich und besorgnißerregend vorkommt, Fälle, die in der That auch binnen Kurzem zu wirklicher Geisteskrankheit führen, oder vielmehr schon das erste Anzeichen einer solchen darstellen. Besonders dann aber ist Ausgelassenheit verdächtig, wenn sie durch kein Erziehungsmittel zu bändigen ist und wenn das Kind dabei nicht ermüdet. Dann säume man nicht, sofort den Arzt herbeizurufen.

Uebermuth in seinen verschiedenen Spielarten ist an sich also kein Zeichen von Herzenshärte oder Bosheit. Er stellt häufig nur eine nothwendige Uebergangsstufe vor, und wird auch bei gutgearteten Kindern gefunden. Durch mangelhafte Erziehung aber wird der Fehler sehr begünstigt. Schon unsere Sprache giebt uns hierin einen deutlichen Fingerzeig. Solche Kinder sind eben „ungezogen“, man hat etwas an ihrer Erziehung vernachlässigt, man hat nicht rechtzeitig dem natürlichen Selbstgefühl einen Dämpfer aufgesetzt, man hat das Kind zu sehr sich selbst überlassen, seinen Thätigkeitstrieb zu wenig geregelt, zu wenig sich um sein Spielbedürfniß bekümmert. Aber nicht immer bloß Wildlinge sind solche ungezogene Kinder, sondern oft geradezu Kunstprodukte. Wie oft wird nicht die Neigung zu Schabernack aller Art, ja selbst zur Schadenfreude, großgezogen durch das erfreute Lächeln der Eltern bei den „reizenden Schelmstückchen“ des kleinen Lieblings, der seinem Schwesterchen die Puppenschürze versteckt oder es verstohlen hinten am Haar zupft. Wie mancher trotzige Bengel wird nicht zu Hause, wenn er seine Schulstreiche erzählt, durch halbe Zustimmung oder wenigstens durch das gänzliche Ausbleiben jeder Mißbilligung in dem erhebenden Bewußtsein gestärkt, daß er das Seinige zum häuslichen Amusement beigetragen, und so zu neuen Heldenthaten gegen seinen Lehrer, der den prächtigen Jungen nur nicht versteht, angefeuert.

Dem Uebermuth gegenüber ist nur Strenge am Platze. Im Allgemeinen möchte ich die sogenannte strenge Erziehungsmethode nicht empfehlen. Denn im Grunde ist sie nur eine barsche und lieblose Methode, die nun und nimmermehr das Herz des Kindes gewinnt. Aber es giebt Ausnahmen, und hier liegt eine solche vor. Dem Selbstbewußtsein muß Selbstbewußtsein entgegengestellt werden, mit schwächlichem Gewährenlassen und halbem Hinblicke ist hier nichts gethan. Freilich darf man nicht Rohheit mit Strenge verwechseln.

7. Das hochmüthige Kind.

Unter Hochmuth versteht man persönliche Ueberhebung mit gleichzeitiger Unterschätzung Anderer. Bei Erwachsenen eine Eigenschaft, der wir täglich begegnen, fehlt Hochmuth auch Kindern nicht. Er macht hier, da er unverhüllter aufzutreten pflegt und der persönlichen Ueberhebung überdies die Grundlage ganz und gar fehlt, einen doppelt peinlichen, mitunter freilich auch komischen Eindruck. Hochmüthige Kinder sind nicht sowohl auf das stolz, was sie selbst sind, als was ihre Eltern, deren Stand oder Reichthum bedeuten. Namentlich das Geldprotzenthum findet auch in der Kinderwelt zahlreiche Vertreter. Seinen äußern Ausdruck findet der Hochmuth des Kindes in der Geringschätzung, mit der es Kindern geringeren Standes oder an denen es sonst mit Recht oder mit Unrecht etwas auszusetzen hat, begegnet. Der Abscheu vor „Gassenjungen“, den der wohlgekleidete und wohldressirte reiche Knabe hat, ist nicht sowohl ästhetischer Natur, denn dergleichen Vorstellungen pflegen der Knabenseele noch fern zu sein, als hochmüthige Ueberhebung. Der Fehler des Hochmuthes ist verbreiteter, als man glaubt, was jedoch nicht so auffällig ist, wenn man bedenkt, wie sehr auch unsere Zeit noch immer dem äußern Schein huldigt. Der Sohn des reichen adeligen Rittergutsbesitzers muß schon recht gut geartet, gut erzogen sein, wenn er mit dem Pastorensohn auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt. Mein Bruder spielte einmal als Kind mit einem Prinzen im herrschaftlichen Garten. Er kommt weinend nach Hause und erzählt, daß er wegen seines ordinairen Strohhutes verhöhnt worden sei, und als er darauf voll berechtigten Stolzes und im Gefühl, einen starken Trumpf damit auszuspielen, erwidert, daß ihm der Strohhut von seiner Mutter geschenkt worden sei, ward ihm zur Antwort, seine Mutter sei auch nur eine arme Pastorenfrau, feine Strohhüte könnten nur Prinzen tragen. Die Geschichte ist schon

sehr, sehr alt. Heutzutage werden die Prinzen offenbar besser erzogen.

Es ist überhaupt ein Zug hochmüthiger Kinder, daß sie sich gegenseitig zu übertrumpfen suchen, wobei oft rechte Lächerlichkeiten mit unterlaufen. Ich belauschte einmal das Gespräch zweier etwa zwölfjähriger Knaben auf ihrem Schulwege. „Dein Vater ist gar kein Thaler-Millionär, der ist ja nur ein Mark-Millionär!“ „Ja, aber wir haben viel schönere Pferde als Ihr und mein Papa kann auch besser reiten als Deiner.“ Nur ja dem Anderen keinen Vorzug lassen, und wäre es auch nur einer der traurigsten Art! Freilich auch ohne eigentlichen Hochmuth findet sich das Streben, seine Persönlichkeit um jeden Preis hervorzuheben. „Meine Mutter hat die Rose am Fuß“ erzählt mit wichtiger Miene eine kleine Freundin der anderen. „Aber meine Mutter“, erwidert diese mit Stolz, „hat die Wassersucht. Etsch!“

Stolz ist der Zwillingsbruder des Hochmuths, sieht ihm sehr ähnlich, ist aber doch anders geartet. Namentlich zeichnet er sich dadurch aus, daß er Werth auf wirklich werthvolle Eigenschaften und Dinge legt, auf eigenes Verdienst, Wissen, Geschicklichkeit, einflußreiche hohe Stellung, Zugehörigkeit zu edlen und angesehenen Standes- oder Berufskreisen. Man spricht deshalb auch von einem edlen Stolz und begreift hierunter auch Adelstolz, Bürgerstolz, Bauernstolz. Ferner unterscheidet er sich vom Hochmuth dadurch, daß er sich in angenehmere Formen kleidet. Stolz ist nur vornehm, Hochmuth immer brutal. Kinder können eigentlichen Stolz noch nicht besitzen, da ihnen die Voraussetzungen dazu fehlen. Was wir beim vornehmen Kinde so nennen, ist nur anerzogen, durch Beispiel oder Dressur erlangt und beschränkt sich auf höflich abweisende Form.

Hochmuth ist immer ein erworbener Fehler. Als wirklicher Erziehungsfehler aber findet er sich fast nur in heraufgekommenen protzenhaften Familien. Wahrhaft vornehme

Familien erziehen heutzutage ihre Kinder nicht mehr in hochmüthigen Kastenvorurtheilen, sondern nach dem Grundsatze des noblesse oblige. Findet sich bei Kindern vornehmer und edler Eltern wirklich Hochmuth vor, so darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß böse Einflüsse von anderer Seite, z. B. von der Dienerschaft, thätig gewesen sind. Aber immerhin liegt hier ein Erziehungsfehler, oder vielmehr eine Vernachlässigung in der Erziehung vor. Denn keine Eltern, und seien sie noch so hochgeboren, dürfen es verabsäumen, sich selbst um die Erziehung ihrer Kinder zu bekümmern. Sie sollen sie Demuth lehren, und daß man auch Aermere und Niedrigstehende zu achten habe. Allerdings soll man seinen Kindern eine gute Gesellschaft geben Aber es ist ein thörichter Hochmuth, der sich namentlich in den höheren Bürger- und Beamtenkreisen breit macht, zu glauben, daß solche nur unter Kindern höherer Gesellschaftsclassen zu finden sei. Zu den „Gassenjungen" braucht man deshalb noch nicht hinabzusteigen.

8. Das eigensinnige Kind.

Das eigensinnige Kind ist einer der häufigsten Typen, und wohl Jedem, der mit Kindern zu thun hat, in einer seiner unzähligen Abarten bekannt. Zwar kommt Eigensinn jedem Lebensalter zu. Aber am häufigsten tritt er im Kindesalter auf, weil er durch Seelenelemente, die sich im Kindesalter am mächtigsten zu äußern pflegen, zusammengesetzt wird, nämlich durch lebhaftes Vorstellen und Begehren bei starkem Selbstgefühl, zugleich aber ohne das Gegengewicht contrastirender Vorstellungen. Hierzu treten dann leicht noch Unlustgefühle, Abneigungen, wenn auch nur vorübergehend, gegen Personen, Sachen oder Verrichtungen. Dies verleiht alsdann dem Eigensinn seinen verneinenden Charakter, und es zeugt von guter Beobachtung, wenn einmal ein Pädagog gesagt hat, das Kind lerne eher „nein" als „ja" sagen.

Kindlicher Eigensinn richtet sich auf die verschiedensten Dinge und es würde vergeblich und ermüdend sein, auf alle Einzelheiten einzugehen. Nur einige Hauptformen mögen noch Erwähnung finden.

Wir begegnen zuerst dem *rechthaberischen Kinde*. Hier liegt die Wurzel des Fehlers im Vorstellungsleben. Das Kind ist so von seinen eigenen Vorstellungen erfüllt, daß es fremden keinen Eingang gewährt. Es ist *harthörig*, nicht weil es fremde Gründe aus Schwäche des Vorstellungsvermögens überhaupt nicht fassen konnte, wie wir dies später noch beim schwachsinnigen Kinde finden werden, sondern weil es sich von vornherein ablehnend dagegen verhält. Bekanntlich ist dieser Fehler auch bei Erwachsenen überaus häufig. Der Irrthum, sagt Schopenhauer, ist deswegen so schwer auszurotten, weil die Menschen nicht überzeugt sein *wollen*. Das rechthaberische und harthörige wird zum *zänkischen* Kinde, wenn es seine eigenen Vorstellungen und Begehrungen Anderen aufdrängen will. Es giebt nicht wenige solcher kleinen Querköpfe, die jeder Vorhaltung, jeder Belehrung und Ermahnung noch ihr „Aber" einschieben, wenn nicht immer laut, so doch innerlich. — Tritt kein Wechsel der die Seele beschäftigenden Vorstellung ein, beharrt das Kind vielmehr auf denselben und dem durch sie hervorgerufenen Begehren, ohne doch damit zum Ziele zu gelangen, so tritt ein Stimmungswechsel ein, und der Eigensinn nimmt die schwere Form der *Halsstarrigkeit* an. Halsstarrigkeit ist Eigensinn mit niedergedrückter feindseliger Stimmung. Trotz und die Neigung, gerade das Verbotene zu thun, gesellen sich hinzu. Man bezeichnet dies damit, daß man sagt, das Kind habe *Mucken*.

Sonst aber ist Eigensinn ein Stärke-, kein Schwächesymptom des kindlichen Geistes. Deswegen hat er, in so unliebenswürdiger Form er auch auftreten mag, keine durchaus ungünstige Vorbedeutung für das künftige Leben. Aus eigensinnigen Knaben werden oft tüchtige Männer. Aber eben-

sowenig ist er eine nothwendige Vorstufe, und deshalb hat die Erziehung die Aufgabe, ihn zu bekämpfen.

Ein vortreffliches Mittel, Eigensinn zu bekämpfen, ist Ablenkung des Interesses auf andere Dinge. Hier kann sich die Kunst des Erziehers zeigen, wenn er immer das rechte Wort zu rechter Zeit findet und um Hilfsmittel nicht verlegen ist. Leider aber ist Eigensinn oft schon ein Erzeugniß verkehrter Erziehung, nämlich unzeitgemäßer Nachgiebigkeit, unzweckmäßigen Befehlens, unnöthigen Verbietens und schlechten Beispieles, indem der Erzieher seinen eigenen Eigensinn gegen den des Kindes ausspielt. Nirgends mehr, als hier, ist in der Erziehung ein hoher Ernst und Consequenz am Platze. Was man gewähren will, das gebe man auf das erste Wort gern und mit freundlicher Miene, lasse sich aber nichts durch Bitten oder auf Bedingungen hin abringen. Am wenigsten aber lasse man sich auf Widerlegen und Parlamentiren ein Denn Kinder durch Vernunftgründe überzeugen zu wollen, wäre gerade so nützlich, als Chaldäisch mit ihnen zu sprechen. Es ist eine Sprache, die sie einfach nicht verstehen. Das so oft aus Kindermunde gehörte Wörtchen: Warum? hat niemals hier, sondern nur in wissenschaftlichen Dingen, oder wo es dem Kinde überhaupt darauf ankommt, seine Wißbegierde zu befriedigen, eine Berechtigung.

2. Das eitle Kind.

Eitelkeit ist der Stolz auf persönliche, geistige oder körperliche Eigenschaften und Vorzüge, mögen dieselben nun wirklich oder eingebildet sein. An beiden Geschlechtern pflegt sie sich etwas verschieden zu äußern. Der Knabe ist eitel auf das, was er kann, das Mädchen auf das, was es ist. Der Knabe ist eitel auf körperliche Bravourstücke oder Schulerfolge. Er bildet sich etwas darauf ein, der Erste zu sein, seine Genossen zu überflügeln, die besten Zeugnisse zu erhalten Freilich kann dies auch ein Zeichen lobenswerten Lerneifers

und eines edlen Ehrgeizes sein. Zur Eitelkeit wird es erst alsdann, wenn der Knabe sich auch wirklich einbildet, daß er besser, klüger und begabter, als seine Mitschüler sei, wenn er sich gern loben hört, sich selbst seiner Erfolge rühmt und mit geringschätzigem Mitleid auf die Andern herabsieht, von denen er annimmt, daß sie ihn eben nicht erreichen könnten, weil sie seine vorzüglichen Anlagen nicht besäßen. Prägt sich solche durch äußere Erfolge begünstigte Eitelkeit schon unvortheilhaft in dem Gebahren des Knaben aus, so kann sie sehr häßlich werden, sobald das eitle Selbstgefühl verletzt wird. Gekränkte Eitelkeit hat schon manche schnöde That vollbracht. Kommen noch Neid und Mißgunst hinzu, so äußert sich dies vornehmlich in der Neigung zu Angebereien und Klatschereien. Mitunter mag es ja wohl auch verletzter Gerechtigkeitssinn sein. Aber meistens liegen solche edlere Beweggründe nicht vor. Auch Rechthaberei ist mitunter im Spiele, wenn es gilt, die eigene Meinung im Kampfe mit einer andern durch eine höhere Autorität zu stützen. Aber meistens wird Mißgunst und gekränkte Eitelkeit als treibende Kraft gefunden werden. — Das Haschen nach Lob endlich führt zur Augendienerei. Sich bei den Eltern, dem Lehrer „gut Kind" machen, durch Beflissenheit, anschmiegende Schmeichelei und zur Schautragen von allerhand kleinen Liebenswürdigkeiten, ist bei eitlen Knaben und Mädchen ein sehr häufiger Charakterzug.

Beim Mädchen tritt Eitelkeit als Putzsucht und Coquetterie auf. Allerdings ist auch der Knabe nicht frei davon. Man begegnet nicht selten putzsüchtigen geckenhaften Knaben, und auch der sich selbst bewundernden Narcisse, die vor dem Spiegel stehend nicht müde werden im Anschauen ihrer eigenen Schönheit, giebt es nicht Wenige. Zwar entwickelt sich diese Form der Eitelkeit bei beiden Geschlechtern erst im reiferen Kindesalter, um später im Jünglings- und Jungfrauenalter ihre volle Höhe zu erreichen Aber in ihren ersten naiven

Anfängen begegnet man ihr schon in der Kinderstube, wo schon das mit einer rothen Sonntagsschleife geschmückte dreijährige Mädchen sich ganz besonders schön vorkommt. Bei kleinen Kindern pflegt sich Eitelkeit wohl auch als Ziererei geltend zu machen.

Eitelkeit ist sowohl ein ererbter, als ein erworbener Fehler. In ersterer Beziehung mag darauf hingewiesen werden, daß Eitelkeit ein Schwächesymptem des menschlichen Verstandes ist. Man sagt nicht mit Unrecht, eitle Menschen seien dumm. Es bezieht sich dies besonders auch auf die Art und Weise, wie der Dumme seine Eitelkeit zur Schau trägt. Doch ist ein gewisses elementares Wohlgefallen an der eigenen Wohlgestalt tief in die menschliche Natur gepflanzt, und es zeugt noch von keiner Eitelkeit, wenn man sich auch äußerlich in möglichst gutem Lichte zu zeigen bemüht. Ueberdies lehrt uns die Erfahrung, wenigstens in reiferen Jahren, daß der Mensch zuerst meistens nach seinem Aeußern beurtheilt wird. Denn es ist das Erste, was sich der Beobachtung darbietet. Jemandem etwas auf sein ehrliches Gesicht borgen, ist eine alltägliche Redensart und sicherlich nicht ohne Grund spricht man von einer „sieghaften Schönheit."

Nur die Auswüchse dieses Bestrebens also dürfen wir mit dem Namen Eitelkeit belegen. Sie treten als erworbene Fehler zu der ererbten Anlage hinzu. Hier hat also die Erziehung vorbeugend einzutreten und darüber zu wachen, daß der natürliche Trieb nicht ausartet und lächerliche Formen annimmt. Verständige Eltern werden natürlich nicht daran denken, ihrem Kinde über seine äußere Erscheinung Complimente zu sagen. Aber auch mit dem Lobe über Fleiß und Betragen sei man vorsichtig. Man kann darin des Guten entschieden zu viel thun. Denn wie es Kinder giebt, die durch Lob angespornt werden, so giebt es auch solche, die kein Lob in irgend einer Form vertragen. Sie werden entweder geradezu lässig und lassen in ihren Leistungen nach, oder eitel und

überhebend. Deshalb studire man die Natur des Kindes und theile Lob bestenfalls nur in kleinen Gaben aus.

10. Das vorlaute Kind.

Für unsere illustrirten Witzblätter ist das vorlaute Kind von jeher ein sehr dankbarer Gegenstand der Darstellung gewesen. In der That sind die Aeußerungen desselben mitunter auch von einer unwiderstehlichen Komik. Wir sehen einen Herrn, eine ältliche, etwas mürrisch dreinschauende Dame in Reiseanzug am Arm, seinem Hause zueilen. Sein Söhnchen springt ihm entgegen mit der Frage: „Papa, wo hast du denn den Drachen?“ „Welchen Drachen, mein Kind?“ „Nun, du hast ja gesagt, du wollest den alten Drachen von Tante mitbringen“. — Ein Edelmann hat eine reiche Banquiertochter, von deren Gelde er lebt, geheirathet. In gut gelaunten Stunden pflegt er sie wohl sein Portemonnaie zu nennen. Als eine Ausfahrt geplant ward, fragt ihn sein zehnjähriger Knabe: „Papa, nimmst du das Portemonnaie auch mit?“ In der ersten Anecdote wird die vorlaute Frage im guten Glauben ohne Nebenabsicht gestellt und wirkt dadurch nur um so komischer. Der Frage in der zweiten Anekdote dagegen haftet schon etwas bewußt Spöttisches und Aetzendes an.

Die Franzosen nennen solche Kinder „enfants terribles“ — Schreckenskinder — und in der That können sie auch ganze Gesellschaften, zum mindesten aber die Hauptbetheiligten, durch ihre Gedankenblitze in Schrecken und Erstarrung versetzen. Solche Kinder sind nicht bösartig, aber gefährlich, da man ihnen nicht trauen darf und nie sicher ist, ob nicht bei nächster Gelegenheit wieder ein geflügeltes Wort dem Zaun ihrer Zähne entfährt. Es sind stets aufgeweckte Kinder, mit besonders scharfer Beobachtungsgabe für Absonderlichkeiten, Schwächen und Nachlässigkeiten Anderer, die ja diesem Alter so wie so schon eigen ist, ausgerüstet. Tritt dazu noch Mangel

an Ueberlegung und muthwillige Laune, so ist das vorlaute Kind fertig.

Eine Spielart des vorlauten ist das naseweise Kind. Es unterscheidet sich von ersterem dadurch, daß es meist erst eines Anstoßes bedarf, um mit seiner Weisheit hervorzutreten. Deswegen begegnen wir derselben besonders in den Antworten naseweiser Kinder auf Ermahnungen oder auch nur gleichgiltige Anreden Erwachsener. Die Entgegnungen sind spitz, scharf, nicht selten bitter und verbissen. In letzterem Falle liegt jedesmal zugleich eine gereizte feindselige, zum Kampfe bereite Stimmung vor. Ein etwas weniger unfreundliches Ansehen hat diejenige Form, die wir mit dem Ausdruck schnippisch bezeichnen. Sie kommt, wie Naseweisheit überhaupt, hauptsächlich bei kleinen Mädchen vor. Ein schnippisches kleines Mädchen hat nichts Unfreundliches an sich, es theilt seine Spitzen mit lächelnder Miene aus, giebt sich sehr unbefangen und ist oft graciös und schalkhaft dabei, — Eigenschaften, durch welche sie wohl gar das Wohlgefallen und den Beifall der Erwachsenen gewinnt.

Am harmlosesten geberdet sich vorlautes Wesen, wenn es ohne böse Absicht und ohne beschämende Situationen heraufzubeschwören, lediglich als unzeitiges Sprechen auftritt, wenn z. B. das Kind im Kreise Erwachsener ungefragt und ohne selbst etwas zu fragen zu haben, sich in Bemerkungen ergeht, geschwätzig wird, die Unterhaltung beherrscht, sodaß die Erwachsenen selbst kaum zu Worte kommen, — kurz, wenn es, wie man zu sagen pflegt, den Mund nicht halten kann.

Weitere Spielarten sind das offenherzige und das dreiste Kind. Das offenherzige Kind hat das Schweigen noch nicht erlernt. Es ist ein Freund der Wahrheit, leider ein oft nur zu anhänglicher, und weiß noch nicht daß es nicht immer gerathen ist, allzu deutlich zu werden. Durch Indiscretionen aller Art und Enthüllung von Dingen, die besser im Schooße der Familie verborgen blieben, kann es

sehr störend werden, und, indem es seinen Gefühlen keinen Zwang anzulegen pflegt, auch seinen Freunden und Gespielen unangenehme Augenblicke bereiten. — Dreistigkeit ist bei Kindern keine angenehme Erscheinung, da sie vereint mit Respectlosigkeit aufzutreten pflegt. Durch natürliche Anlage wird sie begünstigt, ist aber mitunter auch Erziehungsproduct, indem man dem Kinde Schüchternheit hat abgewöhnen wollen. Es ist dann, wie mit einer mißglückten Schieloperation, wo der ursprüngliche Fehler zwar beseitigt wurde, das Auge nunmehr aber nach der andern Seite hinschielt.

Vorlautes Wesen ist ein passendes Beispiel für den innigen Zusammenhang aller drei Gebiete des Seelenlebens. Man kann es bezeichnen als ein zu rasches Umsetzen von Vorstellung in Handlung, nämlich im Sprechen. Dem Gedanken werden, ohne daß Hemmungsbestrebungen sich geltend machen, zu rasch Worte geliehen. Es kann aber nur erblühen auf dem Boden eines gehobenen Selbstgefühls. Bei traurigen oder ängstlichen Kindern wird man sich über vorlautes Wesen und Naseweisheit nicht zu beklagen haben.

Obgleich durch natürliche Anlage begünstigt, ist vorlautes Wesen sammt seinen Auswüchsen doch, wie vielleicht kein anderer Kindesfehler in diesem Maße es ist, ein Kunstprodukt und Folge schlechten Beispieles. Wenn die Eltern selbst sich nicht zu zügeln verstehen, sondern im Beisein der Kinder spitze und abfällige Bemerkungen über Andere machen, wenn sie auch den berechtigten Tadel über das Kind in ebensolche Formen kleiden, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie nachgeahmt werden. Es zeugt überhaupt von mangelnder Selbstcontrolle, wenn man in Gegenwart von Kindern sich Zwang aufzulegen für nicht nöthig erachtet. Man sollte vielmehr in Gegenwart von Kindern nur Dinge besprechen, die ihrem Ideenkreise und ihrer Entwickelungsstufe gemäß sind. Ueber diese Grenzen sollte man unter keinen Umständen hinausgehen. Es taugt nichts, mindestens nützt es nichts, Gesprächs-

themata zu bearbeiten, die über den kindlichen Horizont hinausreichen. Das Kind versteht nichts davon, faßt trotzdem Manches davon auf und bringt es dann an unpassender Stelle wieder zum Vorschein. Läßt man in diesen Beziehungen nicht Vorsicht walten, so begünstigt man vorlautes Wesen und vielleicht auch eine andere, ebenfalls mit Recht wenig geschätzte Eigenschaft, nämlich Altklugheit. Zwar hat letztere, wie wir später noch sehen werden, noch verschiedene andere Ursachen, aber Erziehungsfehler gehören zu den häufigsten. — Mit Kindern eben kindlich sein können, ist für Eltern und Erzieher eine der unentbehrlichsten Eigenschaften. —

Siebentes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Fühlens und Empfindens.

(Schluß).

Die mit Erregungszuständen des Fühlens und Empfindens einhergehenden Kindesfehler, mögen es nun solche mit niedergedrücktem oder solche mit erhobenem Selbstgefühle sein, bieten selbst in ihren schwereren Formen der Erziehungskunst meistens noch eine dankbare Aufgabe. Es sind Auswüchse immerhin! Aber sie können beschnitten werden und häufig wird man darunter einen gesunden Stamm finden. Gleiches kann man von den in diesem Hauptstück zu behandelnden Fehlern nicht sagen. Denn sie stellen nicht Auswüchse, sondern vielmehr Defecte dar, oder, was häufig noch schlimmer ist, angeborene Mißbildungen.

Wir werden hier zuerst dem indolenten Kinde begegnen, dessen seelische Schmerz- und Lustgefühle abgestumpft sind. Alsdann werden wir der Gefühlsverkehrtheiten (Perversitäten) gedenken. Da aber die meisten derselben sich sofort in Handlungen umsetzen und wir später noch von den auf dem Gebiete des Wollens und Handelns sich erhebenden Kindesfehlern sprechen werden, so dürfen wir sie hier größtentheils übergehen. Es haben an dieser Stelle deshalb nur zwei Typen Aufnahme gefunden, nämlich das leidselige und das schadenfrohe Kind.

11. Das indolente Kind.

Beim indolenten Kinde fehlt die Gemüthsempfänglichkeit für die Einwirkung seelischer Reize zwar nicht ganz und gar. Denn dies würde gleichbedeutend sein mit dem Fehlen von bewußten Seelenkräften überhaupt. Der Ausdruck bedeutet vielmehr nur eine beträchtliche Herabstimmung. Sehr häufig ist Gefühlsindolenz mit mangelnder oder herabgeminderter Reizempfänglichkeit für körperlichen Schmerz, sowie mit Mängeln des Vorstellungslebens verbunden, so zwar, daß Sinneseindrücke schwerer haften, oder daß anschauliche Vorstellungen sich nicht leicht in begriffliche umsetzen. Es kommt somit nur auf das Mehr oder Minder an, ob man solche Fälle zu den Fehlern des Verstandes oder des Gemüthes zu rechnen hat.

Auf letzterem Gebiete, mit dem wir es hier allein zu thun haben, äußert sich kindliche Indolenz als Gefühlsstumpfheit. Das Kind ist theilnahmlos und gleichgiltig. Eigenes und fremdes Leid berührt es wenig, seine Freude ist höchstens ein stumpfes Behagen des Augenblicks. Auch schon gänzliches Fehlen kindlicher Heiterkeit ist beobachtet worden, und dies ist, wenn es nicht etwa als vorübergehender Ausdruck einer körperlichen Krankheit auftritt, so unnatürlich, daß man aus diesem Zeichen allein schon auf eine schwere Veranlagung zu Geisteskrankheit schließen darf. Ebenso stimmen die Irrenärzte darin überein, das Fehlen der Spielfreude als ein Symptom geistiger Entartung anzusehen. Dagegen würde man entschieden zu weit gehen, nach dem Vorgange des berühmten englischen Irrenarztes Conolly auch schon den Mangel des Musiksinns als Entartungszeichen anzusehen. Denn es giebt Kinder genug, die, reich begabt an Verstand und Gemüth, für Musik keine Vorliebe haben, ja dieselbe unangenehm empfinden. Ich kenne einen berühmten Staatsmann, dem Musik in jeder Form eine peinliche Empfindung verursacht und der vor einer Quinte geradezu davon läuft.

Indolente Kinder haben stets ein schlecht entwickeltes Selbstgefühl. Es ist kein Trieb in ihnen, kein Ehrgeiz beflügelt sie, keine unschuldige Eitelkeit macht sie erröthen. Deshalb sind sie auch unempfindlich für Tadel und Strafen. Es ist ihnen gleichgiltig, ob sie in der Schule vorwärts kommen oder sitzen bleiben, ob sie gute oder schlechte Censuren bringen, ob sie die Zufriedenheit ihrer Eltern und Lehrer besitzen, oder nicht. Natürlich ist dies Alles nur gradweise zu verstehen. Gänzlich indolente Kinder giebt es nicht, wie noch einmal wiederholt werden mag. Aber statt derer giebt es unzählig viele, die es in einem gewissen Grade sind und die stecken bleiben würden, wenn Schule und Haus sie nicht doch noch einigermaßen mit fortrissen. Solche Kinder, denen nur schwer beizukommen ist und wo man lange bohren muß, ehe man auf's Lebendige kommt, nennt man dickfellig. Dickfellige Kinder aber sind stets zugleich faule Kinder.

Von der größten Wichtigkeit ist kindliche Indolenz auf dem moralischen Gebiete. Bewußt moralisch, wie der Erwachsene mit seinem mächtigen geistigen Hintergrunde, seinen Kenntnissen und Erfahrungen, kann, wie wir schon wiederholt gesehen haben, das Kind mit seinem kärglichen Vorstellungsschatze überhaupt nicht sein. Es ist nur insoweit moralisch, als es eben keine unmoralischen Handlungen begeht. Schon zahlreiche äußere Dinge, die der Erwachsene verabscheut oder wenigstens vermeidet, sind dem Kinde mehr oder weniger gleichgiltig. Für das Kind giebt es keinen Lärm, keinen Schmutz, keine Unordnung. Grelles Licht, häßliche Farbeneffecte, Unsymmetrien aller Art haben keinen Einfluß auf sein Behagen oder Mißbehagen. (S. Emminghaus A. a. O. S. 76). So finden auch Mitleid und Mitfreude nur wenig Raum im kindlichen Herzen. Denn beides sind Erzeugnisse der reifen Menschenseele und auch in dieser nicht denkbar ohne einen weiten und tiefen Gefühlshorizont. Erst bei älteren Kindern erreichen solche ethische Gefühle annähernd die Höhe,

wie bei Erwachsenen. Dessen aber, was man sittlichen Abscheu und ästhetischen Widerwillen nennt, sind jüngere Kinder nicht fähig. Nur Kinder sind im Stande, Betrunkene mit so mitleidslosem Hohne und augenscheinlichem Behagen durch die Straße zu hetzen, wie wir dies so oft zu sehen Gelegenheit haben. Bei aller stürmischen Leidenschaftlichkeit im Einzelnen also erweist sich doch das Gefühlsleben auch des gesunden Kindes bei Weitem nicht so hoch und tief, als das des Erwachsenen. Nur die Anlage zu allem Guten und Schönen sind vorerst vorhanden, und von Sonne und Wind wird es abhängen, ob sie sich zu Blüthe und Frucht entwickeln. Beim von Haus aus indolenten Kinde aber fehlen auch diese Anlagen oder sind nur in verkümmerter Gestalt vorhanden. Solche Kinder sind einfach unfähig und bleiben es häufig auch im späteren Alter, ethische Begriffe zu bilden. Es sind und bleiben ihnen Worte, die man sich achtungsvoll anhört, ohne sich viel dabei zu denken. Höchstens daß sie ein Bewußtsein davon haben, was verboten und was nicht verboten ist.

Tritt nun zu diesem Negativen noch das Positive der verkehrten Strebungen hinzu, was bei dem lebhaften Begehren der Kindesseele wohl ausnahmslos der Fall sein wird, so ist der kleine Sünder fertig. Solche Kinder lügen und betrügen, stehlen, legen Feuer an, sind Thierquäler u. s. w. Sind sie erwachsen, so kommt es auf die äußere Lebenslage an, was aus ihnen wird. Sie wachsen sich entweder nur als krasse Egoisten und Materialisten aus, wobei sie es in der äußeren Lebensstellung weit genug bringen können, oder sie betreten die Verbrecherlaufbahn.

Diese Fälle also liegen schlimm, sehr schlimm für die Erziehung. Doch darf man auch hier nicht verzagen. Oft scheinen gewisse Naturanlagen ganz zu fehlen. Aber sie schlummern nur, durch Beharrlichkeit und Uebung sind sie zu erwecken. Dies gilt z. B. vom musikalischen Gehör. Ich

habe Kinder gekannt, die anscheinend nicht die Spur davon hatten und die es später doch zu ganz anerkennenswerthen Leistungen darin brachten. Natürlich wird der Erzieher nicht daran denken können, durch moralische Vorträge den schlummernden Sinn seines Zöglings wecken zu wollen. Sondern er suche nur überhaupt seinen Geist auf jede mögliche Weise beweglich zu machen, durch Gedächtnißübungen, durch vorsichtiges Aufschreiten vom Leichten zum Schweren, durch indirecte Erweckung sympathischer Gefühle mittelst guter Lesebücher u. s. w. Der Kunst des Individualisirens steht hier ein großer Spielraum offen. Versteht sie der Erzieher, so wird er auch auf diesem unfruchtbaren Boden noch genießbare Früchte reifen sehen.

12. Das rührselige, das leidselige und das romantische Kind.

Lachen und Weinen, so heißt es, stecken beim Kinde in einem Sacke. Man will damit den raschen Wechsel der Stimmung, oder, was dasselbe sagen will, des Empfindens und Vorstellens beim Kinde bezeichnen. Gefühle und Vorstellungen haften nicht lange, weil sie noch nicht genügend fundirt sind, und demgemäß wird auch die Stimmung leicht von einem Extrem ins andere geworfen. Rascher Stimmungswechsel ist also der Kindernatur eigenthümlich und kann nicht unter die Fehler und Regelwidrigkeiten gerechnet werden. Wo jedoch der Wechsel allzu rasch und auf nicht genügende Begründung hin erfolgt, so daß eine wahre Stimmungsmischung eintritt, soll man ein ernstes Augenmerk darauf richten. Denn alsdann ist es ein Zeichen von Vorstellungs- und Willensschwäche. Hier kann durch Ermahnungen, sich zusammenzunehmen, und durch Regelung der Thätigkeit viel gewonnen werden.

Weniger im frühen Kindesalter, als in den Jahren

beginnender Geschlechtsreife, treten gewisse rührselige Stimmungen auf, die aber mit tollem Uebermuth wechseln können. Man möchte, natürlich ohne irgend eine vernünftige Ursache, in Wehmuth zerfließen und ist kurz darauf zu irgend einem dummen Streiche doch wohl aufgelegt. Es ist, wie mit manchen unserer Humoristen, deren Stärke auch darin besteht, eine Stimmung niemals voll ausklingen zu lassen. Diese Rührseligkeit ist oft ein Zeichen des mit beginnender Geschlechtsreife, von der sie zum Theil auch ihre Färbung erhält, gleichzeitig erwachenden Sinnes für Natureindrücke. Die mondbeglänzte Zaubernacht, die Ruine am Bergeshang, der erwachende Frühling, der Sturm, der über die Haide tost, — das Alles sind Dinge, die das Gefühl mächtig erregen und ihm zugleich einen stofflichen Inhalt geben. Solche Art Schwärmerei, welche beiden Geschlechtern zukommt, ist nicht selbstthätig, sondern schwelgt in thatenlosen Träumen. Bedenklicher ist die romantische Abenteuerlust heranwachsender Knaben, da sie sich in Thaten, und zwar sehr unerquicklicher Natur, umzusetzen pflegt, die Räuber-, Seefahrer- und Indianer-Romantik. Wie häufig liest man nicht in den Zeitungen, daß da oder dort Söhne begüterter Eltern, oft nach Erleichterung der väterlichen Casse, das Weite gesucht haben, um auf Abenteuer auszuziehen. Zum Glück pflegt nicht lange darauf die beruhigende Nachricht einzutreffen, daß die Ausreißer wieder eingefangen sind oder, vom Hunger getrieben, sich von selbst wieder eingestellt haben. Wünschen wir ihnen eine milde Strafe, aber zugleich eine strengere Beaufsichtigung. Meist handelt es sich hier nur um eine Steigerung knabenhaften Uebermuthes und Thatendranges. Aber seine excentrische Richtung erhält er erst durch unpassende Lektüre, namentlich, wenn der Stoff so reichlich dargeboten wird, daß viele Dinge nicht mehr in den Kopf hineingehen. In kranken Köpfen spuken solche romantische Räubergeschichten oft zeitlebens. Ein etwa zwanzigjähriger

schwachsinniger Arbeitersohn, der einige Jahre vorher wegen, übrigens auch schon im kranken Zustande begangener, muthwilliger Brandstiftung verurtheilt worden war, sonst aber durchaus treu und ehrlich alle Arbeiten verrichtete, antwortete auf meine Frage, was er wohl anfangen wolle, falls er aus der Anstalt entlassen würde, — er würde nach Berlin gehen und sich dort in eine Diebesgesellschaft aufnehmen lassen. Da müsse man aber sehr geschickt sein und ein Examen ablegen, welches darin bestände, daß man einer frei von der Decke herabhängenden, mit Schellen behangenen Puppe ein Portemonnaie aus der Tasche nehme, ohne daß es klingele. Gott weiß, woher der arme Junge diese Erzählung aus Victor Hugo's „Notre-Dame von Paris“ hatte.

Der Ruheseligkeit ist die Leidseligkeit verwandt. Sie besteht darin, daß der Schmerz, wenn auch als solcher erkannt, doch Befriedigung, d. h. Lust gewährt. Leidselige Kinder, ebenfalls häufiger im reiferen, als im früheren Kindesalter anzutreffen, schwelgen im Schmerz, suchen deshalb schmerzliche Eindrücke auf oder versetzen sich, wenn dies nicht möglich und äußere Anlässe nicht vorhanden sind, wenigstens mittelst der Phantasie in schmerzliche Lagen. Das leidselige Kind gleicht somit einigermaßen dem empfindlichen Kinde, an dem wir auch schon die Neigung, im Gefühl erlittenen Unrechts zu schwelgen, kennen gelernt haben. Es unterscheidet sich von demselben aber dadurch, daß es keinen Groll im Busen trägt, den ihm widerfahrenen wirklichen oder eingebildeten Schmerz für verdient hält und sich dessen freut. Demgemäß erscheint auch das Betragen des leidseligen Kindes im Gegensatz zu dem tobenden oder schmollenden Verhalten des empfindlichen Kindes ernst, mild und zurückhaltend, mit einer gewissen Würde, soweit solche ein Kind besitzen kann, umkleidet. Die Leidseligkeit ist eine vollkommene Umkehr der sonst nur der Heiterkeit geöffneten kindlichen Seele. Deshalb bedeutet sie nichts Gutes. Schon oft haben Kinder, die ein unerkanntes

tiefes Leiden trugen, in scheinbar ganz unbegründeter Vorstellung ihres nahen Todes schwelgend, von den Ihrigen bewegten Abschied genommen. — Wir haben es also bei der Leidseligkeit mehr mit einer vorübergehenden, aber auch mit dem Tode endigenden, also in das Gebiet der eigentlichen Krankheiten herüberspielenden Regelwidrigkeit zu thun. Deshalb betrachte man solche Kinder mit liebender Besorgniß! Man versäume nicht, sofort, wenn man eine solche Charakterveränderung an seinem Kinde bemerkt, zum Arzt zu schicken. Pädagogische Mittel helfen hier nichts und würden das Uebel nur verschlimmern. Das Kind ist krank, aber nicht launenhaft.

13. Das schadenfrohe Kind.

Das schadenfrohe Kind ist das Gegenstück zum indolenten Kinde. Während letzteres nichts empfindet, oder wenigstens eine Abstumpfung des Gefühls zeigte, empfindet ersteres Freude, sogar oft lebhafte Freude, aber am unrechten Orte.

Wenn Mitleid, nicht das einer augenblicklichen Stimmung gehorchende und mit ihr wieder vergehende, sondern das immer wache, dem Elend und der Erlösungsbedürftigkeit der gesammten Menschheit gewidmete erhabene Mitleid, eine fast übermenschliche Eigenschaft ist, so darf man Schadenfreude eine untermenschliche nennen. Denn sie führt, wenigstens wenn sie in ihrer nackten Gestalt, nicht verhüllt und beschönigt durch andere Motive, auftritt, abwärts von den Pfaden, wo blos schwache Menschen wandeln, in die tiefsten Seelenabgründe. Schadenfreude ist diabolisch. Das haben die alten Meister richtig empfunden, wenn sie, die Höllenqualen darstellend, Teufelsfratzen malten, die sich höhnisch lachend an der Qual der Verdammten weideten. Man findet solche Bilder noch hier und da in Kirchen und Sammlungen.

Es giebt verschiedene Grade und Stufen dessen, was man Schadenfreude nennt, die allmälig abwärts führen. Sie haben sämmtlich noch etwas menschlich Erklärliches, gewisser-

maßen eine Entschuldigung für sich. Erst auf der tiefsten Stufe begegnen wir der echten schwarzen, von keinem reinigenden und aufklärenden Schimmer erhellten Schadenfreude.

Freude über die Vereitelung feindlicher Pläne ist menschlich und gerechtfertigt, so lange es nun einmal so geordnet ist, daß es Freunde und Feinde auf Erden giebt. Die Freude wird um so reiner sein, je vorwurfsfreier man sich selbst in dem besonderen Falle fühlt, je weniger man dabei wirklich an den Schaden denkt, den der Andere dabei erlitten, und je mehr man dabei mit hilft, denselben soviel wie möglich wieder gut zu machen. Für diese Art der Moral bieten unsere modernen Kriege das beste Beispiel. Gewiß ist es erlaubt, ja sogar in dem Gefühle der Vaterlandsliebe begründet, sich über die Niederlage des Feindes zu freuen und den eigenen Sieg zu feiern. Aber die moderne Völkermoral lehrt, daß man den Schaden nicht weiter treiben soll, als es zur Unschädlichmachung der feindlichen Pläne gerade hinreicht, und ferner, daß die feindlichen Verwundeten und kranken Opfer des Krieges wie die eigenen gepflegt werden. — Auch im bürgerlichen Leben wird mit Recht Niemand an der Freude Anstoß nehmen, die man bei der glücklichen Abwehr eines gehässigen oder auch nur unfreundlichen Angriffes, oder bei einer gescheiterten Intrigue seiner Gegner empfindet. Denn hier denkt man weniger an Letztere, als an sich, und die Freude ist hier im Grunde weiter nichts, als ein behagliches Gefühl der Sicherheit und Ruhe.

Schon eine Stufe tiefer steht die Freude darüber, daß der Andere etwas, was man selbst erstrebte, nicht gewonnen hat. Ist man, z. B. bei Bewerbungen um eine Stelle oder beim Liebeswerben selbst der Glückliche, so dämmt schon die Freude über den eigenen Besitz den Gedanken an das Leid des Anderen zurück. Diese Freude ist egoistisch, denn sie läßt sympathische Gefühle schwer aufkommen. „Wie leid thut mir mein Nebenbuhler!“ — dieser Ausruf wird gewiß nur selten gehört. Ja bei vielen Menschen mischen sich wohl gar noch

Eitelkeit und Ueberhebung mit ein. Man müsse doch wohl der Bessere, Tüchtigere, Schönere, Liebenswürdigere sein, sonst würden die Andern nicht unterlegen sein. Ist man aber selbst mit unterlegen, so denkt man mehr an seinen eigenen, als an anderen fremden Schaden und erwärmt sich höchstens an dem Gedanken, daß es ein Trost sei, im Unglück Genossen zu haben. — Dies Alles entspricht höheren ethischen Anforderungen nur wenig, aber wirkliche Schadenfreude ist es noch nicht.

Beträchtlich tiefer steht schon die Freude, die wir, ohne irgend wie dabei interessirt zu sein, über den Schaden des Andern empfinden, blos weil er unser Gegner ist und wir ihm feindselig gesinnt sind. Die Schadenfreude aus Haß ist bereits echte Schadenfreude. Aber ganz diabolisch ist auch sie noch nicht. Denn im tiefsten Grunde des Herzens kann, vielleicht halb unbewußt, der Gedanke sich regen, der erlittene Schaden werde dem Gegner zum Nutzen, d. h. zur persönlichen Läuterung, wodurch auch seine Gesinnung gegen uns eine wünschenswerthe Aenderung erfahren könne, dienen. Oder, je nach Beschaffenheit der Umstände, trifft die Annahme zu, daß der erlittene Schaden dem Gegner die Macht raube, uns zu schaden. Hier mischen sich mit der Schadenfreude also berechtigte persönliche Empfindungen und lassen sie in etwas milderem Lichte erscheinen.

Noch weiter abwärts führt uns die Schadenfreude aus Neid, wobei sie als Gegenstück zu letzterem auftritt. Neid gebiert Schadenfreude, — d. h. empfindet man auf das Glück eines Andern Neid, so wird man auch an seinem Unglück Freude haben. Denn beide Gefühle sind (wenn auch unerlaubte) Bethätigungen des eigenen Ichs. Neid ist ein Beeinträchtigungs- und Schadenfreude ein Befriedigungsgefühl, beide aber an demselben Gegenstande, nämlich den Umständen des Andern, gemessen und aus ihm entspringend. Die Schadenfreude aus Neid aber steht deswegen tiefer, als Schadenfreude aus Haß, weil Neid selbst tiefer steht, als Haß. Denn Haß kann

bestehen bei ehrlicher gerader Gesinnung, Neid dagegen hat immer etwas Hinterlistiges an sich. Haß kann verzeihen, Neid niemals. — Es sind die beiden Arten von Schadenfreude, die am häufigsten im Leben vorkommen.

Die tiefste Stufe endlich nimmt die reine Schadenfreude ein. Egoismus, Haß und Neid lassen sich deuten, haben ihre Beweggründe und sind, so zu sagen, menschlich erklärbar. Aber die reine Schadenfreude ist dies nicht mehr. Sie stellt, ohne daß sonstige Nebeninteressen in's Spiel kommen, die Lust am Schaden dar, sie ist die im Gemüthe zur Freude verwandelte Qual Anderer. Wie solche Umwandlung aber geschehen kann, ist unerklärlich. Sie aus dem Fehlen sympathischer Gefühle zu erklären, ist nicht möglich, denn das würde uns höchstens bis zur Indolenz führen. Zu diesem Negativen muß vielmehr noch etwas Positives hinzugekommen sein. Aber was das sei, ist nicht zu finden. Deshalb, weil sie aus menschlichen Eigenschaften und Leidenschaften nicht zu erklären ist, sagten wir, daß reine Schadenfreude untermenschlich und diabolisch sei.

Wie reine Schadenfreude überhaupt nicht allzu häufig anzutreffen ist, so ist sie auch bei Kindern zum Glück nur selten, im Gegensatz zu der auch hier gewöhnlichen Form der Schadenfreude aus Haß und Neid. Praktisch bethätigt sie sich hauptsächlich als Hang zur Grausamkeit und Thierquälerei. Wir werden hierauf noch später zurückkommen.

Die Erziehung steht solchen Dingen fast hoffnungslos gegenüber. Man kann und soll versuchen, Vorstellungen und Gefühlen eine andere Richtung und anderen Inhalt zu geben. Aber man darf nicht hoffen, viel damit zu erreichen. Noch trügerischer ist die Hoffnung, die moralische Verkrüppelung werde sich mit der Zeit ebenso auswachsen, wie dies mitunter mit körperlicher geschieht. Wenn ich ein solches Kind mein eigen nennte, so würde ich Gott bitten, es wieder zurückzunehmen.

Achtes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete der Vorstellung.

Vorstellungen haben ihren letzten Grund in Sinneswahrnehmungen. Wie sich das vollzieht, wie das Neugeborene mit Hülfe des Gesichts- und Tastsinns und an der Hand der Schritt vor Schritt sich erweiternden Erfahrung sich die Welt im Raum aufbauen lernt, — wie es Klangbilder aufnimmt und durch Übertragung derselben auf den Sprachmechanismus allmälig sprechen lernt, — wie es Selbstbewußtsein erlangt, — wie überhaupt die Wechselwirkung von Gehirn und Welt sich gestaltet, — das Alles habe ich in meiner „Diätetik des Geistes" (Hauptstücke 5, 10 und 11) auseinandergesetzt. Es mag hier darauf verwiesen werden.

Bei den Fehlern auf dem Gebiete der Vorstellung handelt es sich entweder um Hemmungen, indem das Bilden von Vorstellungen in irgend einer Weise erschwert ist, — oder um Beschleunigung und vorzeitiges Eintreten in Vorstellungskreise, die sonst einer vorgeschritteneren Altersstufe vorbehalten sind, — oder um Ueberwucherung des Vorstellungsgebietes über die des Fühlens und des Handelns. Wenn wir nun in Folgendem die für jede dieser Fehlergruppen aufgestellten Typen durchgehen, werden wir vielleicht finden, daß manche darunter sich dem Krankhaften nähert. Dies wird besonders

dort, wo es sich um verminderte Fassungskraft handelt, der Fall sein. Dann möge man die feine Scheidelinie, die auch die schwächste Fassungskraft noch von dem eigentlichen idiotischen Schwachsinn trennt, und auf die aufmerksam zu machen nicht versäumt werden soll, nicht übersehen. Am schwersten vielleicht wird man sich damit vertraut machen können, etwas als Charakterfehler bezeichnet zu sehen, was ganz unzweifelhaft ein Verstandesfehler ist. Dann möge man sich vergegenwärtigen, daß der Ausdruck Charakter nicht blos auf die Handlungen, die Gefühle und Gesinnungen des Kindes, sondern auf den ganzen geistigen Menschen, mit Einschluß also der Verstandesthätigkeiten, bezogen werden soll.

14. Das dumme Kind.

Wir haben ein Kind vor uns, das trotz aller angewandten Mühe und trotz alles Fleißes nicht vorwärts oder wenigstens nur sehr langsam vorwärts kommt, sodaß es hinter seinen Altersgenossen zurückbleibt, — dem etwas klar zu machen sehr schwer ist und das immer wieder dieselben Fehler begeht. Auch in seinem Verhalten in und zu der Schule ist es nicht wie andere Kinder. Es ist unlustig und wird leicht verdrossen und mürrisch. Zuweilen bleibt es auch stehen, wie ein störrisches Pferd und ist durch kein Zureden, noch weniger aber durch Schläge von der Stelle zu bringen. Er kann Einem wirklich leid thun, der arme Schelm, wenn er mit seinem etwas umflorten, bittenden Blicke zu uns aufschaut, als wolle er sagen: Hilf mir doch, nimm doch das Hinderniß hinweg, daß ich auch fliegen kann, wie andere Kinder! Ein solches Kind nennen wir dumm.

Dummheit hat verschiedene Ursachen und kleidet sich in verschiedene Formen. Sie kann daher rühren, daß die Bildung der Vorstellungen und die Verknüpfung derselben untereinander zu langsam vor sich geht oder überhaupt in einem gewissen Grade behindert ist. Dies ist die Art der Dummheit, da

etwas klar zu machen schwer ist, weil der ursächliche Zusammenhang nicht rasch genug ergriffen wird. Mitunter wird er überhaupt nicht ergriffen, und dies sind dann die wirklich Dummen, während erstere nur die langsamer Denkenden sind, die schließlich doch noch zum Ziele kommen. Sehr häufig sind die Fälle, wo die Bildung der Vorstellungen ganz normal, mit derselben Schnelligkeit und Leichtigkeit, wie bei anderen Kindern von Statten geht, so lange es sich noch um bloße anschauliche Vorstellungen handelt, wo der geistige Mechanismus aber versagt, sobald das höhere Gebiet der begrifflichen Vorstellungen betreten wird. Solche Kinder sind in den unteren Classen oft recht gut, versagen aber in den höheren. Man nennt diese Art der Dummheit wohl auch Begriffsstutzigkeit.

Eine andere Form zeichnet sich dadurch aus, daß die Vorstellungen nicht haften. Das Fassungsvermögen ist zu schwach, um das Dargebotene sofort auch wirklich festhalten und aufnehmen zu können. Es bedarf dann erst mehrerer Anläufe und wiederholter Versuche, ehe man zum Ziele kommt. Die neue Vorstellung muß, so zu sagen, mit einem besonderen Aufwande von Kraft eingetrieben werden. Die alte Pädagogik nannte dieses Verfahren bezeichnender Weise: einbläuen, wobei sie mehr Werth auf körperliche als auf geistige Kraftentfaltung Seitens des Erziehers zu legen pflegte. Kam nun noch dazu, was nicht selten der Fall war, daß dem Kinde überhaupt Ungebührliches zugemuthet wurde, so war es in den Händen eines solchen Pädagogen nicht allzu gut aufgehoben. Rührend ist das Wort eines solchen siebenjährigen Märtyrers, der seinem strengen Vater beim Unterrichte sagte: Lieber Vater, schlage mich, ich habe das nicht verstanden.

Es kommt auch vor, daß die Vorstellung zwar für den Augenblick, aber nicht für längere Zeit haftet. Es bleibt Nichts sitzen, sagt man dann. Hier hat man es also mit einem Gedächtnißfehler zu thun. Oder die Vorstellung bleibt

zwar sitzen, kann aber nicht rasch genug aus der Tiefe des Bewußtseins heraufbefördert werden. Sie ist nicht gegenwärtig und stellt sich nicht ein, wenn sie soll, mit anderen Worten, das Erinnerungsvermögen ist geschwächt. Endlich kommt es nicht selten vor, daß die Vorstellung nur theilweise haftet, oder nicht getreu, sondern etwas anders gefärbt und geformt wieder zum Vorschein kommt. Man hat etwas läuten hören, weiß aber nicht was, — sagt man dann, letzteres übrigens häufig auch eine Folge der Zerstreutheit.

Das Wort dumm hat außer seiner Anwendung auf die geschilderten Verstandsfehler noch eine Nebenbedeutung in Bezug auf das äußere Verhalten. Dasselbe kann nach zwei Richtungen hin sich verschieden gestalten. Es giebt Kinder, bei denen sich zur Dummheit auch noch eine leichte Indolenz gesellt. Solche Kinder halten ihre Dummheit für die natürlichste Sache der Welt, leben in glücklicher Unbekümmertheit dahin und glauben, das verstünde sich von selbst so. Ihr Selbstgefühl ist unversehrt Diese ominöse Dreiheit von Dummheit, Indolenz und erhöhtem Selbstgefühl gebiert die Form, die man dummdreist nennt. Bekanntlich kommt Dummdreistigkeit nicht blos bei Kindern vor. Diese Eigenschaft schleift sich leider mit den Jahren nicht ab, sondern tritt nur noch immer gröber hervor. Am häufigsten äußert sie sich dann darin, daß sich der Dummdreiste mit Vorliebe, über Dinge, die er nicht versteht, mündlich oder schriftlich vernehmen läßt. Die Anmaßung, gehört werden zu wollen, ist hier schon Dummdreistigkeit. Aber verschlimmert wird sie noch durch den dabei meist angeschlagenen Ton der Grobheit, Unfehlbarkeit oder salbungsvollen Würde.

Die zweite Form ist die, wo das Kind das bittere Gefühl der Minderwerthigkeit mit sich herumträgt. Die Folge ist Schüchternheit und wachsende Unsicherheit. Man nennt diesen Typus den des „geprügelten Kindes", und versteht darunter ein Kind, welches seine „Prügel", die ja nicht gerade

immer wirkliche körperliche Strafen zu sein brauchen, in dem allerdings irregeleiteten Bewußtsein trägt, sie, wenn es auch im Grunde nicht weiß, für was, doch aus seiner innersten Natur heraus verdient zu haben. — Daß zwischen beiden Polen sehr viele Uebergänge liegen, braucht wohl nicht erst besonders hervorgehoben zu werden.

Dummheit ist ein Zeichen von Verstandesschwäche. Dumme Kinder sind deshalb in gewissem Sinne immer schwachsinnige Kinder. Dies ist aber keineswegs gleichbedeutend mit Schwachsinn im eigentlichen ärztlichen Sinne. Von letzterem unterscheidet sich Dummheit dadurch, daß die anderen Gebiete, namentlich aber die moralischen Anlagen, ganz unbetheiligt sind. Dumm und gut sind verwandte Begriffe, was vielleicht daher kommt, daß die im tiefsten Innern empfundene Hilflosigkeit und das Anlehnungsbedürfniß dem verstandesschwachen Kinde oft einen liebenswürdigen und rührenden Ausdruck verleiht. — Auch mag darauf aufmersam gemacht werden, daß, wenn Dumme ein beschränktes Gebiet beherrschen, sie auf diesem dann meist auch klug, listig und gewandt sind. Sie sind geistig kurzsichtig, und gleich allen Kurzsichtigen sehen sie die in ihrem Sehbezirke liegenden Dinge schärfer, als andere Menschen. Man spricht deshalb mit Recht von einer Dummpfiffigkeit.

Dummheit ist eine Naturanlage, oder vielmehr ein Fehlen natürlicher Anlagen. Aber keineswegs dürfen Eltern und Erzieher deshalb verzagen. Denn gerade hier läßt sich durch unablässiges geduldiges Einpflanzen und durch Stärkung des Gedächtnisses, sowie des Erinnerungsvermögens sehr viel erreichen. Auch darf man nicht vergessen, daß es eine Art von partieller Dummheit giebt. Jeder Lehrer weiß es, ja es ist eine ganz alltägliche Erfahrung, daß es Schüler giebt, deren Anlagen nur für bestimmte Fächer ungenügend sind, während sie in allen anderen sich ausreichend, ja vielleicht hervorragend erweisen. So giebt es Sprachtalente, die ihren

Mathematiklehrer zur Verzweiflung bringen, weil sie für keine, und sei es die einfachste geometrische oder arithmetische Aufgabe zu brauchen sind, und umgekehrt. Es ist oft, als begegneten wir einem anderen Kinde oder einem anders gearteten Verstande, wenn wir sehen, wie verschlossen und vernagelt manche auf andern Gebieten regsame Verstandskräfte sich erweisen.

Aber Dummheit ist ein Fehler, der sich heben, mindestens aber bessern läßt. Aus dummen Schülern sind oft bedeutende Männer geworden. So ist es von Alexander v. Humboldt bekannt, daß seine natürlichen Anlagen in der Kindheit viel zu wünschen übrig gelassen haben. Freilich genügt es nicht, dumm zu sein, um ein Alexander v. Humboldt zu werden.

Eine Frage von großer, praktischer Wichtigkeit ist die: soll man hervorragende oder einseitige Anlagen begünstigen oder nicht? Nach der Schiller'schen Regel, daß man auf dem kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln soll, scheint es so. Ein Knabe zeigt z. B. schon in seinem siebenten Jahre hervorragendes musikalisches Talent, und die Zweifel der Eltern, ob diesem deutlichen Fingerzeige zu folgen sei, sind nicht gering. Es giebt Beispiele von großen Künstlern, die durch frühes Beschreiten dieses Weges zum Gipfel der Unsterblichkeit gelangt sind, z. B. Mozart und Mendelssohn. Aber wird es sich auch hier bewähren? Wird mehr als Mittelmäßiges herauskommen? Und wenn auch wirklich die höchsten Ziele der Kunst erreicht werden, was hat das für Werth für's Lebensglück? — Andererseits läuft man vielleicht Gefahr, das Kind in das Joch eines Berufslebens zu spannen, das es später nur mit Widerstreben erträgt. Der göttliche Funke ist ausgelöscht und der Herangewachsene ein Dutzendmensch geworden. Oder, was noch schlimmer, die technische Ausbildung, welche doch die Grundlage jedes künstlerischen Wirkens und Schaffens darstellt, ist vernachlässigt und verkümmert. Titanenhaftes Wollen

scheitert am ungenügenden Können, Pegasus schleicht mit gebrochenen Flügeln umher.

In solchen und ähnlichen Fällen ist schwer rathen, und Regeln sind schon gar nicht zu geben. Im Allgemeinen darf man sagen, daß in früher Kindheit, etwa bis zum zehnten Jahre, mehr an allgemeine Ausbildung gedacht werden muß und Einseitigkeiten möglichst einzudämmen sind. Wirkliches Talent wird sich später schon Bahn brechen. Thöricht wäre es natürlich, solchen Neigungen gar keinen Werth beizulegen und sie einfach zu unterdrücken. Sondern auch hier muß die verständige Mitte gesucht werden.

15. Das zerstreute Kind.

Das Denken verläuft nach den Gesetzen der Ideenverbindung, wobei immer eine Vorstellung die andere erzeugt und von ihr abgelöst wird. Der Gedankengang gleicht so einer fortlaufenden Kette, bei der sich Glied an Glied fügt. Aber niemals können wir alle Glieder zu gleicher Zeit übersehen. Denn es ist eine dem menschlichen Verstande innewohnende Unvollkommenheit, daß wir immer nur eine Vorstellung zur Zeit haben können „Das Erkennen verschiedener Dinge erfolgt nie zugleich, sondern immer nur der Reihe nach. Steht eine Vorstellung im Fokus unseres Bewußtseins, so sind während dem alle anderen verschwunden. Hierauf beruht das Abgerissene unseres Gedankenganges und die Zerstreuung unseres Denkens. Von dem ruhigen Pfade der Betrachtung werden wir aller Augenblicke abgelenkt, theils durch Sinneseindrücke, die sich wie ungebetene Gäste eindrängen und uns oft weit von dem stillen Orte unserer Arbeit entführen, theils durch unzeitiges Eingreifen des Gedächtnisses, welches plötzlich ganz fremdartige Vorstellungen zu reproduciren anfängt, theils durch zu weit wegführende Ideenverbindungen überhaupt. Auch ist der Verstand unfähig, einen Gedankengang lange

festzuhalten, er muß mit dem Gegenstand der Betrachtung wechseln, einen anderen zur Hand nehmen und den ersten so lange fallen lassen. Derselbe sinkt in das Unbewußte zurück und verharrt darin so lange, bis er durch Sinneswahrnehmungen oder Ideenverknüpfungen geweckt, wieder an die Oberfläche steigt und vom betrachtenden Verstande auf's Neue ergriffen wird." (S. Diätetik des Geistes. S. 162.)

Obgleich nun die Gesetze der Ideenverbindung und Ideenbildung ein für allemal gegeben sind, und wir den logischen Mechanismus schon mit auf die Welt bringen, so ist doch das Denken eine Kunst, die erlernt werden muß. Denn es gilt dabei, der obenerwähnten Unvollkommenheiten unseres Verstandes Herr zu werden, oder vielmehr, da dies nicht möglich ist, trotz derselben zu denken. Der wird am schärfsten und ausdauerndsten denken, welcher sich daran gewöhnt hat, sich weder durch Sinneseindrücke ablenken, noch seine Gedanken spazieren gehen zu lassen, sondern, wie der Bergsteiger auf steinigem Pfade, ohne nach rechts oder links zu sehen, sich von jedem Schritte vorwärts Rechenschaft giebt. Solcher Weg verleiht mit der Zeit auch Ausdauer und Kräfte, sodaß man bald nicht mehr nöthig hat, alle Augenblicke schnaufend stille zu stehen und auf's Neue nach dem in den Abgrund gerollten Seile zu suchen Wer diese Kunst des ruhigen Beharrens auf dem vorgeschlagenen Pfade nicht versteht, sondern sich aller Augenblicke ablenken läßt, den nennen wir zerstreut. Zerstreutheit ist aber nicht blos eine kindliche Untugend, sondern kommt in jedem Lebensalter vor. Freilich nicht Alles ist Zerstreutheit, was man so nennt. Die sogenannte Gelehrtenzerstreutheit z. B., von der wir so viele ergötzliche Geschichten kennen, ist gar keine Ablenkung, sondern im Gegentheil eine zu tiefe Concentration auf einen Punkt, ein zu festes Beharren im Anschauen einer inneren Vorstellung, sodaß gerade umgekehrt die Wahrnehmung der Außenwelt und der Bedürfnisse des täglichen Lebens leidet.

Beim Kinde allerdings begegnen wir der Zerstreutheit noch viel häufiger, als beim Erwachsenen. Denn der leitende Gedanke des Vorstellungsverlaufes hat noch wenig Inhalt, ist schon nach kurzer Zeit erledigt und weicht leicht einem anderen. Auch drängen sich äußere Sinneseindrücke, als etwas Ungewohntes und Neues häufiger dazwischen. Endlich auch die eigenen Einfälle und Gedächtnißreproductionen, — weil der kindliche Vorstellungsmechanismus überhaupt noch lockerer und schwankender ist, als der geschultere des Erwachsenen.

Auch die Zerstreutheit weist verschiedene Grade auf, von der bloßen durch Ablenkung der Gedanken erzeugten Unaufmerksamkeit bis zum zerstreuten Handeln. Nicht minder begegnen wir bei Kindern ebenfalls der tieferen Concentration der Vorstellungskraft auf einen einzigen Punkt, die wir schon bei der Gelehrtenzerstreutheit kennen gelernt haben und die gewöhnlich mit der wirklichen Zerstreutheit verwechselt wird. Es giebt Kinder, die von einem Gedanken gefesselt, minutenlang in's Leere starren können, wobei dann freilich der Gedanke sich bald verflüchtigt und nur die Starre zurückbleibt. Oder wir finden Kinder im Anschauen eines Gegenstandes versunken, der sie mit magischer Gewalt nach sich zieht und Nichts Anderes daneben aufkommen läßt. Es muß dann freilich etwas Außerordentliches und Interessantes sein. Einem Bärenführer, einem Orgeldreher, einer Zigeunerbande kann ein Kind stundenlang folgen und darüber wie traumverloren die ganze Welt vergessen. In dieser Neigung, sich von außerordentlichen Dingen, Menschen oder auch nur Vorstellungen gefangen nehmen zu lassen, liegt auch ein Grund der leichten Verführbarkeit des Kindes. — Auch das Gaffen auf einen Punkt ist Concentration, der hinterher Gedankenleere folgt.

Zerstreutheit im Handeln ist vor Allem an der Unsicherheit desselben kenntlich. Das Kind ergreift das Verkehrte, hält es rathlos in der Hand und wendet es falsch an. Es liest unrichtig und verschreibt sich. Folgen sich die zerstreuten

Handlungen mit einer gewissen Hast, so nennt man das Kind faselig.

Dem Abspringen der Gedanken und damit der Zerstreutheit zu wehren ist eine wichtige Aufgabe der Erziehung, namentlich aber der Schule. Das beste Mittel hierzu ist wohl die schriftliche Aufgabe, das Kopfrechnen und das mündliche Wiedergeben von Erzählungen. Gute Pädagogen werden hierin gewiß immer das Richtige treffen. Sie werden namentlich den großen Fehler zu vermeiden wissen, die Vorstellungskraft des Kindes durch sinnloses Auswendiglernenlassen oder langweilige Strafarbeiten noch mehr zu schwächen.

Es giebt auch noch eine andere Ursache der Zerstreutheit, — das ist die Gehirnermüdung, wie sie bei von Haus aus schwachen, kränklichen oder überangestrengten Kindern und zwar meist in Form der Unaufmerksamkeit und Gedankenlosigkeit angetroffen wird. Hier ist die in ihrer Ernährung geschwächte Hirnzelle überhaupt nicht im Stande, eine feste Vorstellung zu bilden oder gar einen Ideenfaden weiter zu spinnen. Das Bewußtsein sogar ist getrübt und die Vorstellung schwankt schwach und haltlos von einem zum andern, sie ist farb- und gestaltlos. Hier giebt es gewöhnlich nur ein Mittel, nämlich Entfernung aus der Schule und zeitweiliges gänzliches Ausspannen, bis die verlorenen Körperkräfte wieder gewonnen sind. Solche Schwächlinge rechtzeitig zu erkennen, ist deshalb eine wichtige Aufgabe von Schule und Haus. Sie ist nicht schwer zu erfüllen, wenn man auch die körperlichen Begleiterscheinungen nicht außer Acht läßt, das blasse, blutleere Aussehen, die fahle Gesichtsfarbe, den müden Blick, die verdrossene Miene, die langsamen, saft- und kraftlosen Bewegungen, die nachlässige Haltung beim Sitzen und das schwere in die Hand gestützte Haupt. Solche schwächliche kranke Kinder sind zugleich stets traurige Kinder (S. Hauptstück 5).

16. Das flüchtige Kind.

Das flüchtige Kind unterscheidet sich vom zerstreuten dadurch, daß es sich nicht, wie dieses, ganz und gar vom Pfade ablenken läßt, sondern nur Ideenflucht und überstürztes Vorstellen zeigt. Dies tritt häufig schon in der Rede, noch häufiger jedoch in den schriftlichen Ausarbeitungen hervor, an die man ja schon aus diesem Grunde gern einen milderen Maßstab, als an die Erwachsener, anlegt, endlich auch im Spiel. Alles trägt hier einen übereiligen hastigen Charakter, als gelte es, so schnell als möglich zu Ende zu kommen. Der Geist nimmt sich nicht die Zeit, eine Vorstellung ordentlich auszudenken, oder auch nur eine Sinneswahrnehmung fertig in sich aufzunehmen. Das flüchtige Kind sieht Alles nur halb und hört kaum auf das Gesagte, es ist mit seinen Gedanken, wie man zu sagen pflegt, schon wo anders.

Außer an den Fehlern, die gemacht werden, und an seiner Unaufmerksamkeit wird das flüchtige Kind häufig schon an seiner Beweglichkeit erkannt. Ein Kind, bei dem sich die Ideenflucht rasch in Handlung umsetzt, ist sehr beweglich und huscht wie ein Schmetterling ruhelos von einer Blume zur andern. Seine Interessen sind, der unbewußten Vorstellung entsprechend, in stetem Wechsel begriffen, bald wird dies, bald jenes angefaßt, aber Nichts, und sei es auch nur im Spiel, stetig betrieben. Man nennt solche Kinder *flatterhaft*.

Flüchtigkeit kann als angeborener Vorstellungsfehler, also, wie die Zerstreutheit, als ein Zeichen von Verstandesschwäche, oder auch nur als Gewohnheitsfehler auftreten, — im letzteren Falle hauptsächlich bei verzogenen Kindern, die nicht rasch genug von ihren Arbeiten zum Spiel kommen können. Sie pflegen dann bei der Arbeit flüchtig, beim Spiel aber ausdauernd zu sein.

Der Erziehung ist hier ihre Aufgabe klar vorgezeichnet.

Am leichtesten wird sie sich gestalten, wo blos ein Gewohnheitsfehler abzustellen ist. Durch feste Tageseintheilung in Spiel- und Arbeitsstunden wird das Uebel an der Wurzel getroffen. Schwieriger sind die angeborenen Fälle zu nehmen. Hier muß das Kind an Stetigkeit gewöhnt, dazu angehalten werden, eine Vorstellung ganz auszudenken und Allgemeinvorstellungen in Einzelvorstellungen zu zerlegen. Gut geleiteter Anschauungsunterricht wird hier die besten Dienste thun. Hier, ebenso wie beim zerstreuten Kinde, ist Hörenlehren ein wichtiges Erziehungsmittel (S. 15. Hauptstück).

17. Das faule Kind.

Faulheit bei Kindern, sofern man darunter die Unlust zu geistiger Anstrengung, sammt den damit verbundenen Unterlassungssünden, versteht, hat sehr verschiedene Ursachen.

Sie kann aus Interesselosigkeit entstehen. Dem Kinde sind z. B. die lateinischen Vokabeln an sich gleichgiltig. Wenn es nun weder durch Lob, noch durch Tadel, noch durch das Beispiel älterer Brüder gespornt wird und auch nicht im Stande ist, die Nothwendigkeit einzusehen, sich diesen Lehrstoff einzuverleiben, so bringt es demselben im bestem Falle Gleichgiltigkeit entgegen. Es ist nun allerdings Sache des Lehrers, hier helfend einzugreifen und die Lektion trotzalledem interessant zu machen. Einigermaßen geübten Pädagogen wird dies auch nicht schwer fallen. Hat ihnen doch schon der selige Zumpt durch seine unübertrefflichen klassischen Verslein das beste Beispiel gegeben. Kinder können jede geistige Speise, die ihrem Fassungsvermögen entspricht, verdauen, wenn sie ihnen nur mundgerecht vorgesetzt wird. Wenn deshalb ein sonst gut geartetes Kind dem Lehrstoff, auch mit der Zeit nicht, durchaus kein Interesse abgewinnen kann, so darf man mit Recht wohl Lehrmeister und Lehrmethode anschuldigen.

Ich spreche absichtlich von gut gearteten Kindern. Denn

allerdings giebt es auch solche, die aus angeborener Gleichgiltigkeit kein Interesse zeigen. Die Vorstellungen gleiten an ihnen vorüber, sie sehen und hören die Dinge wohl, aber innerlich bleiben sie ihnen fremd. Solche Kinder zu wecken, ist eine schwere Aufgabe. Aber sie erweist sich immer noch dankbar, sobald man nur den Punkt entdeckt, wo das gleichgiltige Kind empfindlich ist. Denn Kinder, die auf allen Wissensgebieten gleichgiltig sind, giebt es nicht, es seien denn die wirklich Schwachsinnigen und Idioten, von denen hier nicht die Rede ist. Für irgend etwas Lern- und Lehrhaftes interessirt sich schließlich jedes Kind, sei es für Sprachen oder Realien oder Geschichte oder Fertigkeiten irgend welcher Art, praktische Haushaltungsdinge u. s. w. Dieser Punkt muß hervorgeholt und auf ihm weitergebaut werden. Er gleicht einem fruchtbaren Stück Landes in Mitten steinigen Ackers, das durch allmälige schrittweise Cultivirung von Tag zu Tag an Umfang gewinnt.

Eine andere Ursache kindlicher Faulheit ist das größere Interesse, welches anderen Dingen entgegengebracht wird. Hier ist namentlich das Spiel zu nennen. Das Kind kann sich von seinem Spiele, das so viel interessanter ist, als trockene Vokabeln und Zahlen und gar keine geistige Anstrengung erfordert, nicht losreißen und eilt so rasch als möglich wieder dahin zurück Hier nimmt Faulheit meist das Ansehen von Flüchtigkeit an. Feste Tageseintheilung wird hier die Faulheit zugleich mit der Flüchtigkeit besiegen.

Endlich ist Faulheit auch die Folge von Denkschwierigkeiten und Denkmüdigkeit. Das Kind ist unlustig zum Arbeiten, weil ihm das Denken Mühe macht. Hier liegen wieder verschiedene Möglichkeiten vor. Es kann körperliche Trägheit mit im Spiele sein, als deren Gegenstück Denkfaulheit sich zeigt. Falls nicht etwa Krankheit vorliegt, muß versucht werden, durch Consequenz, womöglich durch Strenge das Uebel zu heben. Man rüttle das Kind auf,

bringe es unter Spielgenossen, lasse es turnen, schwimmen, radfahren und sonstigen Sport treiben, sporne es auch womöglich durch das eigene Beispiel an. Auch versäume man die diätetischen Regeln nicht, halte das Kind mäßig und achte darauf, daß es sich den Bauch nicht anfülle, gebe ihm auch keine schweren Getränke. Namentlich gegen letztere Regel wird so häufig in den sogenannten guten Familien gesündigt. Man gewöhnt dort die Kinder systematisch an den Alcohol schon vom zartesten Alter ab, weil man dem Vorurtheil huldigt, die Spirituosen, namentlich Wein, stärkten. Bis in das späteste Kindesalter sollte kein Tropfen Wein über die Lippen des Kindes kommen, es sei denn als wirkliche Arznei in schweren Krankheitsfällen, und auch alsdann wird er noch meist zu entbehren sein. Regelmäßiger Weingenuß wirkt geradezu verwüstend auf den kindlichen Organismus. Unter allen Umständen aber begünstigt er körperliche Trägheit und Denkfaulheit.

Faulheit, d. h. Denkmüdigkeit kann auch die Folge angeborener oder durch Krankheit erworbener, und alsdann vorübergehender, Verstandesschwäche sein. Im ersteren Falle wird also das faule Kind zugleich ein dummes sein, und die Erfahrung lehrt uns, daß in der That beide Eigenschaften häufig zusammen angetroffen werden. Hier wird man der Faulheit am besten Herr werden, wenn man auf die Dummheit Rücksicht nimmt und dem Kinde nur solche Aufgaben stellt, die es leicht bewältigen kann.

Wo nur vorübergehende Denkschwäche nach Krankheiten zurückgeblieben ist, empfiehlt sich natürlich Schonung der geistigen Kräfte als souveränes Heilmittel. Man schicke das Kind nicht zu früh wieder zur Schule, und sei nicht allzuängstlich, wenn auch einmal ein Halbjahr verloren gehen sollte. Dafür hat man die Freude, aus dem verdrossenen, schläfrigen und faulen Jungen einen frohgemuthen, aufgeweckten und eifrigen erstehen zu sehen.

Endlich können Denkschwierigkeiten die Folge mangelnder Uebung und von Verwöhnung sein. In diesem Punkte sündigt das Haus viel mehr, als die Schule, und zwar durch das leidige Nachhelfen bei den Schularbeiten. Es ist ja klar, daß ein Kind, dem die Mühe des eigenen Denkens und Suchens ganz und gar abgenommen wird, nie dahin kommt, sich einmal selbst anzustrengen. Es scheut schließlich jede eigene Anstrengung und wird immer unselbstständiger. Die Faulheit wird ihm so systematisch anerzogen. Solche Kinder lügen sich, so zu sagen, Jahre lang durch die untern Classen durch, um schließlich doch noch sitzen zu bleiben. Dann wird, weil die Kenntnisse von Mutter und Tante den höheren Anforderungen nicht mehr gewachsen sind, schließlich mit schwerem Gelde ein Privatlehrer angenommen. Aber das Einzige, was damit erreicht zu werden pflegt, sind höchstens bessere Censuren unter den schriftlichen Arbeiten. Selten, daß der Schüler wirklich dahin gebracht wird, selbstständig zu arbeiten. Die Noth, die dann entsteht, wenn der hilfreiche Geist einmal nicht zu Hause ist und die Arbeiten doch angefertigt werden müssen, ist tragikomisch, ja mitunter gradezu grotesk. Da kann man förmliche Angst- und Wuthparoxysmen mit Toben, Schreien und Weinen, jammervolles Stöhnen und verzweifeltes Händeringen, kurz den leibhaftigen entfesselten Angstteufel zu sehen bekommen. Und es sind noch die besten Kinder, die es so treiben, denn sie wissen doch wenigstens, was ihnen als Pflicht obliegt, wenn ihnen auch angewöhnt worden ist, letztere zum guten Theile von Anderen erfüllen zu lassen. — Das beste ist noch, wenn solche häusliche Nachhelfer sich dem Schüler selbst bald als unzulänglich und schädlich erweisen. Dem Sohne einer befreundeten Familie hatte einmal eine mütterliche Freundin 23 Fehler in das französische Exercitium hineincorrigirt. Der arme Junge war für immer curirt.

Insofern als Faulheit immer ein Nichtwollen, beziehungsweise, daß nicht das Rechte gewollt wird, zur Voraus-

setzung hat, könnte man sie auch unter die auf dem Gebiete des Wollens und Handelns erstehenden Charakterfehler einreihen. Dagegen verweist der Umstand, daß Faulheit, soweit sie nicht eine vorübergehende Unart ist, stets ihren letzten Grund in Denkschwierigkeiten hat, sie zu den eigentlichen Vorstellungsfehlern.

Neuntes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete der Vorstellung.

(Schluß).

Nachdem im vorigen Hauptstück die auf Schwäche und Hemmungen des Vorstellungsvermögens beruhenden Kindesfehler besprochen worden sind, schreiten wir nunmehr zur Betrachtung der Fehler, welche mit Beförderung und Beschleunigung des Ideenverlaufes oder mit Ueberwuchern einzelner Theile des Vorstellungsgebietes einhergehen.

18. Das frühreife Kind.

Frühreife bedeutet nicht immer blos ein Vorwegnehmen höherer Stufen des Kinderalters, sondern oft auch ein Hinauswachsen über den Typus der Kindlichkeit überhaupt. Frühreife beschränkt sich auch nicht immer auf einzelne Gebiete, auch nicht auf die Vorstellung allein, sondern umfaßt mitunter, wenn freilich auch nur selten, die ganze geistige Persönlichkeit des Kindes und hebt es in Urtheil, Empfinden und Streben oft weit über die erreichte Altersstufe hinaus. Reif zu werden ist das Ziel, welchem wir das Kind entgegenführen, und je eher es erreicht wird, sollte man denken, desto größere Triumphe müsse die Erziehungskunst feiern. Wenn man

trotzdem frühreife Kinder nicht gern sieht, so liegt das nicht allein in der Empfindung des Unnatürlichen, welche durch das Ueberspringen der von der Natur gesteckten Grenzen erregt wird, auch nicht allein in der Erfahrung, daß frühreife Kinder es trotzdem im Leben nicht weiter als andere bringen, sondern hauptsächlich in dem sonderbaren, ja geradezu krankhaften Eindruck, den sie oft machen. Sie sind in ihrem Benehmen, ihrer Sprache, ihren Bewegungen und Strebungen meist ganz anders, als andere Kinder. Das Kindliche haben sie ganz oder großentheils abgestreift und der Contrast zwischen dem geistigen Habitus Erwachsener und dem Körper und Gesicht des Kindes verleiht dem Bilde etwas Fremdartiges und Abstoßendes. Natürlich sind mit dieser Schilderung nur die ausgewachsensten Fälle gemeint. Kinder, welche nur partiell frühreif sind, können sich im Uebrigen ihre ganze Kindlichkeit bewahrt haben.

Frühreife kann angeboren, d. h. in angeborenen Anlagen vorgebildet sein, oder entsteht durch äußere Einflüsse, nämlich Lebensverhältnisse, Erziehung, langes Krankenlager u. dergl. Angeborene Frühreife, mag sie nun partiell oder allgemein sein, ist immer ein sehr bedenklicher Fehler. Denn, wie fast kein anderer, nähert er sich den Grenzen wirklicher Geisteskrankheit und fließt nur allzu oft in sie über. Frühreife ist oft der Schatten, den kommende Geisteskrankheit vorauswirft Namentlich gilt dies da, wo sie sich zugleich auf Empfindung und Strebungen erstreckt. Solche Kinder empfinden nicht mehr kindlich, sie spielen nicht und sind nicht fröhlich. Ein düsterer Ernst, eine Art von Weltschmerz beherrscht sie und läßt sie die Eitelkeit aller Dinge schon jetzt begreifen. Von einem sechsjährigen Knaben wird erzählt, daß er seinen Vater thöricht nannte, sobald er ihn liebkoste (Emminghaus A. a. O. S. 111). Solche Frühreife ist auch nicht selten Ursache des Selbstmords (S. 13. Hauptstück). Das Urtheil ist den Jahren voraus, oft scharf und treffend und die Kenntniß menschlicher

Schwächen verrathend. Die Strebungen ähneln denen Erwachsener. Oft tritt Lernbegier stark in den Vordergrund und nicht selten verbindet sich damit auch frühzeitiges Erwachen geschlechtlicher Neigungen (S. 12. Hauptstück). Diese Formen angeborener Frühreife pflegen später zu der sogenannten originären Verrücktheit zu führen.

Angeborene partielle Frühreife äußert sich hauptsächlich in einseitiger Entwickelung gewisser Anlagen und Fertigkeiten, z. B. zur Musik, zum Rechnen, zu mechanischen Arbeiten u. s. w. Das sind die Wunderkinder, mit denen bethörte Eltern in der Welt umherziehen, um Geld und Ruhm zu ernten. Sie enden ebenfalls häufig im Irrenhause und Idioten-Anstalten oder sterben bald nach erlangter Geschlechtsreife an einer Gehirnkrankheit. Deswegen soll man solchen früh erwachten Kindertalenten mit Mißtrauen gegenüber stehen. Es giebt ja entschieden auch echte wahre Talente darunter und frühe Genies, die es zum Höchsten bringen. Aber nur dann, wenn zugleich auch die übrigen geistigen Anlagen nicht zurückgeblieben sind, und das Kind sich auch wirklich als Kind fühlt und geberdet, darf man sich derselben freuen. Sonst bedeuten sie nichts Gutes. Auch Kinder, die in der Schule sich sehr hervorthun, allen Anderen vorauseilen, die Classen im Fluge durchmachen und immer nur Nr 1 in der Censur mitbringen, sind Angstkinder und pflegen sich im Leben nicht zu bewähren. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß Nachsitzer in der Schule häufig Vorsitzer im praktischen Leben werden.

Harmloser gestaltet sich die Sache, wenn blos erworbene und anerzogene Frühreife vorliegt. Dieselbe ist immer nur partiell, und erstreckt sich dann wohl auf das Urtheil, auf durch Erfahrung erworbene Lebenserscheinungen und das Benehmen, während im Uebrigen die kindliche Natur gewahrt bleibt.

Hier ist zu nennen die über die Jahre hinausgehende ernste Stimmung, welche aus häuslichem Unglück, Entbehrungen,

Krankheit der Mutter erwächst. Auch das eigene Krankenbett auf dem es Jahre lang durch chronisches Siechthum gefesselt liegt. stimmt die Seele des Kindes ernst und nachdenklich. Ueberdies gewährt es ihm die Möglichkeit, auch in Kenntnissen und im Urtheil seinen Jahren vorauszueilen. — Ferner gehört hierher die ängstliche Besorgniß, welche manche in der Umgebung alternder, einsam stehender Mütter oder Tanten aufwachsende Kinder für Gesundheit und persönliches Wohlergehen zur Schau tragen, und die oft recht komische Formen annehmen kann. Ein zehnjähriger Knabe antwortet auf die Frage, warum er nicht draußen mit seinen Kameraden spiele, — nein, das könne seiner Gesundheit schaden, denn es wehe just Ostwind. Ein anderer, schon dreizehnjähriger Knabe, der soeben noch anscheinend ganz munter und gesund mit meinen Kindern, bei denen er sich zum Besuch befand, gespielt hatte, kam plötzlich mit einem Löffel in der Hand zu mir und bat mich, seinen Hals anzusehen, er glaube, daß er die Diphtheritis bekäme. Das ist vielleicht löbliche Vorsicht, in keinem Falle aber kindliche Unbekümmertheit.

Endlich mag noch der Frühreife des Verstandes, welche sich bei Kindern, die einsam unter Erwachsenen leben, entwickelt, gedacht werden. Die Seele wird hier, ohne daß dem Kinde durch den Umgang mit Altersgenossen ein Gegengewicht gewährt würde, mit Vorstellungen und geistigen Interessen gefüllt, die mehr dem Ideenkreise Erwachsener entsprechen. Das Kind wird über Verhältnisse unterrichtet, und gewinnt einen Einblick in Strebungen, die seiner Altersstufe sonst noch fern geblieben wären. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn es ernster, besonnen und gereifter, als andere gleichalterige Kinder erscheint. Dies ist also, wenn sonst das Kind nur kindlich geblieben ist, nicht gerade zu bedauern, um so weniger, als man hoffen darf, daß die kommenden Jahre das Gleichgewicht schon wieder herstellen werden. Als lästiger Fehler wirkt es nur dann, wenn sich das Kind mit seinen

Reden unbescheiden verdrängt. Dies ist bei der sogenannten Altklugheit der Fall. Unter Altklugheit verstehen wir nicht Frühreife des Verstandes allein, sondern zugleich auch die Befriedigung darüber, mit seiner Weisheit glänzen zu dürfen, und die Gewohnheit, sie in der Manier der Alten vorzutragen. Altklugheit ist also ein Angewöhnungs- und Nachahmungsfehler.

Wie sehr äußere Verhältnisse Frühreife begünstigen, sehen wir auch an unseren großstädtischen Kindern, wenigstens soweit sie die Straße zu frequentiren pflegen. Der Witz des Berliner Schusterjungen ist weltbekannt geworden, Nichts geht über die Findigkeit, Gewandtheit, Geschicklichkeit, Umsicht und Geistesgegenwart in Vermeidung von Gefahren eines echten Berliner Jungen. Freilich ist die Entwickelung solcher Eigenschaften in solcher Umgebung und in solcher Schule nicht denkbar ohne eine gewisse Einbuße an kindlicher Unschuld und Unbefangenheit. Denn was die heranwachsende Jugend unserer Großstädte schon in frühen Jahren an Kenntnissen geschlechtlicher Verhältnisse und Mißverhältnisse sammelt, würde Uneingeweihten unglaublich erscheinen. Auch in dieser letzten Beziehung also leiden die Kinder unserer Großstädte an Frühreife, wenn auch die Frucht vom Baume der Erkenntniß noch nicht grade zu eigenen Strebungen verführt zu haben braucht.

Um Frühreife zu verhüten, muß die Erziehung schon zeitig beginnen. Doch ist ihre Aufgabe eine mehr negative und besteht vornehmlich darin, dem Kinde Lebensbedingungen zu gewähren, die eine gesunde Entwickelung ermöglichen, und nicht selbst etwa Schädlichkeiten hineinzutragen. Schon beim Säugling muß die Erziehung, d. h. die Verhütung anfangen. Obgleich das Neugeborene scheinbar noch ein reines Pflanzenleben führt, ist doch sein Gehirn schon angestrengt thätig, ja es ist geradezu das am meisten in Anspruch genommene Organ, und zwar wegen der Masse von Vorstellungen, die

es allmählich in sich aufnehmen und verarbeiten muß. Zuerst die Sinneswahrnehmungen, — die nicht als blasse Schemen vorbeiziehen, sondern sich als bleibende Bewohner einrichten und von den Vorstellungsganglien Besitz nehmen, um sich zum steten Gebrauche bereit zu halten. Das Kind, oder, was hier dasselbe sagen will, das Gehirn muß sehen, hören, riechen und schmecken lernen. Es muß sich selbst als Gegensatz zur Außenwelt erkennen und empfinden lernen, — es muß die Klangbilder der menschlichen Sprache in sich aufnehmen, zu Satzvorstellungen verknüpfen und auf den Sprachmechanismus übertragen, mit anderen Worten, es muß sprechen und denken lernen. Es muß endlich noch anschauliche Begriffe, wie Blume, Hund, Mann, Baum u. dergl. bilden lernen. Dies Alles aber ist die Aufgabe etwa der ersten zwei bis drei Lebensjahre, eine Aufgabe, die schon beginnt, sobald, ja ehe das Kind den Mutterleib verlassen hat. Soviel unbewußter Gehirnarbeit wird auch bei der angestrengtesten Thätigkeit keinem Gelehrtenkopfe später zugemuthet, als hier dem in sich selbst noch unfertigen Gehirn.

Da heißt es, Alles fernhalten, was die stille Geistesarbeit zu stören geeignet ist, und dem Gehirn nicht mehr zumuthen, als es von selbst zu leisten gewillt ist. Deshalb sind Eltern, besonders aber Mütter, nicht oft und stark genug davor zu warnen, daß sie nicht in thörichter Ungeduld Früchte vor der Zeit pflücken wollen. Es ist ja so reizend und rührend, aus dem Munde des geliebten Kindes das Vater- oder Mutterwort, an dem es im Stillen und heimlich schon lange gearbeitet, zum ersten Male hervorbringen zu hören, und gerade liebende hingebende Mütter sind es, die den Eintritt des ersehnten Ereignisses durch allerlei kleine Künste zu beschleunigen suchen. Aber solche Ueberstürzung rächt sich, — auch hier führt Frühreife zu Krankheit und Tod. „Kluge Kinder sterben früh“, sagt der Volksmund sehr richtig. Man lasse

also schlummern, was noch nicht geweckt sein will und respektire das Incognito der geistigen Majestät des Kindes.

Im späteren Alter darf man nicht versäumen, dem Kinde Spiel- und Arbeitsgenossen zu geben. Die Regel ist für Eltern wichtig, die keine Kinder in annähernd gleichem Alter oder nur ein Kind haben. Der Grund hierfür ist oben angegeben. Nur im Verkehr mit Altersgenossen bleibt das Kind kindlich. Man sei deshalb auch nicht allzu peinlich in der Wahl der Genossen. Selbst minderwerthiger Umgang, wenn es nur nicht gerade Kinder mit verkehrten lasterhaften Instinkten sind, ist noch besser, als gar keiner. Durch den Segen der allgemeinen Schulpflicht wird die Gefahr für solche Kinder, die sonst einsam aufgewachsen wären, allerdings größtentheils ausgeglichen.

Dagegen ist es als ein Fehler, der leider nur zu häufig begangen wird, zu bezeichnen, Kinder vor Erwachsenen mit ihren kleinen Talenten und bescheidenen Leistungen paradiren zu lassen. Es ist ja ganz schön und nützlich, gelegentlich einmal das Kind etwas vortragen zu lassen, denn es hilft die Schüchternheit überwinden und lehrt die Bewegungen zu beherrschen. Aber man darf des Guten dabei nicht zu viel thun. Ganz verkehrt ist es, das Kind hinterher, wie eine Primadonna, mit lautem Beifall, womöglich mit Händeklatschen zu belohnen, ein Dank, der überdies natürlich mehr den gefälligen Eltern, als der kleinen Künstlerin gilt. Und nun gar, wenn das liebe herzige Mädchen von Stuhl zu Stuhl wandern und seinen Tribut an Küssen und Backwerk einheimsen muß! Daß ein solches Kind vorzeitig „klug" wird, ist nicht der einzige Nachtheil, denn es muß schon ganz besonders gut veranlagt sein, wenn es nicht außerdem noch etwas eitel, koquett und geziert würde.

Vollends zu verwerfen ist die in unsern höheren Ständen eingerissene Unsitte, hochfeine Kindergesellschaften, Kinderbälle u. dergl. mit dem ganzen bei den geselligen Veranstaltungen

Erwachsener üblichen Apparat zu geben. Was ist nicht Alles schon dagegen geschrieben worden! Aber die Unsitte ist unausrottbar, wie alle Thorheiten, so lange sie nämlich noch Mode sind. Selbst unsere Witzblätter, die das frühreife Kind mit gelungener Satyre zu treffen wissen, haben noch nichts dagegen vermocht. — Man bedenke allein die gesundheitlichen Schäden, die Ueberladung des Magens, der sich zwar unsere „wohlerzogenen“ Kinder noch am wenigsten schuldig machen, — den Genuß der Spirituosen, und wenn es auch nur eine unschuldige Kinderbowle ist, — die späte Nachtstunde, die Entziehung des Schlafes! Dazu kommt die oft Tage lang nachwirkende Zerstreuung und Ablenkung von ernsten Arbeiten, die Gelegenheit zu Koquetterien und Flirtationen aller Art und die Begünstigung geschlechtlicher Neigungen. Und das Alles ist noch nicht das Einzige und würde selbst nicht einmal das Schlimmste sein, wenn sich die Gelegenheiten, da man sich doch revanchiren muß, nicht so oft in einer „Saison“ häuften. Die bedenklichste Seite wird immer die bleiben, daß die Kinderseele sich selbst entfremdet wird. Man entwürdigt das Kind zum Affen, indem man es nöthigt oder dazu verführt, Sitten und Benehmen des Erwachsenen nachzuahmen. Dann ist es aber auch nicht zu verwundern, wenn der Affe sich in seine Rolle hineinlebt und begehrlich, zänkisch und boshaft wird.

Wo ist die Harmlosigkeit, die fröhliche Genügsamkeit unserer eigenen Kinderjahre geblieben? Aus dem Stande des sogenannten höheren gebildeten Bürgerthums scheint sie allmählich zu verschwinden, und man muß schon etwas tiefer steigen, um sie wiederzufinden. Damit aber, das mögen sich unsere höheren Klassen gesagt sein lassen, wird zugleich auch die Führung in der culturellen Erziehung unseres Volkes aufgegeben. — Es giebt Eltern genug, die dies einsehen. Aber dem Banne der Mode und der Umstrickung gesellschaftlicher Rücksichten können sie sich nicht entwinden.

19. Das phantastische und das phantasielose Kind.

Auch ohne Mitwirkung der Sinne bilden wir anschauliche Vorstellungen mit Hilfe der Phantasie. Diesen Boden hat die Phantasie mit dem Erinnerungsvermögen gemeinsam, erhebt sich aber hoch über denselben dadurch, daß sie nicht blos schon vorhandene Vorstellungen wieder erweckt, sondern ganz neue, oft weit abliegende, erzeugt. So schweift Phantasie scheinbar schrankenlos umher, sucht das Entfernteste auf und verbindet Himmel und Hölle.

„Sie mag ruhmbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten —
Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterem Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände.“ (Goethe.)

Aber an ein Gesetz ist sie doch gebunden und eine Schranke ist ihr gesetzt — sie kann aus der Natur dessen, der sie geboren, nicht heraus, ihre Bilder müssen der Vorstellungswelt desselben im Allgemeinen entsprechen. Wessen Seele nur von niedrigen Ideen erfüllt ist, der wird sich zu erhabenen Bildern nicht aufschwingen können, — wer dumm ist und nur über einen kleinen Vorstellungsschatz verfügt, dessen Phantasie kann wohl ausschweifend und hochfliegend sein, aber sie wird sich als arm an Inhalt ausweisen.

Phantasie ist eine nothwendige Eigenschaft des menschlichen Geistes. Denn ohne sie könnte Nichts geschaffen werden. Zu den kleinsten Verrichtungen des täglichen Lebens, wie zu den Großthaten des Geistes ist sie erforderlich. Phantasie braucht nicht bloß der Dichter und der bildende Künstler, sondern nicht minder auch der philosophische Denker, der naturwissenschaftliche Forscher und Pfadfinder, endlich der

Handwerker und Arbeiter. Denn bei diesen Allen handelt es sich um nichts Anderes, als neue Vorstellungen aus den alten zu entwickeln. Dem Forscher muß seine Phantasie schon den Weg vorgezeichnet haben, den er zu gehen hat, der bildende Künstler, der Baumeister, muß das zu schaffende Werk schon im Geiste plastisch vor sich stehen gesehen haben. Ja, kein Schuster kann einen Stiefel anfertigen, ohne daß er nicht das Bild des werdenden, ja selbst schon die beabsichtigte Wirkung der kleinsten Handbewegung aus dem Schatze seiner bereits vorhandenen Vorstellungen als etwas Neües entstehen sähe.

Phantasie erfaßt das Fernste und das Nächste, sie fliegt zum Himmel und kriecht im Staube. Immer aber muß sie sich an Gegebenes, d. i. an die im Geiste bereits vorhandenen Vorstellungen, anlehnen, um Neues zu schaffen. Deshalb haftet der Phantasie dort am meisten Irdisches an, wo Alltäglichkeit, der Hände Arbeit und die Mühen des Berufes die Herrschaft haben. Aber wenn sie auch irdisch ist, so ist sie dafür auch zugleich praktisch, sie ist eine hausbackene thatkräftige Phantasie, die nahegesteckte Ziele erreichen hilft. Einen höheren Flug nimmt sie in den Menschen an, die, in ihren Interessen und Strebungen von dem Dienste der Wirklichkeit mehr oder weniger losgelöst und wenig durch wechselnde Sinneseindrücke angeregt, sich gezwungen oder freiwillig der inneren Betrachtung zuwenden. Wir sehen das bei den Einsamen der Erde, bei den Anachoreten der Wüste, bei Gefangenen und Kranken und endlich auch bei Dichtern. Hier erheben sich Bilder von solcher Plastik und Farbenfrische, daß sie den Schein der Wirklichkeit vortäuschen, voll Leben und Verführung, und wie wirklich Erlebtes aussehen.

Solche Phantasien sind also rein anschauliche Vorstellungen, und gewöhnlich versteht man unter Phantasien auch nichts Anderes. Man kann aber sehr wohl auch von begrifflichen Phantasien sprechen. Es sind dies die Ideen, die der Philosoph auf seinem Wege nach den Eisgipfeln des

reinen Denkens aus dem Vorrathe seiner begrifflichen Anschauungen schafft.

Das Kind gleicht dem Dichter darin, daß seine Phantasie nicht in den Dienst des täglichen Lebens gespannt ist, sondern sich frei nach selbstgewählten Zwecken bewegt. Kunstwerke kann das Kind noch nicht schaffen. Deshalb bethätigt sich seine Phantasie auf andere Weise, nämlich durch das Spiel. Das Spiel ist die in Handlung umgesetzte phantastische Vorstellung, ein aus der Natur des Kindes selbst geborenes, von ihm unzertrennliches, deshalb auch ganz ernsthaft zunehmendes Geschäft (S. 3. Hauptstück). Im Spiele liegt der wahre Kindheitszauber verborgen. Glücklich deshalb der Mensch, der sich noch etwas davon in sein späteres Alter hinüberretten konnte, glücklich wenigstens in den seltenen Stunden, wo er noch einmal spielen und wie ein Kind sein darf!

Das Kind gleicht dem Dichter, besonders aber dem Dramatiker. Denn alle seine Spiele sind dramatisch, in allen „geschieht" etwas. Auch wo das Kind lediglich etwas anzufertigen scheint, z. B. wenn es in einem Sandhaufen Gänge, Stuben und Häuser formt, ist immer ein Geschehen dabei. Es bevölkert seine Schöpfung mit allerhand Lebendigem, was da aus- und einzieht, mit Schlangen und Mäusen, oder es macht einen Hundestall daraus, oder, wenn es älter ist, eine Ritterburg mit Verließen und Zinnen, mit verzauberten Helden und Prinzessinnen. Am liebsten aber macht das Kind aus sich selbst etwas, es will gern selbst etwas vorstellen. Schon in frühester Kindheit spielt es Pferdchen, dann Papa und Mama, und wieder später Ritter und Räuber. Daher erklärt sich auch seine Lust am Verkleiden. Keine größere Lust giebt es für Kinder, als Mutter's Kleiderschrank plündern zu können. Etwas von dieser Kinderlust bleibt auch mitunter dem Erwachsenen zu eigen, und Viele tragen noch bis in späte Jahre Neigung und Talent zum Schauspielern als Erbstück

der Kinderzeit mit sich herum. Man sieht es an dem Enthusiasmus, mit dem jedesmal an die Errichtung von Liebhabertheatern, Bazaren, Costümfesten u. dgl. von Jung und Alt gegangen wird. Auch die Freude an geselligen Zusammenkünften gewöhnlicherer Art, an Ressourcen, Bällen, Diners u. dgl. ist im Grunde nur Freude an der Maskerade. Man freut sich darauf, einmal anders, als am Werkeltage, erscheinen zu können.

Auch manchen weniger löblichen Handlungen der Kinder liegt phantastische Gestaltungsfreude zu Grunde. Hierher gehört das Bemalen von Tischen und Wänden, die Zeichnungen und Tintenklexfiguren in den für edlere Genüsse bestimmten Schulbüchern, das Einschneiden von Namen in Bäume u. dgl. „Ich wollte einmal sehen, wie das aussieht, wenn der Baum groß geworden sein wird", — entschuldigte sich ein Knabe, der bei solcher Skulpturarbeit betroffen worden war. Solche auf das erwachsene Alter gerichteten Zukunftsträume sind überhaupt für den phantastischen Vorstellungsgang des Kindes charakteristisch. Es kann noch in keine Vergangenheit blicken und ahnt nicht, welcher nicht mehr zurückzuerobernden Zauberwelt es entfliehen will. — Auch die Zerstörungssucht ist manchmal nichts Anderes als phantastische Gestaltungsfreude. Das Kind will den Gegenstand in einer anderen Form kennen lernen, es findet Befriedigung in dem Gedanken an ein Pferd ohne Beine und an eine Puppe ohne Kopf oder Arme. Das Phantasiebild ist hier der Handlung vorangegangen. So gearteter Zerstörungstrieb kommt wenigstens bei ganz kleinen Kindern, bei denen die Freude am Besitz noch kein Gegengewicht abgiebt, so häufig vor und läßt sich so vollständig aus der ihm eigenthümlichen Richtung der Phantasie erklären, daß er kaum als ein Fehler, sondern vielmehr als ein normaler Bestandtheil der Kindesseele anzusehen ist. Spielsachen sind dazu da, um zerbrochen zu werden, sagte mir einmal eine erfahrene

Mutter, und mit den sogenannten unzerreißlichen Bilderbüchern leistet man kleinen Kindern im Grunde keinen Dienst.

Phantastisch zu sein, gehört also zum Wesen des Kindes und nur die Uebertreibungen und Auswüchse sind als Fehler zu bekämpfen. Als Typen derselben sind das aufgeregt-phantastische und das träumerisch-phantastische Kind zu nennen.

Das aufgeregt-phantastische Kind kann man auch exaltirt nennen. Die Phantasie schweift über geordnete Bahnen hinaus, und gleiche Ueberschreitungen zeigt auch das Handeln. Von der Grundstimmung aber hängt Inhalt und Färbung der Phantasie ab. Bei niedergedrückter Stimmung und geschwächtem Selbstgefühl nehmen sie eine freudlose, düstere, entsetzliche Gestalt an. Schon im 5. Hauptstück sind wir dem empfindlichen Kinde begegnet, das in schmerzlichen Einbildungen erlittenen Unrechts schwelgt. Werden die Vorstellungen zur That, indem heftige Anklagen gegen die vermeintlichen Unterdrücker geschleudert werden, was dann in übertriebenem pathetischem Tone zu geschehen pflegt, oder setzt das Kind Entweichungen in's Werk, oder stößt es Drohungen aus, wenn sie auch nicht ernst gemeint sind, so darf man von einem exaltirten Kinde sprechen. Diese Fälle, die man übrigens auch, wie das in unserer Darstellung schon geschehen ist (S. 5. Hauptstück) zu den Fehlern auf dem Gebiete des Fühlens und Empfindens zählen kann, sind nicht ganz selten.

Weniger oft begegnen wir dem exaltirten Kinde mit gehobenem Selbstgefühl. Die Phantasien nehmen hier einen überschwenglichen, mitunter sublimen und ekstatischen Charakter an. Das Kind hat glückliche Zukunftsträume, wird ein berühmter Feldherr, wird eine Prinzessin, verkehrt mit den lieben Engeln und der Mutter Gottes. Solche Kinder sind nicht etwa geisteskrank. Sie haben lediglich ekstatische Ideen, die sich durch Weiterspinnen glückverheißender Phantasien zu dieser Höhe emporgipfeln, oft aber auch durch Traumvisionen, die sich in das wache Leben fortsetzen, hervorgerufen

und unterhalten werden. Das Benehmen solcher Kinder pflegt etwas verschieden von dem anderer Kinder zu sein. Sie sind gesitteter, aparter, vornehmer, als ihre hausbackenen Spielgenossen. Es ist bei ihnen alles auf eine höhere Stufe gehoben. Hierüber darf man freilich nicht vergessen, daß der Bogen straff gespannt ist und daß das Kind hart an den Grenzen, die Gesundheit und Krankheit trennen, dahinwandelt.

Eine Abart davon ist das schwärmerische Kind. Wir verstehen darunter ein solches, bei dem die Ausschweifungen der Phantasie weniger auf das Handeln, als auf das Gefühlsgebiet sich überträgt. Das Kind ist unendlich beseeligt und schwelgt in Freude und Freundschaft. Aehnlichkeit hat es mit dem romantischen Kinde (S. 7. Hauptstück, 12), unterscheidet sich von ihm aber durch größere Innigkeit der Beziehungen zum eigenen Ich.

Das träumerisch-phantastische Kind zeigt sich gleichfalls in zwei Gestalten. Es kann in seinen Phantasien versunken sich regungslos und ruhig verhalten, oder gerade umgekehrt durch lebhaftes Wesen sich dem Ansehen des exaltirten Kindes nähern. Charakteristisch ist unter beiden Verhältnissen das Weltabgezogene und die Entfernung vom wachen Bewußtsein. Erstere Form ist am häufigsten bei älteren, schon der Geschlechtsreife sich nähernden Kindern, bei denen der Vorstellungskreis durch eine Fülle neuer, bisher ungewohnter und dabei unklarer Ideen erweitert und zugleich verwirrt wird. Wir sehen dies bei Knaben wie bei Mädchen, die müssiggängerisch (mit Unrecht würde man hier von Faulheit sprechen) sich stundenlang auf dem Rasen oder in der Hängematte strecken. Die einzige Beschäftigung, die ihnen zusagt, ist Lesen, weil ihrer träumerischen Phantasie dadurch neuer Stoff zugeführt wird.

Aeußere Lebhaftigkeit zeigt das träumerisch-phantastische Kind nur beim Spiel. Es ist dann so stark von ihm eingenommen, es tragirt seine Rolle mit solcher Hingebung,

daß es für die Wirklichkeit fast ganz abstirbt und nicht sieht und hört, was um es vorgeht. Ja, im Eifer des Spiels kann es sich selbst leichte Verletzungen zuziehen, ohne etwas davon zu merken. Auch wo das Bewußtsein nicht so dicht umhüllt ist, in den gewöhnlichen Hantirungen des Lebens, ist doch die Wahrnehmung äußerer Dinge behindert, — das Kind geht eben wie im Traume. Dies ist auch die Hauptursache der Vergeßlichkeit des Kindes. Die Aufmerksamkeit ist zu wenig rege, es achtet zu wenig auf seine Person, seine Aufgabe, handelt ohne Ueberlegung und kopflos. Es würde seinen eigenen Kopf vergessen, wenn er nicht angewachsen wäre, sagt man dann wohl von solchem Kinde. Auch zerstreut könnte man es nennen. Aber es handelt sich hier nicht, wie bei der echten Zerstreutheit (S. 8. Hauptstück 15) um Ablenkung durch äußere Eindrücke, sondern vielmehr, ganz wie bei der sogenannten Gelehrtenzerstreutheit, um zu starke innere Concentration.

Auch wenn es nicht gerade in Träumereien versunken ist, sondern der Umgebung seine Aufmerksamkeit zuwendet, finden sich beim träumerisch-phantastischen Kinde mannigfache Abstufungen des wachen Bewußtseins. Man merkt es an der halbbewußten Art und Weise, wie es zuhört und antwortet. Man bezeichnet dieses Verhalten mit dem Ausdrucke: es hat läuten, aber nicht zusammenschlagen hören. Auch hier ist von keiner eigentlichen Zerstreutheit die Rede, denn das Kind denkt während dessen an nichts Anderes, sondern es ist eine Schwäche der Vorstellungskraft, die sich nicht energisch zusammenraffen kann.

Als Gegenstück zum phantastischen Kinde kann man das phantasielose bezeichnen. Da Phantasie, wie wir gesehen haben, eine nothwendige und unentbehrliche Seelenkraft darstellt, kann kein gesundes Kind derselben ganz und gar bar und ledig sein. Vielmehr ist hier nur Phantasiearmuth, nicht zugleich Fehlen derselben gemeint. Phantasiearme Kinder lassen

Vieles von dem, was uns sonst an Kindernaturen angenehm entgegentritt, vermissen. Sie sind weniger lebendig, sind trocken, langweilig und lassen sich lieber unterhalten, als daß sie selbst etwas dazu beitragen. Der Verstand ist besser entwickelt, als das Gemüth. Das Herz geht nicht mit ihnen durch, wie man von warmherzigen Kindern zu sagen pflegt. Im spätern Leben werden solche Kinder, sofern sie sonst nur nicht mangelhaft beanlagt sind, ihren Weg schon finden. Als Jünglinge und Jungfrauen werden sie sich sehr „correkt“ benehmen und sicher keine Dummheit machen. Aber das Höchste werden sie doch nicht erreichen und stets untergeordnete Geister bleiben.

Die Erziehung hat die Phantasie zu pflegen, zu fördern, zu leiten und ihre Auswüchse zu beschneiden, aber nicht sie niederzudrücken und zu verstümmeln. Nichts Traurigeres giebt es, als Kinder poesielos im Hause aufwachsen zu sehen. Wäre nicht noch die Schule, und käme es nicht gelegentlich einmal in ein anderes Haus, so würde es der strenge Vater und die kühle Mutter bald dahin gebracht haben, daß der Flügel gebrochen und der freie Aufschwung vollends erlahmt wäre. Man lasse den Kindern ihr bischen Poesie, ihr Christkind, ihren Knecht Ruprecht und ihren Weihnachtsbaum. Letzterer, so sollte man zwar denken, fehlt heutzutage in keinem deutschen Hause, und sei es auch noch so ärmlich. Trotzdem habe ich, so unglaublich es klingt, eine Spielgefährtin meiner Kinder gekannt, in deren Hause kein Christbaum brannte, weil es „dummes Zeug“ sei und nur Umstände mache. — Die Aufklärung kommt noch früh genug. Ein zehnjähriger Knabe prügelte seinen Freund, weil dieser nicht mehr an das Christkind glaubte. Ich will es nicht unbedingt loben, aber mir ist der treue Glaubensheld lieber, als sein kühlerer Genosse, obgleich auch dieser vielleicht nicht dafür konnte, daß ihm eine rauhe Hand den Schleier der Illusion zu früh von den Augen gerissen.

Wie den Auswüchsen der Phantasie zu steuern sei, läßt sich nicht im Einzelnen durch Regeln bestimmen. Aufmerksame Eltern werden hier selbst das Richtige zu finden wissen. Höchstens kann man sagen, daß die Gelegenheiten gemieden werden müssen und die Wege, auf denen der reizbaren Phantasie gefährlicher Stoff zugeführt werden kann, möglichst verschlossen zu halten sind. Die Empfänglichkeit der Kinder ist allerdings ungemein verschieden, und oft wird man erst durch eigene Erfahrung klug. In meiner schlesischen Heimath war es Sitte, daß in der Adventszeit die erwachsenen Mädchen, als Christkind verkleidet, zu befreundeten Familien gingen, dort die artigen Kinder ihre Sprüchlein aufsagen ließen und mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen beschenkten. Auch bei meiner siebenjährigen Tochter trat ein solches Christkind ein, — und nun diese sprachlose heilige Scheu, diese wortlose Anbetung, die dem Kinde kaum seinen Spruch herzusagen erlaubte, — und als der himmlische Besuch sich entfernt hatte, dieses Nachschwelgen in phantastischer Erinnerung! Ursprünglich hatte das Kind noch recht gesehen, — weißen Schleier mit goldenen Sternen, zwei Stunden darauf war das Christkind schon ganz goldig geworden und gar am Abend hatte man es schon leibhaftig vom Himmel kommen sehen. Ich konnte mir nicht helfen, aber ich bereute es nun doch, meine Zustimmung zu dieser Mummerei gegeben zu haben. Mir war es, als sei eine heilige Empfindung verletzt und profanirt worden Da lob' ich mir den Knecht Ruprecht oder Niklas. Das ist ein ehrlicher grober Gesell, der nichts Sublimes an sich hat und an dem sich die Phantasie des Kindes schwerlich exaltiren kann.

Sehr wichtig ist es, die Lektüre zu überwachen und auch den Erzählungen in der Kinderstube ein wachsames Ohr zu leihen. Daß nicht gerade geschlechtliche Phantasien die Seele des Kindes beflecken, dazu gehört nur eine geringe Aufmerksamkeit in Ueberwachung der Lektüre. Aber auch alles

Schreckliche, Grausige, was Furcht und Entsetzen erregt, soll sorgsam vermieden werden. Als zehnjähriger Knabe las ich einmal in einer aus der reichen Bibliothek meines Vaters entliehenen alten Scharteke eine grauenvolle Geschichte von einem Manne, der, um nach seinen Schätzen zu sehen, in einen geheimen Verschlag seines Kellers geht. Die Thür schnappt von Innen zu, er kann nicht heraus und erst ein Menschenalter später tritt er als Gerippe wieder zu Tage. Noch heute erinnere ich mich des wollüstigen Grausens, mit dem meine geschäftige Phantasie diese Geschichte sich im Einzelnen ausmalte, sich in die Seele des Geängsteten und Verhungernden zu versetzen suchte, — wie mich das Gespenst Tag und Nacht verfolgte und wie es mich mit dämonischer Gewalt immer wieder zu dem alten blauen Buche hinzog, um die hundertmal gelesene Geschichte wieder und wieder zu lesen. Aehnlich erging es mir mit einer Wolfsgeschichte, die ich unserer kleinen verwachsenen Nätherin, die so herrliche Geschichten wußte (Gott habe sie selig!), verdankte. Eine Mutter mit ihren Kindern auf einem Schlitten fahrend, von Wölfen verfolgt, wirft ein Kind nach dem andern den Bestien zu, bis sie gerettet den Hof erreicht. Nebenbei gesagt, ist auch diese Geschichte ein Beweis dafür, daß manche Dinge stets wiederkommen. Denn erst vergangenen Winter habe ich sie als neueste Sensationsnachricht in den Zeitungen wiedergefunden.

Alles in Allem — man versäume nicht, der kindlichen Phantasie durch geregelte Beschäftigung ein wirksames Gegengewicht zu geben, man beschneide ihre Auswüchse, lasse sie aber im Uebrigen frei wachsen. Dann ist schon der Mahnung Goethe's genug gethan: Daß die alte

Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!" —

20. Das neugierige und das heimlichthuende Kind.

Neugierde ist mehr ein Fehler des erwachsenen, als des kindlichen Alters. Doch kommt sie auch im letzteren vor. Sie ist, wie die Wißbegierde, ein Zeichen erregten, nach Aufnahme neuen Stoffes begierigen Vorstellungslebens, unterscheidet sich von derselben aber durch den vorgestellten Endzweck, der nicht auf nützliche und wissenswerthe, sondern auf unnütze und gleichgiltige Dinge gerichtet ist. Dies ist zugleich die reine uninteressirte Neugierde, die nach Neuem Verlangen hat, nur weil es neu ist. Sie zeigt sich in dem Rennen und Laufen des Kindes auf der Straße, in dem an's Fenster Stürzen, wenn „etwas los" ist, im Gaffen und Maulaffen feil halten und in dem oft ganz gedankenlosen Fragen nach dem Wie, Wo und Warum.

Das ist noch eine ganz harmlose Form. Bedenklicher gestaltet sich Neugierde, wenn sie mit persönlichen Interessen verknüpft ist. Das Kind will wissen, wie man über es spricht, oder es merkt, daß ernste Sachen im Familienrathe verhandelt werden und legt sich nun auf's Lauschen und Horchen. Diese Art der Neugierde muß unbedingt als Fehler betrachtet werden. Denn sie bringt in die Seele des Kindes etwas nicht Hineingehöriges, nämlich die Lust an *Heimlichkeiten*. Neugierige Kinder ergehen sich selbst gern in Dingen, von denen sie voraussetzen, daß sie die Neugierde Anderer erregen könnten. Daher das Heimlichthun und Wichtigthun vor anderen Kindern, das Prahlen mit dem oft nur geheuchelten Besitz irgend einer besonders interessanten Neuigkeit, die nun vielleicht gar noch verschachert und verhandelt wird. „Wenn Du mir einen Apfel giebst, so sage ich Dir, was ich weiß", — hört man wohl aus dem Munde zehn- oder zwölfjähriger Knaben. Dabei sucht man die Kauflust wohl gar noch dadurch anzuregen, daß man sich den Anschein giebt, als wisse man etwas, was

den neugierigen Frager ganz besonders persönlich angeht. Heimlichthun ist aber oft eine Quelle der Lüge, ja es ist eigentlich selbst schon Lüge, indem der Glaube erweckt werden soll, als läge Alles noch, wie zuvor.

Dieser Charakterfehler der Neugierde und Heimlichthuerei ist schwer zu beseitigen, vielleicht gar nicht, wenn die unerläßlichste Vorbedingung, nämlich das Vertrauen zu Vater und Mutter oder dem Erzieher, fehlt. Hier gilt es, wachsam zu sein und jede, auch die kleinste Heimlichkeit zu ertappen und aufzudecken. Vor Allem aber gebe man selbst kein schlechtes Beispiel, indem man Heimlichkeiten vor dem Kinde hat, oder vielmehr, indem man es merken läßt, daß es Dinge giebt, die es nicht zu wissen braucht. —

21. Das unordentliche, das unreinliche und das pedantische Kind.

Schon im 7. Hauptstück 11, in der Darstellung des indolenten Kindes ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß Kinder an Dingen, die den Erwachsenen in seinem Empfinden unangenehm berühren, wie Unordnung, Schmutz, Lärm, grelle Farbenzusammenstellungen u. dergl., wenig beeinflußt werden. Das ästhetische Gefühl des Kindes ist meist noch sehr unvollkommen entwickelt. Deswegen erscheint ihm Unordnung gewissermaßen natürlich. Sie ist das Positive und Ursprüngliche in der Vorstellung. Das Negative, nämlich die Vorstellung, daß die Sachen dort, wo sie liegen, nicht hingehören, muß erst in die Seele des Kindes hineingebracht werden.

Dasselbe gilt von der Unreinlichkeit, soweit man darunter den Mangel des ästhetischen Abscheues vor Schmutz u. dergl. versteht. „Schmutz ist Nichts, als ein Gegenstand am unrechten Orte", sagt zwar schon Palmerston. Aber das

Kind geht noch weiter und findet überhaupt nicht, daß etwas am unrechten Orte liegt, sondern weiß es nicht anders, als daß Alles so schön und gut geordnet sei. Höchstens, wenn auch bei Weitem nicht immer, auf sein Gefühl, durch die Empfindung von Nässe und Kälte, niemals aber auf sein Auge und sein ästhetisches Empfinden macht Schmutz einen Eindruck. Wir sehen es an schlecht erzogenen schmutzigen Kindern, die offenbar gar keine Empfindung davon haben, daß Gesicht und Hände von angetrocknetem Schmutze starren, und denen höchstens die ungewohnte Berührung des reinigenden Wassers Unbehagen verursacht.

Erziehung, d. h. Angewöhnung, macht hier Alles. Das Kind muß systematisch an Ordnung gewöhnt werden, was natürlich nur dann möglich ist, wenn der gesammte Hausstand vom Geiste derselben durchweht ist. Es muß es gar nicht anders wissen, als daß jeder Gegenstand im Hause, in der Kinderstube und der zu seinem Gebrauche dient, seinen besonderen Platz hat. Es muß daran gewöhnt werden, seine Spielsachen, seine Bücher, seine Kleider nach dem Gebrauche sofort wieder dahin zu bringen, wohin sie gehören. In dieser Beziehung die Kinder bedienen zu lassen, ist verderblich und sollte auch im reichsten Hause nicht vorkommen.

Von den unreinlichen Kindern, die ihre Bedürfnisse nicht abwarten, weil sie die Schließmuskeln nicht beherrschen, soll hier nicht weiter die Rede sein. Sie sind krank und müssen als solche gepflegt werden Doch darauf hinzuweisen, ist trotzdem nicht überflüssig. Denn es kommt vor, daß solche bedauernswerthe Kinder, anstatt, daß man zum Arzte schickt, für eine körperliche Schwäche, der sie nicht Herr werden können, hart gezüchtigt werden. Sonst hat die Erziehung zur Reinlichkeit mit dem ersten Tage zu beginnen. Dadurch, daß gar kein Schmutz an dem Körper des Kindes, an seiner Kleidung und in seiner Umgebung auch nur die kleinste Spanne Zeit geduldet wird, erzieht man es allmählich zu der unbewußten

Vorstellung, daß Schmutz das Ungehörige, das Fehlen desselben aber der natürliche und erstrebenswerthe Zustand ist. Sein körperliches Empfinden wird geschärft, sodaß ihm Schmutz an und um sich Unbehagen verursacht. Das Kind soll auch schon früh angeleitet werden, auf seine äußere Erscheinung Werth zu legen, selbst auf die Gefahr hin, damit ein Körnchen Eitelkeit in seiner Seele zu pflanzen. Mit solcher Erziehung wird der erste Schritt zur Ausbildung ästhetischer Gefühle und Vorstellungen gethan, zugleich auch die Moral gekräftigt. Denn ästhetische und moralische Empfindungen sind von einem Stamme. Endlich wird auch eine gewisse Bürgschaft für das wirthschaftliche Fortkommen im späteren Leben gegeben, was hier nicht näher ausgeführt zu werden braucht.

Einen Gegensatz zu dem unreinlichen Kinde bildet das pedantische Kind. Das pedantische Kind ist ein von Haus aus ordnungsliebendes Kind, dessen ästhetische Anlagen, namentlich soweit sie den Sinn für Symmetrie betreffen, schon früh entwickelt sind. Wie es Erwachsene giebt, so giebt es auch Kinder, denen eine unsymmetrische Verschiebung symmetrisch zu ordnender Dinge unangenehm ist. Das Bild, das schief an der Wand hängt, ein ungerades Tapetenmuster, schief angebrachte Namenschilder an den Hausthüren und ähnliche Dinge machen ihm Unbehagen. Dies überträgt sich aber alsdann auch auf die Anordnung der Dinge im Raume überhaupt ungeordnetes Herumliegen der Sachen wird nicht geduldet. Das sind gewiß sehr löbliche Eigenschaften. Nur in der Uebertreibung werden sie zum Fehler und verfallen der Lächerlichkeit.

Es giebt Kinder, die ihre Kleider beim Zubettgehen auf Peinlichste ordnen und zurechtlegen, sodaß sie jedes Stück im Finstern greifen können, die aber auch am andern Morgen außer sich gerathen, wenn die Stiefeln verkehrt, etwa der rechte nach links oder umgekehrt oder mit den Spitzen auf das Bett zu stehen. Ihre Bücher stellen sie nicht blos an

den bestimmten Platz, sondern es wird auch darauf gesehen, daß sie ja in Reih' und Glied stehen und das eine nicht etwa um einen Centimeter mit dem Rücken vor den andern hervorragt. Als Schüler hatte ich einen Kameraden, der die unschöne Gewohnheit hatte, beim Spazierengehen jedesmal zwischen zwei Chausseebäumen auszuspucken. Er konnte nicht anders, sagte er, er empfinde einen Anreiz, zu versuchen, ob er genau die Mitte treffen würde. Dies nähert sich schon der Krankheit. Doch ist mein Freund später ein tüchtiger Mann geworden und spuckt auch jetzt nicht mehr in die Mitte.

Auch darauf, wie etwas zu geschehen habe, erstreckt sich diese seltsame Eigenschaft. Pedantische Kinder halten stets am allerstrengsten auf die pünktliche Einhaltung der Spielregeln. Mit peinlicher Sorgfalt halten sie darauf, daß Alles so bleibe, wie es früher gewesen und wie sie es früher als Ordnung gekannt haben. Die Feier der Familiengeburtstage, des Weihnachtsfestes darf um keinen Preis auch nur ein Haarbreit von den früheren Gewohnheiten abweichen, wenn sie wirkliches Behagen erzielen soll. Ich habe wohl schon ausgeprägte musikalische Anlagen mit Pedanterien verbunden gefunden, was auch erklärlich scheint, wenn man in Betracht zieht, daß Musik, wenigstens die thematische Musik unserer alten Classiker, im Rythmus und Takt einen symmetrischen Aufbau zeigt. Darüber ob, wie man denken sollte, auch Architekten schon als Kinder symmetrisch veranlagte Naturen zu sein pflegen, habe ich Nichts in Erfahrung bringen können.

Mangelnder symmetrischer Sinn bedeutet zugleich stets ein ungenügend ausgebildetes Augenmaaß. Deshalb wird in der Erziehung auf mechanische Fertigkeiten, die das Augenmaaß zu stärken geeignet sind, wie Schreiben und namentlich Zeichnen, großer Werth zu legen sein. Dem zu Pedanterie ausgebildeten Uebermaaß symmetrischen Sinnes wird direkt nicht beizukommen sein, am wenigsten dadurch, daß man den kleinen Pedanten lächerlich macht. Wird die Pedanterie zur

Unart gegen Andere, so muß ihr natürlich mit Strenge begegnet werden. Im Uebrigen sei man gegenüber dieser Eigenschaft, die sich äußerlich oft gar nicht als Auswuchs zu erkennen giebt, sondern im Gegentheil oft gern gesehen wird, nicht allzu bedenklich. Das Leben, welches so manches Andere in und außer Façon bringt, wird auch den kleinen Pedanten schon zurecht rücken. —

Zehntes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Wollens und Handelns.

Wollen und Handeln ist im Grunde ein und dasselbe. Beim Handeln tritt nur die zur Ausführung des Willens erforderliche Bewegung hinzu, wie sie sich nach Außen kundgiebt. Handeln ist also der sichtbar gewordene Wille des Menschen. Es giebt aber auch ein Wollen ohne Handeln, nämlich, wenn das erstrebte Ziel in der Vorstellung verharrt und nicht zur That wird. Ebenso giebt es ein Handeln ohne Wollen, nämlich da, wo keine Vorstellung des erstrebten Endzieles vorangegangen, oder vielmehr, wo sie unbewußt geblieben ist. Endlich giebt es auch ein Handeln ohne Wollen und zugleich ohne Bewußtwerden, wo nicht nur keine bewußte Vorstellung vorangegangen ist, sondern auch die That selbst sich im Unbewußten vollzieht. Bewußtes Handeln aber ist jedesmal abhängig vom Fühlen und Vorstellen, entweder von beiden Seelenkräften zugleich oder nur von einer derselben.

Wie sich dies Alles verhält, — wie allen Handlungen von der einfachsten unbewußten Reflexbewegung des Säuglings bis zur planmäßig ausgedachten Handlungsweise des reifen Menschen dasselbe Schema zu Grunde liegt, daß sie nämlich sämmtlich nur Uebertragungen eines Gefühls- oder Vorstellungsreizes auf das Bewegungsgebiet darstellen, — wie

dies alles Eines aus dem Andern folgt, und noch manches andere Hierhergehörige, möge man in meiner „Diätetik des Geistes“ (5. Hauptstück. Die Wechselwirkung zwischen Gehirn und Welt) nachlesen. Nur auf einige Besonderheiten des kindlichen Handelns sei hier noch einmal aufmerksam gemacht. Bei dem Kinde stehen die Reflex- und triebartigen Handlungen im Vordergrunde. Ferner ist aber auch beim bewußten willkürlichen Handeln wegen der geringen Tiefe der Vorstellungswelt die Motivirung nur wenig ausgebildet. Widerstrebende Motive sind, wenn auch vielleicht vorhanden, doch zu schwach, um sich Geltung zu verschaffen, sodaß auch die Hemmung der zur Vorstellung gelangenden Triebe und Begehrungen nur unvollkommen geschieht. Ein ausreichend motivirter Wille ist beim Kinde noch nicht vorhanden, und daher kommt es, daß auch seinen bewußten willkürlichen Handlungen, wie wir in einem früheren Hauptstücke schon gesehen haben, so oft der Charakter des Triebartigen anhaftet. Endlich kommen bei Kindern unwillkürliche Bewegungen vor, die man durch directe, vielleicht auf Wachsthum oder umgekehrt mangelnde Entwickelung zu beziehende Reizung des Nerven-Muskel-Apparates erklären kann. Schon bei der folgenden Schilderung des unruhigen Kindes werden wir ihnen begegnen.

22. Das unruhige Kind.

Daß das Kind viel beweglicher ist, als der Erwachsene, ist die Folge des abspringenden Verlaufes seiner Vorstellungen, sowie davon, daß dieselben sich viel öfter und rascher in Handlungen, das heißt in Bewegungen umsetzen. Kinder, die diese Eigenschaft in ausgeprägtem Maße zeigen, nennen wir lebhaft. Dies ist also eine dem Kinde natürliche, deshalb auch gern gesehene Eigenschaft. Zum Fehler wird sie erst durch ihre Uebertreibung. Es giebt Kinder, die durchaus nicht stillsitzen können, den Kopf hin- und herwenden, gesticuliren, auf dem Platze hin- und herrücken. Jedem Lehrer

sind sie zur Genüge bekannt, ebenso, daß es die erste Aufgabe der Schulerziehung ist, solche „quecksilbernen" Kinder erst einmal ruhig sitzen zu lehren. Dies sind die in der Einleitung gemeinten Fälle, bei denen nicht sowohl Vorstellungsflucht, als ein directer Erregungszustand des Muskel-Nervensystems, eine Art Krampf, vorliegt Auch sie sind übrigens ein so regelmäßiges Vorkommniß bei Kindern, daß man dabei noch nicht an Krankheit zu denken braucht. Aber allerdings nähern sie sich dieser Grenze, wenigstens wenn die habituelle Unruhe sehr groß ist. Es giebt Krankheiten des kindlichen Organismus, bei denen hauptsächlich das Nerven-Muskelsystem ergriffen ist, und das Bild ähnelt in seinen Hauptzügen dann dem des unruhigen Kindes, so bei dem bekannten St. Veitstanz. Derselbe hat seine Ursache ebenfalls in einer directen Reizung des genannten Systems, während die vogelartige Rastlosigkeit und Beweglichkeit idiotischer Kinder zum Theil auch auf der sie beherrschenden Vorstellungsflucht beruht.

Die Beweglichkeit des unruhigen Kindes erstreckt sich meist auf den ganzen Körper. Sind nur einzelne Muskelgruppen befallen, so betrifft es meist die Extremitäten. Hände und Füße sind in fortwährender unwillkürlicher Agitation. Auch gewollte Bewegungen werden dann von vielen Kindern nicht fest, kurz und sicher, sondern mit überflüssigen, schleudernden und schlenkernden Verdrehungen ausgeführt. Man nennt solche Kinder wohl auch zappelig. Erstreckt sich die Unruhe auf die Gesichtsmuskeln, so zeigt es sich in Verzerrungen des Gesichts und Grimassiren. Das Leiden kann ererbt sein und wird dann häufig aus der Kindheit in das reife Alter hinübergenommen. Auch vergesellschaftet es sich mit Zuckungen auf anderen Muskelgebieten und Sprachkrämpfen. Ein ehemals sehr populärer hoher Militär litt seit frühester Kindheit an solchen, mit den Jahren allerdings sehr viel schlimmer gewordenen Zufällen. Eine gewisse Unruhe, nament-

lich des Mienenspiels, war fortwährend vorhanden, die großen Anfälle aber traten explosionsartig auf. Sie begannen mit fürchterlichem Grimassiren, wobei die Zunge weit herausgestreckt und das rechte Bein mehrmals rasch hintereinander im Knie gebogen und heftig aufgestampft wurde. Dabei entsprudelte dem Munde des fein- und hochgebildeten Mannes in rascher Wiederholung ein hier nicht wiederzugebendes Schimpfwort. Nach zwei bis drei Minuten war der Anfall vorüber.

Diese Zustände nähern sich nicht blos der Krankheit, sondern sind unzweifelhaft selbst schon krankhaft. Sie würden deshalb hier auch keine Erwähnung gefunden haben, wenn nicht gerade die Erziehung stark dabei interessirt wäre, indem es oft gelingt und niemals unversucht bleiben darf, durch Willensanstrengung der unwillkürlichen Muskelbewegung Herr zu werden. Dies ist schon deshalb sehr wichtig, weil unwillkürliche Bewegungen leicht zu Gewohnheiten werden, oder, mit anderen Worten, — Bewegungen, welche man unterdrücken könnte, werden nicht nur nicht unterdrückt, sondern gerade mit Vorliebe ausgeführt, weil die Hemmung einen besonderen Kraftaufwand erfordert und unbequem ist. Die sehr häßliche Unart der Kinder des Fratzenmachens, des Nasendrehens, des Zunge-Herausstreckens u. dgl. leitet ihre erste Quelle oft aus solchen unwillkürlichen, unbewacht und uncorrigirt gebliebenen Muskelzuckungen der frühesten Kindheit her. Hiermit soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß sie bei schlecht erzogenen Kindern auch einfach Nachahmung sein kann. Aber ich meine, der Umstand, daß gerade diese Unart fast nur bei Kindern vorkommt, während die Rohheit Erwachsener sich andere Formen wählt, deute darauf hin, daß sie tiefer in der Natur des Kindes begründet sei.

Auch in der Unart, sofort zuzuschlagen, auf Andere einzuhauen, äußert sich der in der Kindheit besonders ausgebildete Trieb zum Muskelgebrauche. Das Wesen des Kindes

ist offensiv und findet in dieser Gewohnheit seinen einfachsten Ausdruck. Der englische Irrenarzt Maudsley will die Ursache dieses offensiven Wesens in dem Instinkt der Selbsterhaltung erblicken. Wenn man jedoch nur einmal in der Kinderstube gründlich nachsehen wollte, so würde man der wahren Ursache bald auf die Spur kommen. Das offensive Wesen des Kindes ist zum guten Theil gewiß nur Kunstprodukt. Ich bin nämlich der Meinung, daß auch hier oft nichts weiter zu Grunde liegt, als schlechtes Verhalten von Seiten der Erwachsenen, die bekanntlich ebenfalls die Gewohnheit haben, halb im Ernst, halb im Scherz auf das Kind, und sei es auch nur erst ein Monatskind, loszuschlagen und ihm einen freundschaftlichen „Klapps“ zu verabreichen, welches vortreffliche Erziehungsmittel nun natürlich vom Kinde aufgegriffen und nachgeahmt wird.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß auch die Schwatzhaftigkeit vieler Kinder nichts weiter ist, als Uebertragung der Muskelunruhe auf das Sprachgebiet. Eine gewisse leise Mitbetheiligung der Vorstellung ist dabei ja natürlich nicht auszuschließen, aber die Hauptsache bleibt doch die selbstständige Erregung des Sprachmechanismus. Das Kind kann eben „den Mund nicht halten.“ Dieses Wort sollte nicht, wie es thatsächlich zu geschehen pflegt, auf Rechthaberei und Widerspruchsgeist, sondern allein auf die leere Schwatzhaftigkeit ohne Inhalt bezogen werden. — Hierher gehören auch manche Sprachgewohnheiten, die oft in's spätere Leben hinübergenommen werden, übrigens auch oft erst alsdann sich ausbilden, und den Träger lächerlich zu machen geeignet sind, — z. B. die Einschaltung von Worten wie: „eben“, „ich meine“, „wissen Sie“, „natürlich“ u. s. w. „Ich war „natürlich betrunken“, suchte sich ein Angeklagter zu entschuldigen. In kleinen Kreisen, die zu feststehenden Zwecken regelmäßig zusammenkommen, bilden sich gern stereotype Redensarten aus, die je öfter wiederholt, desto mehr und mehr zur feststehenden Gewohnheit und zum geistigen

Inventar der Gesellschaft werden. Berüchtigt sind in dieser Beziehung die Redensarten beim Kartenspiel, bei Whist und Skat. Sie sind noch nicht gerade blödsinnig, aber zum Beweise einer hohen Geistescultur vermögen sie auch nichts beizutragen. Es ist eben schwer, ihrem Banne ganz zu entrinnen, daß man sie sich nicht auch gelegentlich aneigne. Auch ganz verständige Männer liefern hier Beispiele genug von der Macht der Nachahmung und unaufhörlich wiederkehrender Vorstellungen.

Etwas ganz Anderes, als die habituelle Muskelunruhe hat die bei besonderen Gelegenheiten ausnahmsweise zu Tage tretende Unruhe des Kindes zu bedeuten. Sie ist ein Erzeugniß von Seelenvorgängen und spiegelt die innere Unruhe wieder. Bei dem ängstlichen Kinde (S 5. Hauptstück 4) sind wir ihr schon einmal begegnet. Wir finden sie aber auch als Ausdruck der Gewissenspein, wenn das Kind etwas auf seinem Kerbholz hat und die Entdeckung einer Dummheit oder Schlechtigkeit zu fürchten ist. Sorgsame Mütter werden auch hierauf ihr Augenmerk gerichtet halten und das fremdartige Gebahren ihres Kindes als Fingerzeig benutzen.

„Walther“, sagte eine Mutter zu ihrem achtjährigen Sohne, dessen scheues Gebahren den Tag über ihr aufgefallen war, am Abend, indem sie ihn in ihre Arme nahm, „du hast gewiß etwas Böses gethan.“ Da erzählte der arme Schelm, wie er am Morgen, als er bei seinem Freunde, dem Cantorsohne, zum Besuch war, halb aus Versehen, halb aus Uebermuth seine Pelzmütze über des Herrn Cantors frisch geschriebenes Notenheft geworfen und dasselbe dadurch verdorben habe, — wie er dann von Reue und Bestürzung über den schier nicht wieder gut zu machenden Schaden ergriffen ruhelos umhergeirrt sei und nicht den Muth gehabt habe, das Bekenntniß seiner schlimmen That in ein befreundetes Herz auszuschütten. Jetzt aber war das Eis unter einem Strome erleichternder Thränen gebrochen. — Durch solche Sorg-

falt und daß man bei Gewissensnöthen kein allzustrenger Beichtiger ist, gewinnt man das Vertrauen seines Kindes.

23. Das linkische Kind.

Unter Linkischsein verstehen wir eine mangelhafte Beherrschung der Muskulatur, in der Weise, daß gewollte Bewegungen des Rumpfes oder der Gliedmaßen, z. B. der Hände, zwar ausgeführt werden können, aber nicht glatt und rund vor sich gehen, sondern durch Nebenbewegungen oder durch unzureichende und am unrechten Orte angewandte Kraft gestört und aufgehalten, die beabsichtigte Wirkung nicht voll erreichen. Man verwechselt oft Linkischsein mit Verlegenheit, weil das verlegene Kind (S. 5. Hauptstück 7) sich linkisch anstellt und gleichfalls mangelnde Beherrschung der Muskulatur zeigt. Aber dort ist diese Schwäche die Folge einer die Kraft der Seele gefangen nehmenden Vorstellung, tritt nur zeitweise auf und verliert sich mit der gegebenen Veranlassung. Das linkische Kind aber leidet an einem angeborenen, stets und unter allen Umständen vorhandenen Mangel.

Ein linkischer Mensch ist ungeschickt im Gebrauche seiner Glieder. Von einem linkischen Benehmen spricht man, wenn auch die Bewegungen des Rumpfes und die Haltung des Körpers ungeschickt und unschön ausfallen. Die Grade der Ungeschicklichkeit, oder, was dasselbe sagen will, die angeborenen Anlagen in Beherrschung der Muskulatur sind sehr verschieden ausgetheilt. Die alten Chirurgen unterschieden ihre Schüler in solche, die mit beiden Händen geschickt, die nur mit einer Hand geschickt und die mit beiden Händen ungeschickt sind. Bekanntlich gehören diese Anlagen zu denjenigen, die durch Uebung und Ausbildung zu einer staunenswerten Vervollkommnung gebracht werden können, wie wir an Gymnastikern und Künstlern sehen. Nur die wenigsten Menschen erreichen natürlich dieses höchste Ziel, ohne daß man sie deswegen ungeschickt nennen darf. Diesen Ausdruck

spart man vielmehr für denjenigen auf, der auch für den gewöhnlichen Bedarf des täglichen Lebens seine Glieder nicht in der Gewalt hat, oder der bei Ausbildungsversuchen sich ungelehrig beweist.

Wenn oben von einem angeborenen Mangel die Rede war, so muß derselbe in Folgendem gesucht werden. Zur Ausführung jeder gewollten Bewegung gehört zunächst eine Vorstellung von derselben, von der Art und Weise, der Ausführung und dem Maße der dazu zu verwendenden Kraft. Diese Bewegungsanschauung muß der Handlung, wenn sie gelingen soll, vorangegangen sein. Ferner: Fast alle unsere Handlungen sind zusammengesetzte Bewegungen. Dies gilt sowohl von den Bewegungen unseres Körpers, wie Gehen, Tanzen, Schwimmen u. s. w., als auch von den speziell ausgebildeten Fertigkeiten, z. B dem Schreiben. Hier gilt es aber geradezu umgekehrt als Regel, daß nicht jede Einzelbewegung unter Mitwirkung einer bewußten Vorstellung zu Stande komme. Nur beim Ungeübten oder dem Kinde, welches sich anschickt, diese Fertigkeit zu erlernen, ist das der Fall. Da muß, z. B. beim Schreiben, der Ausführung jedes einzelnen Schriftbestandtheiles, jedes Haar-, Grund- und Bogenstriches zunächst eine bewußte Vorstellung vorangehen. Das Kind muß aufpassen, wie man sagt. Wenn aber erst einmal größere Uebung erlangt ist, ist dies in dieser Weise nicht mehr nöthig. Es bedarf dann für die Einzelausführung keiner bewußten Vorstellung mehr, sondern nur noch für das Werk im Ganzen, etwa für die Ausführung eines Wortes. Von dem Schriftbilde des niederzuschreibenden Wortes hat man wohl noch eine mehr oder minder deutliche Vorstellung, aber die einzelnen Theile werden unbewußt ausgeführt. Die bisherige höhere geistige Thätigkeit hat sich also zu einem bloßen Mechanismus abgeschliffen. Dies ist der Vorgang bei allen habituellen Zweckbewegungen unseres Lebens, bei den Berufsthätigkeiten, bei Ausübung von Fertigkeiten, kurz, bei allen typischen Be-

wegungen, die sich oft und regelmäßig in derselben Weise zu wiederholen pflegen. Der größte Theil der bisher bewußten Vorstellungen, die Detailausführung, sinkt allmählich in das Unbewußte zurück. Ja, es gilt geradezu als Regel, daß solche Handlungen nur dann gut und glatt gelingen, wenn die Einzelbewegungen unbewußt erfolgen, und Vorstellung und Nachdenken bei ihnen gar nicht erst mehr in's Spiel kommen. Dieses theilweise Zurücksinken in's Unbewußte und die Verschmelzung vieler einzelner Bewegungsvorstellungen zu einer großen Gruppen- oder allgemeinen Zweckvorstellung ist der Kern dessen, was man unter Uebung und technischer Fertigkeit versteht.

Als angeborener Mangel also würde es zu bezeichnen sein, erstlich, wenn bei Einzelhandlungen die Bewegungsanschauung mangelhaft ist. Hierher gehören Höflichkeitsverbeugungen, das Ueberschreiten eines Hindernisses, z. B. eines Grabens, das Herabholen hochgestellter Gegenstände, z. B. einer Vase vom Glasschrank und tausend andere Gelegenheiten, bei denen sich Ungeschicklichkeit gerne in ihrem ganzen Glanze zeigt. Zweitens aber wäre es als Mangel zu bezeichnen, wenn bei gewohnten Thätigkeiten und der Ausübung von Fertigkeiten das Zurücksinken in's Unbewußte und die Verschmelzung zu großen Gruppenvorstellungen nicht gelingt, sodaß sich bei jeder Einzelbewegung die Vorstellung störend dazwischen drängt.

Verlegenheit und linkisches Wesen ist also von Grund aus nicht ein und dasselbe. Nur wird der linkische Mensch sehr häufig verlegen, weil das Bewußtsein der Ungeschicklichkeit lähmend auf seiner Vorstellung lastet. Ebenso wie der Verlegene ist aber auch der Linkische stets im Nachtheil gegen seinen geschickteren Nebenbuhler. Er ist der Schwächere und hat mehr Aufwand an Geist und Gemüth nöthig, um die Unvollkommenheit seines äußeren Auftretens auszugleichen,

ganz abgesehen davon, daß er auch nicht soviel zu leisten im Stande ist.

Auch auf die Sprachorgane kann sich die mangelnde Beherrschung der Muskulatur erstrecken. Man hat hier zunächst an den weitverbreiteten Fehler des Stotterns zu denken. Derselbe erwächst übrigens auch zum großen Theile aus dem Boden der Vorstellung, indem nämlich die Vorstellung, nicht sprechen zu können, d. h. im gegebenen Augenblicke wieder gehindert zu werden, in der That hemmend auf die Bewegungsimpulse einwirkt. Da Stottern jedoch entschieden krankhaft ist, soll es hier nicht weiter erörtert werden. Vielmehr möge nur kurz auf einen anderen ebenfalls nicht seltenen Fehler aufmerksam gemacht werden, nämlich die Unbeholfenheit der Kinder, die bei sonst guter geistiger Anlage eine schwere Zunge haben und schwer sprechen lernen. Daß kleine Kinder die Worte noch nicht richtig herausbringen und kauderwelschen, ist ja eine nothwendige Entwickelungsstufe. Aber manche Kinder verharren länger auf derselben, als nöthig, und, was entschieden gerügt werden muß, werden auf derselben oft künstlich, um nicht zu sagen absichtlich, festgehalten. Es ist ja so lieb und schön, seinen Liebling in seiner Weise plaudern zu hören, und man amüsirt sich oft so köstlich über die komischen Wortverdrehungen, die dabei zu Tage treten. Aber man verweile nicht zu lange bei diesem Vergnügen, sondern freue sich lieber, wenn das Kind rasch über diese Periode der Unvollkommenheit hinausgelangt. In keinem Falle bediene man sich desselben Jargon's, um mit dem Kinde zu sprechen. Lernt es schwer sprechen und behält es namentlich einzelne falsche Articulationen bei, so suche man es ihm durch geduldiges Vorsprechen des richtigen Wortes allmählich abzugewöhnen. Geschieht dies nicht, und merkt das Kind etwa gar, daß es mit seinem Sprachfehler gefällt, so giebt es sich auch keine Mühe, ihn abzulegen. Solch' ein talkendes, geziertes Kind von zehn Jahren, das sich in der Sprechweise

des Dreijährigen gefällt, ist aber wahrlich keine schöne Erscheinung. Das Schlimmste aber ist, daß solche Ziererei in die reifen Jahre mit hinübergenommen wird. Die Jungfrau erscheint dann leicht als einfältige Gans, viel einfältiger, als sie in Wirklichkeit ist, und der Knabe erzieht sich zum Weichling.

Endlich sei hier noch als eines Fehlers der schlechten Haltung und überhaupt der garstigen körperlichen Gewohnheiten, die manche Kinder annehmen, gedacht. Hierher ist zu rechnen: Lümmelhaftigkeit des Knaben (schon bevor die Flegeljahre eintreten), der sich mit den Ellenbogen auf den Tisch stützt, aus der Schule heimkehrend seine Mappe in die Ecke wirft, mit den Händen in den Taschen herumsteht, — bäuerlicher Gang und schlaffe, schlappsige Haltung, unsaubere und unangenehme Gewohnheiten bei Tische, z. B. lautes Schmatzen, die Gewohnheit, sich mit seinen Fingern am Körper zu schaffen zu machen, sich zu kratzen, sich in's Gesicht zu fahren u. dgl. mehr. Es sind Unarten, die, durch Erziehungsvernachlässigung verschuldet, bei guter Zucht auch wieder abgelegt werden. Im Grunde bedeuten sie ebenso wie Unruhe und linkisches Wesen, nichts Anderes, als mangelnde Beherrschung der Muskulatur, nur mit dem Unterschiede, daß sie absichtlicher geschehen und daß das Streben nach Unterdrückung unpassender Bewegungen vermißt wird.

Bei dem linkischen Kinde, wie bei dem unruhigen und dem mit üblen Gewohnheiten behafteten ist die Aufgabe der Erziehung klar vorgezeichnet. Sie lautet: Beherrschung des willkürlichen Muskelsystems. Unstreitig ist bewußte Handlung, das heißt Muskelthätigkeit vom Willen abhängig. Umgekehrt aber darf man auch behaupten, daß das Muskelsystem auf den Willen zurückwirkt. Muskelbeherrschung ist ein Theil der Selbstbeherrschung. Wer Glieder und Mienen in seiner Gewalt hat, der wird auch seiner Gefühle und Leidenschaften leichter Herr werden. Wir werden auf diesen interessanten Gegen-

stand noch zurückkommen. — Deshalb möge hier nur noch die Bemerkung Platz finden, daß die Aufgabe der Muskelerziehung dort am schwersten sein muß, wo angeborene Defekte oder Unvollkommenheiten im geistigen Mechanismus, hier also in der Umwandlung von Vorstellung und Willen in Muskelthätigkeit, oder auch organische Behinderungen in den Muskeln selbst, vorliegen, wie dies bei dem linkischen Kinde der Fall ist. Verhältnißmäßig viel leichter gestaltet sich die Aufgabe bei dem unruhigen und schlecht gewöhnten Kinde, wo es nur darauf ankommt, Willen und Aufmerksamkeit zu stärken oder von einem falschen Wege abzulenken. —

24. Das alberne Kind.

Das gesunde Kind neigt zu Scherz und Frohsinn, es stellt gern etwas vor, hat einen scharfen Blick für die Schwächen und Eigenthümlichkeiten Anderer und ahmt gern nach. Finden sich diese Eigenschaften vereinigt, so ist der kleine Schauspieler fertig, der uns durch allerhand mehr oder weniger gelungene Scherze erfreut. Er spielt gravitätisch den Alten, er belustigt seine Gespielen, mit oder ohne Anlehnung an berühmte Meister, durch Grimmassiren und Gliederverrenkungen, er ergeht sich in komischen Wortverdrehungen und anderen Possen. Man nennt dies auch possirlich. Aber wie alle unbeabsichtigte Komik ist auch die ungesuchte und naive des frühen Kindesalters, etwa vom dritten bis sechsten Jahre, die allerpossirlichste. Wenn ein vierjähriger Knabe, der zum ersten Male „Anschlag" spielt, zuerst am Anschlagbaume ankommt und dem nun zugerufen wird, er solle sich doch anschlagen, freudestrahlend und voll berechtigten Stolzes, dabei ganz ernsthaft gemeint, die Schläge nicht dem Baume sondern mißverständlich seinem Kopfe versetzt, so ist das von unwiderstehlicher Komik. Aber auch bewußte und gemachte Possirlichkeit kann ergötzen, vorausgesetzt, daß sie nicht etwa

der Verspottungslust dient, daß sie ferner auch wirklich noch komisch bleibt und daß sie endlich einer ernsteren Haltung, wo solche geboten ist, nicht hinderlich wird. Sind diese Bedingungen nicht erfüllt, wird namentlich das Dargestellte gar zu platt und reizlos, so nennen wir ein Kind, bei dem solches Gebahren zur Gewohnheit geworden, nicht mehr possirlich, sondern albern.

Alberne Kinder sind nicht blos unleidlich, sondern laufen auch Gefahr, in der Schule zurückzubleiben, da sie ihren Aufgaben keine ernste Neigung entgegenbringen, sondern lieber ihre geistlosen Persiflagen daran üben. Deswegen muß dem Uebel, das übrigens auch bei von Haus aus gut gearteten Kindern vorkommt, entgegengetreten werden. Ruhiger Ernst, genaue Beaufsichtigung der Schulaufgaben, Verweise, wo die Albernheit zur Ungezogenheit auswächst, — werden gewiß zum Ziele führen. Vor Allem aber enthalte man sich, den schlechten Komiker durch Beifall aufzumuntern, sondern lasse vielmehr sein Talent an ausgesprochener Theilnahmlosigkeit allmählich zu Grunde gehen.

Elftes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Wollens und Handelns.

(Fortsetzung.)

In diesem Hauptstück werden die Fehler, welche egoistische Strebungen der Kindesseele zum Ausdruck bringen, geschildert werden. Egoismus ist Ichsucht. Von Egoismus kann man deshalb nur dort sprechen, wo schon ein Ich, d. h. das Bewußtsein eines Ich's vorhanden ist. Ganz fehlt dasselbe nun allerdings wohl keinem gesunden Kinde, indem das Erwachen des Selbstbewußtseins, d. h. des Bewußtseins, etwas Anderes, als die umgebende Welt, darzustellen, sich schon sehr früh ankündigt. Aber das Ichbewußtsein allein ist noch nicht genügend, um das zu erzeugen, was wir Egoismus nennen. Es müssen auch noch moralische und rechtliche Vorstellungen vorhanden sein, die als Hemmungen dienen können und denen zum Trotz die Ichbestrebungen sich geltend machen. Deshalb können wir in den frühesten Kindheits-Perioden überhaupt noch von keinem Egoismus reden. Wenn das etwa zweijährige oder vierjährige Kind von seinem Kuchen nichts hergeben will, wenn es schreit, sobald man ihm an sein Spielzeug rührt, so ist dies vielmehr ein berechtigter Ausdruck des Selbsterhaltungstriebes. Auch dann noch nicht würde man von Egoismus sprechen können, wenn es anderen Kindern ihre

Eßwaaren oder Spielsachen fortnähme. Denn die hemmende Vorstellung von Recht und Unrecht, von Mein und Dein ist in seiner Seele noch nicht geweckt, — das Kind „versteht“ es noch nicht, wie man zu sagen pflegt. Auch Handlungen des späteren Kindesalters darf man nur soweit unter den Begriff des Egoismus bringen, als die Vorstellung von der Unrechtmäßigkeit derselben bei dem Kinde vorhanden ist. Hiervon hängt zugleich der Grad der Zurechnung der That ab. Der Diebstahl, den ein zwölfjähriger Knabe begeht, ist viel schwerer zu verurtheilen, als der eines sieben- oder achtjährigen, weil bei jenem die hemmenden Vorstellungen von der Unsittlichkeit der Handlung schon so kräftig sind, daß sie nur durch einen sehr starken egoistischen Antrieb, oder sündhafte Begierde, wie man statt dessen auch sagen kann, überwunden werden können.

Es ist deshalb auch nicht ganz richtig, wenn man sagt, daß Egoismus einen im Kindesalter besonders ausgebildeten Charakterzug darstelle und gewissermaßen das normale Verhalten sei. Im Gegentheil bildet er sich zugleich mit den genannten hemmenden Vorstellungen moralischen und rechtlichen Inhalts allmählich aus, um erst im Leben des Erwachsenen seine volle Höhe zu erreichen. Was das Ichbewußtsein des Kindes auszeichnet, ist Subjectivismus, d. h. das durch Strebungen sich kundgebende, unbewußte, aber souveräne Gefühl der Wichtigkeit der eigenen Person. Um das kleine Kind dreht sich die ganze Welt. Es ist alleiniges Subject in derselben, und erst viel später kommt ihm die Erkenntniß, daß auch noch andere Subjecte mit gleichen Rechten in ihr wohnen.

Die folgenden Typen sollen zugleich die allmähliche Entwickelung egoistischer Regungen der Kindesseele darstellen. Wir werden deshalb von der einfachsten, kaum schon Egoismus zu nennenden Form des begehrlichen Kindes durch die des betrügerischen Kindes zu der schweren Form des neidischen Kindes aufsteigen.

25. Das begehrliche Kind.

Begehren und Streben und die Freude am Besitz sind von der menschlichen Natur unzertrennlich. Auch des Kindes erste Lebensthätigkeiten äußern sich im Begehren und Streben. Wenn der Säugling nach der Mutterbrust verlangt oder nach dem glänzenden Gegenstande vor seinen Augen greift, so ist dies die einfachste und elementarste Form des Begehrens. Auch beim heranwachsenden Kinde bleibt das Begehren immer noch stark, sei es von Dingen, die zu den unmittelbarsten Lebensbedürfnissen gehören, wie Speise und Trank, oder sei es von solchen, die seine Aufmerksamkeit in besonderem Grade erregen, — eine blühende Blume, ein Bild, ein Ball oder sonst irgend ein beliebiger Gegenstand. Kinder von zwei bis drei Jahren greifen nach Allem, was ihnen vor die Augen kommt, sie wollen Alles haben und schreien, wenn es ihnen nicht gewährt wird. Trotzdem wird man sie nicht begehrlich nennen. Denn ihr Verhalten ist nichts, als der äußere Ausdruck der der Kindesseele eigenthümlichen raschen und unmittelbaren Umsetzung von Vorstellung in Begehren und Handeln, also naturgemäß. Von Begehrlichkeit darf man erst sprechen, wenn das Kind schon soweit ist, daß sich Beweggründe gebildet haben, womit zugleich der Widerstreit derselben beginnt, also in etwas vorgerückterem Alter, etwa vom vierten Jahre ab. Außerdem gehört zum Begriff der Begehrlichkeit, daß die erstrebten Gegenstände entweder an sich oder in Bezug auf ihre Menge überflüssig sind, — und ferner, daß sich das Begehren fortwährend oder wenigstens bei jeder Gelegenheit wiederholt. — Bloße Begehrlichkeit, obgleich sie nicht immer hübsch aussieht, ist aber doch noch kein Egoismus. Denn sie äußert sich ohne das den letzteren kennzeichnende Bewußtsein, dem Nächsten durch Erfüllung des eigenen Wunsches zu schaden.

Die Begehrlichkeit des Kindes richtet sich natürlich stets auf Gegenstände innerhalb seiner Interessensphäre, also auf

Eßwaaren, Spielsachen und Putz. Am häufigsten tritt sie uns als Naschhaftigkeit entgegen. Nicht immer sieht diese so drollig aus, wie bei dem kleinen vierjährigen Carl, der, sich unbeachtend glaubend. auf einen Stuhl klettert, um ein Stück Zucker aus der Büchse zu naschen. Es gewitterte just draußen und in demselben Augenblick erfolgte ein furchtbarer Donnerschlag. Carl zieht erschrocken die Hand zurück und ruft mit einem vorwurfsvollen Blick nach Oben: „Aber, lieber Gott, wegen eines Stückchens Zucker so zu donnern!" — Naschhaftigkeit ist ein Fehler, der mit der Zeit immer mehr zu einer gewissen Gourmandise heranwächst. Das Geschmacksorgan bildet sich allmählich an seinen höheren Aufgaben. Bekannt und berüchtigt ist die Leckermäuligkeit der weiblichen Jugend im Backfischalter. Ein braver Onkel kann seiner fünfzehnjährigen Nichte (sie darf auch schon älter sein) kein größeres Vergnügen machen, als wenn er sie zum Conditor führt, wo sie gewiß nicht unterlassen wird, eine verständnißvolle Auswahl zu treffen, falls sie es nicht vorzieht Alles durcheinander zu essen.

Leider ist Naschhaftigkeit nicht immer ein Zeichen guter Ernährung, denn sie kommt auch bei schlechten Verdauungswerkzeugen vor. Ja gerade hier tritt sie häufig auf und hat alsdann die Gewähltheit zur Begleiterin. Es giebt Kinder, die zum Aerger Aller, die es angeht, den geordneten Mahlzeiten aus dem Wege gehen, um keinen Preis z. B. dahin zu bringen sind, Fleisch zu essen, die aber sofort bei der Hand sind, sobald die Mehlspeise auf den Tisch kommt, oder wo es sonst gilt, irgend eine Süßigkeit zu erhaschen. In solchen Fällen möge man übrigens Geduld üben. Die Gewähltheit ist viel häufiger Folge, als Ursache eines kranken Magens. Auch ist zu bedenken, daß es wirklich organisch und nervös bedingte Verabscheuungen gewisser Speisen, sogenannte Idiosynkrasieen, bei Kindern giebt, auf die billige Rücksicht zu nehmen ist. Ich habe einen ganz gesunden und gut angelegten

Knaben gekannt, der Alles aß, nur keine Butter. Bei einem Versuche, ihn dazu zu zwingen, wäre er beinahe in Krämpfe verfallen. Andere haben Abscheu vor fetten Speisen, wieder Andere vor Süßigkeiten. Deshalb ist es verkehrt, Kinder mit Gewalt und Strenge zum Verzehren verabscheuter Speisen zu zwingen, grausam, ihnen solche unter Vorenthaltung anderer immer wieder vorzusetzen. Man darf es wohl versuchen, sie an- und abzugewöhnen, aber wo dies nicht gelingt und sich außerdem noch Zeichen gestörter Verdauung zeigen, schicke man lieber zum Arzt. Ist die Besonderheit des Kindes aber nicht auffällig, so lasse man sie ruhig gewähren.

Naschhaftigkeit wird bei gesundem Magen leicht zur Gefräßigkeit. Es giebt aber nichts Unschöneres, als solch ein gieriges Kind dasitzen zu sehen, mit großen Augen schon vorher Alles verschlingend, seinen Teller aufhäufend und so lange kauend und schluckend, bis es nicht mehr kann. Obgleich dies ganz plebejische Gewohnheiten sind, kommen sie doch gelegentlich auch in guten Familien vor. Vorgebeugt wird ihnen am besten dadurch, daß man das Kind von vornherein an feste Portionen gewöhnt, dieselben aber nicht zu knapp bemißt, denn auch Hunger führt zur Gefräßigkeit, Nachforderungen aber nicht bewilligt. — Auch das Herumlungern um den Tisch, wenn Besuch da ist, die gierige Erwartung des schuldigen Deputats an Kuchen und Obst, sind unschöne Gewohnheiten, die nur bei schlecht erzogenen Kindern vorkommen.

Die schlimmste Seite der Naschhaftigkeit ist die, daß sie eine heimliche Sünde darstellt und zu Veruntreuungen und kleinen Diebereien verführt. Ein naschhaftes Kind ist selten ganz ehrlich, bildet List und Verschlagenheit in sich aus und gewöhnt sich an's Lügen, mindestens an Verheimlichungen. Oft wird der Fehler freilich auch durch zu strenges Regime und durch böses Beispiel großgezogen. Man soll den Kindern gewähren, was man ihnen mit Rücksicht auf ihre Gesundheit

gewähren darf und den Zuckernapf und Obstkorb nicht zu hoch hängen. Denn der kindliche Organismus verlangt instinktmäßig nach diesen Ernährungsstoffen. Auch halte ich es für keine schöne Sitte, der man mitunter in bürgerlichen Familien begegnet, daß dem Vater und Hausherrn etwas Besonderes aufgetischt wird. Denn die Begehrlichkeit der Kinder wird damit erregt.

Die Begehrlichkeit nach Spielsachen und anderem Besitz gewinnt keine so feste Form, als die Naschhaftigkeit, weil die Vorstellung des Endzweckes nicht so intensiv wirkt, als bei der mit dem Instinkte des Nahrungstriebes verbundenen Naschhaftigkeit. Bei kleineren Kindern verschwindet die Begier nach dem Besitz oft schon mit Entfernung des Gegenstandes.

Außerdem zeigt sich Begehrlichkeit auch mitunter als Gewinnsucht beim Spielen. Deswegen sind Werthspiele, die um etwas Anderes gehen, als um Rechenpfennige, im Allgemeinen nicht zu empfehlen. Oder man suche es so einzurichten, daß Jeder gewinnt.

Nur durch feste und consequente Erziehung kann der Begehrlichkeit der Kinder mit Erfolg entgegengetreten werden. Man muß genau wissen, was man dem Kinde zu gewähren bereit ist, gewähre es ihm alsdann aber auch ohne Zögern gern und auf das erste Wort. Niemals lasse man sich mit Bitten etwas abringen, weder etwas, was man gewähren darf, noch, und zwar viel weniger noch, etwas, was man versagen muß. Man sei auch klar und deutlich im Gewähren und Versagen und gebrauche keine halben Redensarten, etwa wie das beliebte: „wir werden sehen", oder „wenn Du artig bist", u. dgl. An einem Elternworte soll man ebenso wenig drehen und deuteln, wie an einem Kaiserworte. „Das ausgesprochene Nein sei wie eine eherne Mauer", sagt Rousseau, und, füge ich hinzu, das Ja wie das Geschenk eines gütigen Kinderfreundes.

Einen Rath möchte ich noch geben, nämlich den, nicht allzu sparsam mit dem Taschengelde zu sein. Ebenso wie

es hier ein Zuviel giebt, so giebt es auch ein Zuwenig. Wenn man dem Kinde durch Spendung eines in vernünftigen Grenzen sich haltenden Taschengeldes die Möglichkeit gewährt, kleinen unschädlichen Liebhabereien nachzugehen, um so weniger Ursache hat es, begehrlich nach den Schätzen Anderer zu schielen. Kindern ihr Taschengeld auf Nimmerwiedersehen in die Sparbüchse zu stecken, halte ich für verkehrt. Sie haben nichts davon, und außerdem ist es ein Irrthum, zu glauben, daß man dadurch ihren Sparsinn kräftige. Ganz im Gegentheil, — man macht ihnen das Sparen verhaßt. Die Summe, die man ihnen gewährt, braucht nicht groß zu sein, aber sie müssen sie zur freien Verfügung haben.

26. Das sammelnde Kind.

Das sammelnde Kind hat seine Aufmerksamkeit auf bestimmte Dinge gerichtet und sucht nun, soviel als möglich, davon zusammen zu bekommen. Im frühesten Kindesalter ist der Sammeltrieb noch wenig geordnet. Es giebt Kinder, die, von einem Spaziergange zurückkommend, alle Taschen mit Steinen, Blumen, sonstigen Pflanzentheilen, Insekten vollgepfropft haben, oder, wenn sie etwas älter sind, nicht ruhen, bis sie ihre Botanisirtrommel bis oben herauf mit meist werthlosem Zeuge gefüllt haben. Diese Art Sammeln ist auch eine Form der Begehrlichkeit. Der kleine Sammler gleicht dem Raben in der Fabel, der die Sachen zusammenraubt, nicht um sie zu benutzen, sondern nur um sie zu haben. In reiferen Kinderjahren wird alsdann dieser Sammeltrieb auf nützlichere Dinge gerichtet, es werden Schmetterlings- und Mineraliensammlungen angelegt, Briefmarken, Münzen und Handschriften gesammelt. Der Sammeltrieb ist bekanntlich keine blos kindliche Eigenschaft, sondern kommt ebenso oft bei Erwachsenen vor. Er ist nicht sowohl ein Erzeugniß des natürlichen Begehrens nach persönlichem Besitz, sondern mehr noch des intellektuellen Interesses an bestimmten wissenschaftlichen

und Kunstgegenständen, allerdings stets nur auf ziemlich beschränktem Gebiete. Gut geleitet kann er auch bei heranwachsenden Kindern nützlich werden. Der Stein und Schmetterlingssammlungen meiner Knabenjahre denke ich noch heute mit Vergnügen. Welche Freude, einen echten „Schwalbenschwanz“ oder ein „blaues Ordensband“ gefangen zu haben, — welcher Stolz gar, wenn es gelungen war, aus der im Kartoffelkraute gefundenen Raupe zuerst die Puppe und nach monatelangem Harren endlich den so seltenen „Todtenkopf“, den größten unserer heimischen Schmetterlinge, erstehen zu sehen! Solcher Sammeltrieb ist gewiß nützlich. Denn nicht blos, daß er die Kenntnisse vermehrt, hilft er auch Umsicht und Handgeschicklichkeit erwerben. Was letztere angeht, so scheint, nebenbei gesagt, unsere heutige Jugend nicht mehr so viel davon zu besitzen, als wir. Wie wenig Knaben giebt es wohl heutzutage, die sich selbst noch eine Armbrust oder einen Drachen zurechtbasteln können? Durch Handfertigkeitsunterricht sucht man dann, was ich selbstverständlich für sehr nützlich halte, das Fehlende zu ersetzen.

Unbegreiflich ist es mir immer gewesen, wie man seine Freude am Sammeln solcher innerlich todter und im Grunde nichtssagender Dinge, wie Briefmarken, haben kann. Aber es muß doch wohl etwas daran sein. Denn nicht blos unmündige Knaben, sondern auch ganz ernsthafte Männer sieht man dieser sonderbaren Leidenschaft fröhnen. Werden doch selbst noch ganz andere Dinge gesammelt. Es giebt Sonderlinge, die sich Sammlungen nicht blos von Stöcken oder Regenschirmen, sondern auch von Reitpeitschen oder Hosenschnallen anlegen. Ja, merkwürdiger Weise erstreckt sich der Sammeltrieb auch auf rein illusionäre Zahlenvorstellungen. Man häuft stereotype Erinnerungen an, aus keinem andern Grunde, als nur möglichst hohe Zahlen davon zu erhalten. So kannte ich einen sehr angesehenen, würdigen, und dabei hochgebildeten Herrn, der sich vorgenommen hatte, in seinem Kegelclub

jedesmal mindestens eine bestimmte Anzahl von Neunen zu werfen, und der ganz verstimmt werden konnte, wenn ihm dies nicht gelungen war, selbst wenn er im Uebrigen als Sieger hervorgegangen. Es war nicht Ehrgeiz allein, denn er war ein sehr bescheidener Herr, und renommirte auch nicht damit, sondern hauptsächlich der Kitzel, nach Schluß der Wintercampagne eine möglichst hohe Zahl gesammelt zu haben, um sich daran erfreuen zu können.

Der Sammeltrieb stellt nicht an sich, sondern nur in seinen Uebertreibungen einen Fehler dar. Er würde deshalb hier auch keine Erwähnung gefunden haben, wenn er sich nicht mitunter leider mit der Neigung, auf ungerechtfertigte Weise in den Besitz der begehrten Sache zu kommen, vereinigte. In die Irre gehender Sammeltrieb begünstigt die Neigung zu Betrügereien und Diebereien.

Geiz als übertriebenes zähes Festhalten am Erworbenen unter gleichzeitiger Nichtachtung der Anderen oder sich selbst schuldigen Rücksicht ist nicht gerade vorzugsweise ein Fehler der sorglosen Kindernatur. Doch finden sich die Anlagen auch hier mitunter schon vorgezeichnet in der Unlust mancher Kinder, Anderen von ihrem Ueberflusse mitzutheilen. Ein geiziges Kind läßt lieber sein Obst, seine Naschwaaren verderben, ehe es sich entschließt, etwas davon wegzugeben. Es ist deshalb als eine löbliche Sitte zu bezeichnen, wenn das Kind angehalten wird, von Allem was es bekommt, einen Theil an Geschwister und Gespielen abzutreten.

Noch möge das freigebige Kind eine kurze Erwähnung finden. Bei ihm kann von Egoismus natürlich nicht die Rede sein. Aber als Gegenstück des begehrlichen Kindes verdient es doch erwähnt zu werden. Es giebt gute, von Herzen wohlwollende Kinder, die gern schenken, um Anderen eine Freude zu machen, Kinder, die reiche Anlagen zu Mitleid und Mitfreude als schönstes Angebinde auf die Welt mitgebracht haben. Von ihnen ist hier nicht die Rede. Aber

man findet auch solche, die ohne besondern Aufwand von Gefühl und ohne sich bewußt zu sein, Anderen eine Freude zu machen, ihre Sachen, Spielsachen u. dergl. einfach wegschenken. Ein solches Verhalten wird nur dann beobachtet, wenn das Kind kein Interesse an dem Gegenstande hat. Denn Sachen, für die es sich interessirt, giebt kein Kind ohne Weiteres weg. Diese Interesselosigkeit ist aber stets ein Zeichen einer gewissen Gefühls- und Vorstellungsschwäche, falls die Schuld nicht etwa an dem verschenkten Gegenstande liegt, der für das Kind seiner Natur und Beschaffenheit nach kein Interesse haben konnte und mit dem es nichts anzufangen weiß.

Mit Verboten läßt sich gegen diesen Fehler nicht viel ausrichten. Besten Falles werden die Sachen erhalten, aber das Kind wird nicht interessevoller. Glücklicherweise verliert sich die Gebesucht mit wachsender Reife meist von selbst.

27. Das betrügerische und das diebische Kind.

In der Neigung zu Betrügereien ist die Begehrlichkeit schon zum bewußten Egoismus geworden. Beim Spiel tritt sie noch in ihrer unschuldigsten Form auf. Man sucht den Gegner zu übervortheilen, sei es im Ballspiel, oder beim Croquet, indem man heimlich seiner Kugel einen besseren Stand zu geben sucht, oder man schiebt sich beim Kartenspiel mit einer gleichgestimmten Seele gegenseitig die besten Karten zu. Dies sieht meist noch harmlos, neckisch und unschuldig aus. In der That geht solches Treiben häufig nicht sowohl aus Gewinnsucht hervor, als aus der Freude, die man in dem Bewußtsein empfindet, Andere durch überlegene Klugheit überlistet zu haben. Trotzdem soll es der Erzieher im Keime zu ersticken suchen. Denn es führt in der Folge zu größeren Unredlichkeiten und lehrt die Rechte Anderer mißachten. Die halberwachsenen Kinder, die offene Betrügereien ausüben, aus den Läden Waaren unter lügenhaften Angaben abholen und ähnliche Schwindeleien treiben, sind schon wirkliche kleine Bösewichter,

bei denen die Maßregeln der gewöhnlichen Haus- und Schulerziehung selten mehr anschlagen. Man wird da oft zu kräftigeren Mitteln greifen und die Hilfe von Besserungsanstalten anrufen müssen. Dann gelingt es wohl, was das Haus versäumt hat, wieder gut zu machen.

Auch die Diebereien der Kinder fließen aus sehr verschiedenen Quellen. Mitunter ist reine Begehrlichkeit im Spiele. Das Kind hat Verlangen nach einer bestimmten Sache und nimmt sie sich einfach. Es holt sich das Stück Kuchen, den Apfel, obgleich es weiß, daß es ihm nicht erlaubt ist und die Sache nicht ihm gehört. Dies ist die einfachste Form, der wir am häufigsten bei der Naschhaftigkeit begegnen. Bedenklicher ist es schon, wenn andere Gegenstände die Begehrlichkeit reizen, wenn der Knabe z. B. seinem Freunde einen seltenen Schmetterling aus dessen Sammlung oder ein vielbewundertes Messer stiehlt. Oft ist Sammlerehrgeiz mit im Spiele. Auch daß man durch allerhand Künste Nachbars Tauber in seinen Schlag lockt, kommt vor. Bemerkenswerth ist hierbei noch, daß auch sonst ganz ehrliche Kinder die Verwerflichkeit solches Treibens nicht einzusehen vermögen, ebenso wie es schwer ist, Kindern begreiflich zu machen, daß sie gefundene Sachen nicht behalten dürfen.

Hier ist überall noch das Begehren eines bestimmten Gegenstandes treibende Ursache. Hätte nicht gerade dieser eine Gegenstand die Begierde heftig gereizt, so würde das Kind noch ehrlich geblieben sein. Sehr schlimm gestaltet sich die Sache, wenn das Kind Geld stiehlt, weil es weiß, daß es sich mit Hilfe desselben Genüsse verschaffen kann. Freilich kommt auch hier bezüglich des „Werthes" der That viel darauf an, unter welchen Umständen und mit welchem Aufwand böswilliger Energie sie vollzogen wurde. Sieht der zwölfjährige Knabe Geld offen auf dem Tische liegen, und er unterliegt in einer raschen Wallung der dämonisch vor ihm aufsteigenden Versuchung, so ist er natürlich viel milder zu

beurtheilen, als der böse Schlingel, der seines Vaters Pult erbricht.

Auch die Veranlassung ist zu berücksichtigen. Oft treten an das Kind Versuchungen heran, denen es nicht gewachsen ist, und deren Folgen es dann durch kleine Unredlichkeiten, die auch nur kleine Unregelmäßigkeiten zu sein brauchen, wieder auszugleichen sucht. Als elfjähriger Knabe kam ich aus dem Vaterhause in die Tertia eines entfernten Gymnasiums. Meine Schulgenossen waren große starke Jungen, durchschnittlich 3 — 4 Jahre älter als ich, einige siebzehnjährige mit Schnurrbärten waren darunter. In ihrer Mitte kam ich mir vor, wie Gulliver unter den Riesen. Eines schönen Tages wurde eine silberne Uhr verloost, das Loos zu vier guten Groschen. Ich sehe das Unglücksding noch vor mir, mit seiner plumpen Schaale aus Tombak und dem Uhrschlüsselloch mit ausgebrochenem Rande. „Du nimmst doch auch ein Loos?“ rief man mir entgegen. Geld hatte ich nicht, aber ich fürchtete mich und sagte Ja. Die vier Groschen wurden mir indeß gestundet. Meine Eltern waren fern, und der strengen Tante, der ich anvertraut worden, wagte ich nicht, mich zu entdecken. Nun hatte es eine gütige Vorsehung so gefügt, daß ich alle Tage einen „Dreier“ erhielt, mit der bestimmten Weisung jedoch, mir Obst dafür zu kaufen. Auch wurde alle Sonntage ein Groschen Taschengeld gespendet. In drei Wochen etwa konnte ich also die vier Groschen zusammengespart haben. Aber o Unglück und Beschämung! Die Tante kam hinter meine Schliche, entdeckte, bevor noch die Hälfte der Zeit zurückgelegt war, die aufgehäuften Dreier, und das Strafgericht brach über den armen Sünder herein. Die Unthat wurde natürlich den Eltern gemeldet, die nun allerdings in liebender Fürsorge die vier Groschen baar erlegten und so nicht blos die täglichen Mahnungen und Bedrohungen mit Prügeln, sondern auch die lähmende Angst von mir nahmen. Wenn ich damals Geld

auf dem Tische der Tante hätte liegen sehen, ob ich wohl davon genommen hätte? Ich glaube es trotzalledem nicht, aber — führe uns nicht in Versuchung! Aus dieser einfachen Geschichte geht dreierlei hervor. Erstlich giebt sie die Bestätigung der Erfahrung, daß auch bei Kindern Unredlichkeit nicht immer allein der Habsucht entspringt, sondern auch verübt wird, um Schaden, den man sich aus Unverstand und mangelnder Erfahrung zugezogen, zu verhüten oder wieder gut zu machen. Zweitens ist sie ein deutlicher Hinweis auf die Lehre, daß man in der Beurtheilung solcher, und nicht blos solcher, sondern aller Vergehen individualisirend, d. h. unter Berücksichtigung aller die Person und die That begleitenden Umstände verfahren muß. Drittens aber zeigt sie wieder einmal, daß man nie genug aufpassen kann.

Wieder eine andere Ursache des Diebstahls ist Ueberredung und Bedrohung Seitens älterer Kinder. Ich habe in jedem Sommer Gelegenheit, dies bei den Obstplünderungen, von denen mein Garten heimgesucht wird, zu beobachten. Es sind immer nur kleine Knaben von sechs bis acht Jahren, die sich hineinwagen, während die großen Jungen hinter dem Zaune „Schmiere stehen." Am bemitleidenswerthesten sind die armen Kinder, die von ihren eigenen Eltern zum Diebstahl angelernt werden. Denn hier findet sich die Gelegenheit zum Eingreifen meist erst, wenn es schon zu spät ist.

Endlich werden Diebstähle von Kindern, auch ohne daß eine der bisher aufgeführten Ursachen im Spiele wäre, lediglich aus der angeborenen schlechten Natur heraus, aus einem instinktiven Triebe begangen. Dies sind erst die wirklich diebischen Kinder, Kinder mit moralischen Defekten. Es ist wichtig zu wissen, daß dieser „unmoralische" Stehltrieb sich namentlich durch folgende drei Merkmale von den Gelegenheitsdiebstählen unterscheidet, — erstlich durch seine häufige Wiederholung und die stete Rückfälligkeit des Kindes, — zweitens dadurch, daß das Interesse an dem gestohlenen Gegenstande

nur gering zu sein pflegt, das Kind stiehlt nur, um zu stehlen, — und drittens, daß außerdem noch andere geistige Regelwidrigkeiten, sei es auf dem Gebiete des Wollens und Handelns, sei es auf dem der Vorstellung, also entweder verkehrte Triebe, oder Schwachsinn in irgend einer Form, vorliegen.

Unaufhörliche Ueberwachung, andauernde Beschäftigung, womöglich Angewöhnung an andere Liebhabereien, wodurch die Vorstellung eine veränderte Richtung erhält, sind wohl die einzigen Erziehungsmittel, von denen man sich bei der wirklichen Stehlsucht auf die Dauer einigen Erfolg versprechen kann. Strenge muß wohl gelegentlich geübt werden. Aber die Erfahrung lehrt, daß auch die Furcht vor Strafe dem triebartigen Anreiz gegenüber nicht lange vorhält. Einen Trost, und zwar einen sehr kräftigen, möchte ich aber den geschlagenen Eltern solcher Kinder doch nicht vorenthalten. Das Uebel wächst sich mitunter noch aus, die ethischen Anlagen entwickeln sich noch. Auch in dieser Beziehung giebt es Spätlinge, so gut es Verstandesspätlinge giebt. Dann sind den Heranwachsenden ihre frühen Kindessünden selbst oft unbegreiflich.

28. Das ungefällige Kind.

Auch Ungefälligkeit ist ein egoistisches Symptom. Das Kind ist von Haus aus zu wenig wohlwollend angelegt, um den Bedürfnissen Anderer gern zu dienen. Oder es ist krank und in Folge dessen mürrisch und verdrossen. Dann wird der Fehler mit zunehmender geistiger Frische von selbst verschwinden.

Doch hat Ungefälligkeit auch weniger bedenkliche Ursachen. Wenn das Kind in seine eigene Gedankenwelt, im Spiel oder Arbeit, tief versunken ist, so erscheint es als eine schwere Zumuthung für dasselbe, sich auf einmal herauszureißen und einem ganz abseits liegenden Dinge Aufmerksamkeit und thätiges Handeln zu widmen. Solche Kinder scheinen ungefällig, sind

es aber im Grunde nicht. Trifft man eine passende Stunde, so sind sie für jeden Botendienst, jede Handreichung gern zu haben, um so eher, je mehr ihr Interesse dafür erregt wird. Allzu rasche Bereitschaft kann andererseits auch verdächtig sein. Denn nicht selten ist sie ein Beweis von Langerweile, der zu entrinnen das Kind die Gelegenheit gern ergreift. — Mitunter ist der Fehler auch eine Folge mangelhafter Erziehung Gefälligkeit ist eine Art Höflichkeit, eine Rücksichtnahme auf Andere, die rechtzeitig angewöhnt werden muß. Eigenes Beispiel und der Ton, der im ganzen Hause herrscht, wird hier von durchgreifendem Einflusse sein. Das Kind soll schon früh die Erfahrung machen, daß eine Hand die andere wäscht. Im Allgemeinen halte ich es jedoch nicht für rathsam, die Gefälligkeit des Kindes allzu oft auf die Probe zu stellen. Oft ist es nur eine Bequemlichkeit der Erwachsenen, das Kind als „Schicketanz" zu benutzen. Mit der für die Erziehung nothwendigen methodischen Beschäftigung hat dies nichts mehr zu thun.

29. Das neidische Kind.

Neid ist das Gefühl der Unlust darüber, daß ein Anderer Dinge besitzt, die man selbst haben möchte, zugleich jedoch mit dem Gefühle der persönlichen Abneigung gegen denselben. Auch der Neid führt auf verschiedenen Stufen abwärts. Wenn Mitfreude, und zwar Mitfreude an dem Glücke eines Anderen, das man selbst erstrebt hat, wohl als die edelste und zugleich seltenste Blüthe selbstloser Gesinnung zu gelten hat, so darf man das Ausbleiben derselben, womit sich zugleich stets das Bedauern über den eigenen Mißerfolg mischt, schon als die Vorstufe des Neides bezeichnen. Auf ihr stehen die meisten Menschen. Solche Mitfreude, von der wir eben gesprochen, ist so selten, daß man sie fast als nur theoretisch construirt ansehen könnte. Doch kommen in der That Fälle freudigster Entsagung vor, wenn auch nur dort, wo man den glücklichen

Nebenbuhler schon innig lieb gewonnen hat, z. B. wenn zwei Schwestern einen Mann lieben und nur eine die Glückliche sein kann. Und auch hier ist die Mitfreude vielleicht nicht immer ganz rein, indem sie mit der Befriedigung über das Mißlingen des eigenen Planes gemischt ist. Denn in der Täuschung, in welcher uns unsere Gefühle häufig halten, erstreben wir mitunter etwas, was doch im Grunde nicht unseres Herzens Wunsch war, und empfinden ein Gefühl der Erleichterung, wenn Alles vorbei ist.

Die erste Stufe ist der Neid um den Besitz von Gütern, die man zwar nicht selbst erstrebt hat, die aber im Allgemeinen wünschenswerth sind. Auch auf ihr stehen unzählige Menschen. Solange nur erst ein Gefühl des Bedauerns darüber vorhanden ist, daß man nicht lieber selbst die beneideten Schätze, Rang, Reichthum u. dgl. besitzt, oder daß man einen besonderen Glückszufall, der dem Anderen zugefallen, nicht lieber selbst erlebt hat, mag es nicht allzuviel bedeuten, wenn es auch kein Beweis einer hochentwickelten Moralität ist. Es sind Eifersüchteleien, die mit dem Tage kommen und gehen. Erst wenn sie sich mit dem Gefühle der Abneigung gegen den Beneideten und dem Wunsche ihm zu schaden verbindet, ist echter Neid vorhanden.

Noch tiefer abwärts führt die Stufe, auf der man den Anderen um seiner persönlichen Vorzüge willen beneidet und haßt, wie Mime den Siegfried. Oft sind es Schönheit, Gewandtheit und Geschicklichkeit, also äußere Vorzüge, die den Neid erregen, noch öfter aber geistige. Dann ist der Beneidete übel daran, wenn er nicht außerhalb der Machtsphäre des Neiders, der ihm schaden kann, steht. Wehe dem Untergebenen, der klüger ist, als der neidische Vorgesetzte, und nicht das Geschick besitzt, dies sorgfältig zu verbergen. Wehe dem überlegenen Gelehrten, der den Zorn und Neid eines inferioren Standesgenossen oder gar einer ganzen Clique erregt hat!

Am tiefsten führt die Stufe, auf der es nicht blos bei Gefühlen bleibt, sondern wo der Neid sich zu Thaten aufrafft, zu Intriguen, Verleumdungen, Hinterlist und Niedertracht aller Art. Dies ist der Neid, den die Franzosen als das Laster der drei M's bezeichnen, — aus der malice (Uebelwollen) wird médisance (Schmähsucht) und aus dieser méchanceté (Bösartigkeit). Oft versteckt es sich hinter eine lächelnd wohlwollende Miene. „Was werden Ihre Neider sagen?" fragte Jemand einen soeben hoch Beförderten. „Eben wollte ich Sie darum fragen", war die allerdings nicht höfliche Antwort. Von allen Leidenschaften ist Neid die gemeinste und unausrottbarste, weil sie am engsten mit allen bösen Instinkten verknüpft ist. Es ist ein tiefer Gedanke, den einmal ein Kirchenvater ausgesprochen hat, Gott könne den Neidischen nicht besser strafen, als wenn er ihn in's Paradies versetze. Dort würden ihm die Freuden der Seligen den Aufenthalt zur Hölle machen. Denn dafür, daß der Neid so recht aus der eigenen schlechten Natur des Menschen erblüht, und nicht durch den Unterschied in Stand, Glücksgütern und persönlichen Vorzügen hervorgerufen wird, ist das der beste Beweis, daß auch der Reiche den Armen, der Glückliche den Unglücklichen beneidet. Es giebt immer etwas, was man von der Armuth des Anderen lieber selbst haben möchte.

Auch Kinder können Neid empfinden. Aber es ist ein schönes Zeichen ihrer noch unverfälschten reinen Natur, daß sie ihn fast nie in der Stärke und Dauer, wie Erwachsene, in sich ausbilden können. Die Leidenschaften des Kindes sind kurz und heftig, wie Gewitterregen, nach denen wieder die Sonne scheint. Der Neid aber ist wie ein Landregen, lang, einförmig und düster. Kinder haben, so zu sagen, keine Zeit dazu. Ihre rasche bewegliche Einbildungskraft hilft ihnen leichter über solche Stimmungen, die geraume Zeit zu ihrer Ausbildung brauchen, hinweg. Das, was man bei Kindern Neid nennt, ist häufig nur ein starker Ausdruck der Begehr-

lichkeit. Es kann weinen und schreien, wenn es ein anderes Kind im Besitz einer Spielsache sieht, die es gern selbst haben möchte. Aber es kommt rasch darüber hinweg und birgt in seiner Seele auch keinen Groll gegen den glücklicheren Gespielen. Die neidische Begehrlichkeit kann sich bei ihm bis zum Diebstahl, ja selbst bis zum offenen Raube, verirren. Aber der raschen That geht kein langes haßerfülltes Besinnen voraus.

Doch giebt es freilich auch Ausnahmen, und wenn erst die Jahre gekommen sind, wo Fühlen und Vorstellen eine gewisse Consistenz gewonnen und feste Sympathien und Antipathien sich gebildet haben, etwa um das zwölfte Lebensjahr, so können wir wirklichem egoistischem Neide mit allen seinen häßlichen Auswüchsen, als Haß, Angeberei, hinterlistiger Verfolgung und Heimtücke begegnen.

Deshalb soll die Erziehung rechtzeitig vorbeugen, daß sich der Fehler nicht später noch zu seiner vollen Höhe entwickele. Denn die Eindrücke der Kindheit sind unauslöschlich, und ein Mensch, der schon früh zur Nächstenliebe und zur Achtung der Rechte Anderer erzogen worden ist, wird auch den Verführungen des reiferen Alters nie ganz verfallen.

Zwölftes Hauptstück.

Die Kindesfehler auf dem Gebiete des Wollens und Handelns.

(Schluß.)

Im dritten Hauptstück wurde die stufenweise Entwickelung des Mitleids bis zur Höhe eines umfassenden Humanitätsbegriffes geschildert. In diesem Hauptstück sollen Typen zur Darstellung gebracht werden, deren charakteristisches Merkmal in der Abwesenheit oder der Verkümmerung sympathischer Gefühle besteht. Hierher gehören zunächst das boshafte und das grausame Kind. Dieser Gruppe schließt sich eine zweite an, welche Typen triebartiger Leidenschaften darstellt. Wir rechnen dazu das unkeusche, das zerstörungssüchtige und das lügnerische Kind. Beide Gruppen gehen vielfach in einander über. Auch möge erwähnt werden, daß zu der ersten Gruppe noch das schadenfrohe, und zu der zweiten das diebische Kind gezählt werden können. Beide haben jedoch schon ihre Darstellung im 7. Hauptstück 13, und im 11. Hauptstück 27 gefunden. Ueberhaupt muß noch einmal wiederholt werden, daß, wie die meisten bisher geschilderten Kindesfehler, auch einige der folgenden nicht blos eine Erklärung zulassen, sondern aus verschiedenen Quellen fließen, und daß aus ihrer Verweisung in eine bestimmte Abtheilung nicht geschlossen werden darf, daß

sie nicht auch ebenso zweckmäßig an einem anderen Orte hätten besprochen werden können.

30. Das boshafte Kind.

Unter Bosheit wollen wir hier die in mangelhafter Ausbildung oder dem gänzlichen Fehlen sympathischer Anlagen begründete Gemüthsart verstehen, namentlich soweit sie sich in Handlungen äußert. Sie stellt einen Defect dar, der ererbt oder angeboren oder in frühester Kindheit erworben sein kann. Nirgends fast so deutlich, wie hier, giebt sich der innige Zusammenhang zwischen Moral und Gesundheit, Immoralität und Krankheit, zu erkennen, und daß die gegenüber gestellten Begriffe im Grunde nur dasselbe bedeuten, wenn sie sich auch auf scheinbar getrennten Gebieten offenbaren. Kinder, bei denen im Verlaufe der Entwickelung boshafter Charakter zu Tage tritt, zeigen oft schon im zartesten Alter Nervenzufälle, Zuckungen in verschiedenen Muskelgebieten oder Convulsionen des ganzen Körpers mit mehr oder weniger erhaltenem Bewußtsein. Späterhin zeigen sich große Reizbarkeit, unbeugsamer Eigensinn und Wuthausbrüche, die oft so heftig sind, daß sie mit gänzlicher Erschöpfung oder Krampfanfällen endigen. Bald finden auch die bestürzten Eltern, daß der natürliche Trieb der Kindesliebe fehlt. Das Kind ist gleichgiltig gegen Zärtlichkeiten, es gewährt keine und nimmt keine. Anhänglichkeit und Dankbarkeit sind ihm offenbar ganz fremde Gefühle. Demgemäß gestaltet sich auch sein Verhältniß zu Geschwistern und Gespielen. Solch' ein Knabe wird der Peiniger Aller. Bei jeder Gelegenheit schlägt, beschimpft und verfolgt er sie. Bei kleineren Kindern geht er mit offener Brutalität, bei größeren und stärkeren mit Hinterlist zu Werke. Er zerreißt und beschmutzt ihre Sachen, wirft sie in den Koth, und ergeht sich in raffinirten Verhöhnungen. „Wenn Du jetzt nicht „lieber Adolf" zu mir sagst, haue ich Dich durch", — mit diesen Worten stellte ein zehnjähriger boshafter und

höhnischer Junge einen kleinen Siebenjährigen, den er mit Vorliebe zu mißhandeln pflegte und der ihm immer scheu aus dem Wege ging. — Er scheut nicht vor Gemeinheiten und Schmutz aller Art zurück, stößt unflätige Redensarten aus und verunreinigt mit seinen Excrementen Stuben, Möbel und Betten, — nicht immer, weil er selbst ein besonderes Vergnügen daran hätte, sondern eben so oft, weil er weiß, daß er seine Angehörigen oder Andere damit ärgert. Denn das boshafte Kind ist zugleich stets schadenfroh. Respekt vor Alter und Würde geht ihm ganz ab, höchstens, daß ältere Personen ihm Furcht einflößen.

Bei Mädchen äußert sich die Bosheit nicht in so groben Formen, sondern versteckter und heimlicher. Hier beherrschen Hinterlist und Tücke, Lügen und Verleumdungen das Feld. Auch ausgesuchten Heuchlerinnen begegnen wir. Ein boshaftes achtjähriges Mädchen verstand eine wahre Engelsmiene anzunehmen, prakticirte dabei aber ihrem dreijährigen Brüderchen heimlich einige Stecknadeln in das Essen und erwartete nun mit Gelassenheit und frohem Muthe das Eintreten der Katastrophe, die zum Glück nicht erfolgte.

31. Das grausame Kind.

Das grausame Kind ist eine Abart des boshaften. Boshafte Kinder sind zugleich wohl stets grausame, aber umgekehrt braucht es nicht der Fall zu sein. Eine der häufigsten Formen, in der Grausamkeit sich äußert, ist Thierquälerei, zugleich auch eines der frühesten Merkmale, auf das man zu achten hat. Wenn ein dreijähriges Kind einen Regenwurm, eine Raupe martert, oder einem Schmetterling die Flügel, einer Fliege die Beine ausreißt, so sage man nicht, dies sei nur Unverstand. Das Kind fühlt auch etwas dabei, und zwar Behagen. Doch möge hier ausdrücklich bemerkt werden, daß nicht jede Handlung, die sich äußerlich als Thierquälerei darstellt, ihre Quelle aus instinktiver Grausamkeit herleitet.

Oft ist es nur Nachahmung oder Uebermuth, die eine gehetzte Katze, einen keuchenden Hund unter den Händen der Kinder nicht zur Ruhe kommen lassen. Auch Neugierde und Langeweile aus ungeregeltem Thätigkeitstriebe kommen in's Spiel. Man will doch einmal sehen, wie die Katze ohne Schwanz, der Hund ohne Ohren sich ausnimmt und hat seinen Spaß daran, an die Schmerzen des Thieres aber denkt man nicht. Oder es handelt sich um verkehrte, durch Erziehungsfehler verschuldete Vorstellungen von der Abscheulichkeit mancher Thierarten, z. B. der Kröte, der Blindschleiche, der Fledermaus. Das Kind glaubt dann eine Handlung vergeltender Gerechtigkeit zu üben, wenn es selbst den Henker macht und den ergriffenen Uebelthäter martert und tödtet. — Thierquälerei aber aus grausamem Instinkt ist eine schwere Entartung der Kindesseele, die einen schwarzen Schatten auf die fernere Entwickelung vorauswirft. Ich bin überzeugt, daß Menschen, die in Beleidigung und Verfolgung ihrer Mitmenschen Befriedigung suchen, in ihrer Kindheit Thierquäler gewesen sind.

Leider ist Thierquälerei nicht die einzige Bethätigung kindlicher Grausamkeit. Die Tagesblätter bringen mitunter Berichte über Fälle, die mit Recht als Ungeheuerlichkeiten bezeichnet werden. Ein zwölfjähriges Mädchen stößt ein kleines Kind von drei Jahren, mit dem es soeben noch gespielt, mehrere Stockwerke herab auf das Straßenpflaster, aus keinem anderen Grunde als dem eines unwiderstehlichen, grausamen Kitzels. Ein zwölfjähriger Knabe sperrt seine zwei kleinen Geschwister in eine Holztruhe, schließt den Deckel und setzt sich darauf, das Bitten und Flehen der Kleinen mit Hohngelächter und schlechten Witzen begleitend, bis sie erstickt sind.

Es mag sein, daß bei solchen Scheußlichkeiten mitunter auch noch andere Ursachen mitspielen, z. B. Rachsucht, Habgier, oder das Verlangen, aus einer unbequemen Dienststellung herauszukommen u. dgl. Daß sie aber im letzten Grunde

doch nur aus der angeborenen Verkehrtheit der Natur entspringen, wird am besten dadurch bewiesen, daß die Sünder hinterher keine Reue empfinden. Denn Reue empfindet der Mensch eben nur nach Thaten, die er seiner inneren wahren Natur zuwider vollbracht hat — wenn der Mildthätige einmal hartherzig, der Ehrliche unredlich, der Höfliche rücksichtslos gewesen ist. Der Gewohnheitsverbrecher empfindet keine Reue, und ebenso wenig derjenige, dessen Unthat, und sei sie noch so groß, aus seinem tiefsten Innern nothwendig sich ergeben hat.

Und doch! Soll man nicht tiefes Mitleid mit solchen Kindern haben, die so sind, weil sie so sein müssen, vor denen in Augenblicken dämmerhafter Selbsterkenntniß ihr eigenes Abbild eumenidisch sich erhebt? Warum hat mich Gott so geschaffen, sagen sie, warum bin ich nicht wie andere Kinder? Ich möchte lieber, daß ich stürbe, sagte ein zehnjähriger Knabe, als daß Gott mich so weiter leben läßt. — Es sind nur verschwindende Augenblicke. Denn auch bei solchen Anwandlungen ist mit moralischen Vorhaltungen nur sehr, sehr wenig auszurichten. Das Kind hört sich dergleichen im besten Falle ruhig an, wird vielleicht wirklich gerührt, folgt aber im nächsten Augenblicke doch wieder seinem verkehrten Triebe. Trotzdem braucht man auch hier noch nicht ganz zu verzagen. Schon Conolly hat den Satz ausgesprochen, daß kein Fall so verzweifelt läge, daß alle Hoffnung aufgegeben werden müsse. Schon manche Kinder, die völlig ausgeartet zu sein schienen, hätten sich wieder zurechtgefunden und seien tüchtige Menschen geworden. Diese Erfahrung kann ich bestätigen, wenn auch freilich nur für Fälle, wo die Entartung anscheinend nicht angeboren war, sondern sich erst allmählich unter Mitwirkung vieler Nebenumstände, namentlich von Erziehungsfehlern, entwickelt hatte. Ich habe Kinder gekannt, die boshaft, verlogen, übelthäterisch im höchsten Grade, in einem wahren Taumel von Niederträchtigkeit befangen, weder durch Güte noch durch Strenge zu regieren waren. Da hat sich mir, wo ich als Arzt und

Hausfreund zu Rathe gezogen wurde, eine Maßregel sehr nützlich erwiesen. Ich erklärte das Kind einfach für krank womit ich mich ja auch nicht gerade von der Wahrheit entfernte, steckte es in's Bett und ließ es nun mit aller Sorgfalt, die einem Kranken gebührt, pflegen. Dann dauerte es nicht lange, und die Einsamkeit oder vielmehr der Abschluß von allen äußeren Veranlassungen zu Verführungen und Temperamentsausbrüchen hatte ihr Werk gethan. Vielleicht auch empfand es das Kind selbst angenehm, daß es über eine auch von ihm als unhaltbar erkannte Lage, aus der es sich aus eigener Kraft nicht herausarbeiten konnte, schonend hinausgehoben worden war. Kurz, die äußere Unruhe legte sich, der böse, finstere Ausdruck verschwand und die alten Liebhabereien aus besseren Zeiten wurden wieder hervorgesucht. Schon nach wenigen Wochen durften sich die Eltern des Wiedererstandenen freuen.

32. Das unkeusche Kind.

Unkeuschheit ist einer der häufigsten Kindesfehler und entspringt auch verschiedenen Ursachen. Ein von Haus aus vorhandener verkehrter Instinkt kommt wohl nur sehr selten vor. Häufiger ist Frühreife die Ursache. In den vorzeitig erweiterten Vorstellungskreis treten auch geschlechtliche Gefühle und Vorstellungen ein. Es giebt frühreife Kinder, die schon mit zehn Jahren regelrecht verliebt sind und ihrer Neigung mit allem Pathos, aller Sehnsucht und Eifersucht einer reiferen Periode nachhängen. So frühzeitig geweckte Triebe aber pflegen nicht allzu lange rein geistig zu bleiben, namentlich wenn die Phantasie durch unpassende Lektüre noch mehr erregt wird. — Eine andere Ursache ist in körperlichen örtlichen Reizzuständen zu suchen. — Die häufigste Veranlassung aber finden wir in Verführung und Nachahmung.

Das Bedenkliche dieses Fehlers liegt viel weniger, als man früher geglaubt hat, in der Gefahr körperlicher und geistiger

Schwächung, als in der Vergiftung der Phantasie mit unreinen Bildern und in seiner Heimlichkeit. Durch erstere wird der zarte Schmetterlingsstaub von der Seele des Kindes abgestreift, letztere aber verschuldet alle üblen Folgen, die mit heimlichem Treiben der Kinder überhaupt verbunden sind. Sie werden leicht scheu und mißtrauisch, weil sie meinen, ihr Treiben sei ihnen vom Gesicht abzulesen, unfreundlich und gereizt, sie gewöhnen sich an's Lügen, und lernen allmählich auch andere Dinge zu verheimlichen.

Die Erziehung hat sowohl körperlich-diätetische, als auch geistige, d. h. moralische Mittel gegen diesen Kindesfehler anzuwenden. In der Erziehungskunst einer früheren Periode war Aufklärung das Stichwort. In den Schriften der sogenannten Philantropinisten im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, eines Campe, Basedow u. A., kann man die noch bis in die neuere Zeit wiederholte Lehre finden, daß die Kinder schon in zartem Alter theoretisch mit dem Laster bekannt gemacht und vor den Gefahren desselben eindringlich gewarnt werden sollen. Dieser Rath ist höchst gefährlich. Denn unschuldige Kinder werden dadurch erst mit Dingen bekannt gemacht, vor denen geschützt sie vielleicht durch das ganze Leben gezogen wären. Welcher Mutter, welchem Vater muß es nicht auch auf das Aeußerste widerstreben, ihr Kind, von dessen Unberührtheit sie überzeugt sind, in solche unsaubere Geheimnisse einzuweihen! — In anderer Beziehung sehr gefährlich ist auch die hierüber vorhandene zahlreiche Literatur Der Franzose Tissot hat im vorigen Jahrhundert den Reigen eröffnet mit der Schilderung der schrecklichen Gefahren des Lasters für Körper und Geist. Das Buch war wohl gut gemeint, strotzte aber von Uebertreibungen. Seitdem ist eine ganze Reihe von dasselbe Thema behandelnden Büchern erschienen, die durchgängig als höchst schädlich zu bezeichnen sind, da sie die Absicht verfolgen, durch übertriebene Schilderungen Angst und

Gewissensnoth zu erwecken. Schon mancher Knabe und Jüngling ist dadurch in den Tod getrieben worden.

Wichtig ist es, die Fehler überhaupt zu entdecken, was wegen seiner Heimlichkeit nicht immer leicht ist. Hat ein gesunder rothbäckiger Knabe sich im Laufe des Tages tüchtig abgearbeitet, sinkt er Abends todtmüde in's Bett, muß er am anderen Morgen zum Aufstehen geweckt werden, so kann man ziemlich sicher sein. Sehr vorsichtig sei man bei Kinder-, insbesondere Mädchenfreundschaften. Suchen sich zwei Kinder gegenseitig gern auf, verkehren sie fast ausschließlich miteinander, haben sie die Gewohnheit, in Gegenwart Anderer miteinander zu tuscheln und zu flüstern, entfernen sie sich von der Gesellschaft, vielleicht mit einem Buche in der Hand und unter dem Vorgeben, lesen zu wollen, kommen sie stundenlang nicht wieder zum Vorschein, — so ist solchen Inseparables nicht zu trauen. Am wenigsten lasse man sich durch sanftes, einschmeichelndes Wesen täuschen. Es ist ganz erstaunlich, was Alles von Schmutz und Gemeinheit hinter einem zehnjährigen Madonnenköpfchen stecken kann.

Hat man die üble Entdeckung einmal gemacht, so wird man ohne moralische Vorhaltungen, ohne daß man das Kind auf das Gefährliche, Unsittliche und Unästhetische seiner Gewohnheiten aufmerksam macht und seine Energie dagegen aufrichtet, natürlich nicht auskommen können. Im Allgemeinen jedoch darf man sich von der moralischen Methode nicht allzuviel versprechen. Namentlich wird sie dort nichts fruchten, wo bereits ein krankhafter nervöser Reiz vorhanden ist. Wirksamer sind die körperlich-diätetischen Mittel, Stärkung des Nervensystems durch kalte Abreibungen und Bäder, Uebung der Muskeln bis zur Ermüdung, kräftige Ernährung u. dergl. Auch sollte sich keine Mutter scheuen, den Arzt in's Vertrauen zu ziehen, der Vieles sieht, was ihr entgehen muß und auch Mittel zur Hand hat, die oft überraschend schnell zum Ziele führen. Stete Ueberwachung und Beschäftigung, Ablenkung

der Vorstellung werden dann das Uebrige thun. Daß namentlich auch der Lektüre bei heranwachsenden Kindern große Aufmerksamkeit zu schenken ist, darf als selbstverständlich gelten.

33. Das zerstörungssüchtige Kind.

Der Zerstörungstrieb kann Theilerscheinung der in Bosheit (S. 30) sich äußernden verkehrten Gemüthsrichtung sein. Solche Kinder zerstören entweder mit Absicht, um Andere zu kränken, oder auch instinktiv in blinder Wuth. Bei ganz kleinen Kindern, die Alles zerbrechen, was in ihre Hände kommt, trägt auch oft nur Ungeschick der Hände die Schuld, — oder mangelnde Vorstellung von der Zweckbestimmung des zerbrochenen Gegenstandes. Das Kind weiß nicht, was es damit anfangen soll. Auch auf Forschungsdrang beruht der Zerstörungstrieb. Der Knabe schneidet seinem Pferde den Bauch auf, um zu sehen, wie es inwendig beschaffen ist, — er steckt sein schönstes Spielzeug in's Wasser und behandelt es mit Seife und Waschlappen, um sich zu überzeugen, ob es Farbe behält. — Oder das Kind zerstört aus Freude an der Veränderung. Das Mädchen schneidet seiner Puppe die Haare kurz, um sich der Abwechslung halber einmal an einem Tituskopfe zu erfreuen, es stößt ein Loch in den Ball, um ihn zusammendrücken zu können. So werden die Spielsachen für das Kind manchmal erst interessant, nachdem sie entzwei gemacht worden sind. Endlich ist aber auch gerade Liebe zum Spielzeug die Ursache der Zerstörung. Dasselbe hat einen kleinen Schaden erlitten, und nun zerstört man es lieber sogleich gründlich, ehe man noch länger seinen Kummer daran hat.

Zerstörungstrieb wird so häufig beobachtet, daß man ihn fast als einen normalen für die Kindesseele ansprechen darf. Doch eignet er mehr dem frühesten Kindesalter, während das spätere den Werth des Besitzes schon zu sehr schätzen gelernt hat.

34. Das lügende Kind.

Wenn die Menschheit durch eine einzige Lüge gerettet werden könnte, sagt der heilige Augustinus, so sei es besser, sie bliebe verdammt. Man muß sagen, daß täglich um viel geringeren Preis gelogen wird. Der Veranlassungen giebt es unzählige, und eben so verschieden sind auch die Formen der Lüge und die Schwere der Verschuldung, von der planmäßigen, durchdachten und frevelhaften Intrigue bis abwärts zur conventionellen Höflichkeitsphrase, die, falls sie nicht ganz gedankenlos ausgesprochen wird, sogar noch durch einen leisen Schimmer des Wohlwollens verklärt wird. — Merkwürdig, daß ein so allgemein verachtetes Laster zugleich so verbreitet ist. Der Wahrheit huldigt, so zu sagen, Jedermann, und doch wie wenige bleiben ihr unter allen Umständen treu! Sehen wir nicht täglich Menschen, auf deren Ehrlichkeit im Privatleben auch nicht ein Schatten fällt, ihrer Ueberzeugung untreu werden? Sehen wir nicht, daß täglich Compromisse geschlossen werden? Man glaubt dabei, weise und wohlwollend zu sein, und merkt gar nicht einmal, daß man im Grunde unmoralisch handelt. Oft ist es nur Nothwehr und deshalb entschuldbar, aber moralischer und wahrhaftiger wird die Handlungsweise dadurch nicht. Hufeland rechnet Wahrheit des Charakters zu den Verlängerungsmitteln des menschlichen Lebens. Da darf man sich freilich nicht wundern, daß es so wenig alte Leute giebt.

Weniger zu verwundern ist es, daß auch unter den Kindern das Lügen eine so weit verbreitete Gewohnheit ist. Denn unsere Kinder — das sind wir selbst Es ist die nächste Generation, beleuchtet und beschattet von dem Himmel der jetzigen. Und doch! Welches Elternherz würde nicht tief ergriffen, wenn es zum ersten Male die Entdeckung macht, daß sein geliebtes Kind, welches so viel Unschuld und Reinheit in seinen Zügen trägt, gelogen hat? Es ist ein Sturz aus den Wolkenhöhen der Illusion auf die rauhe Erde der

Wirklichkeit. Zum Glück findet man bald, daß die Sache nicht ganz so schlimm ist, als sie aussah. Die Lüge sitzt dem Kinde nicht so tief, wie dem Erwachsenen. Nicht immer ist es Kernfäule, sondern häufig nur ein äußerer Flecken, der abgewaschen werden kann.

Kleine Kinder reden mitunter die Unwahrheit, blos durch ihre Phantasie verleitet und bringen dabei ganz unmögliche Dinge zu Tage. Ein fünfjähriger Knabe erzählte ganz ernsthaft, sein Wiegenpferd habe hinten ausgeschlagen und auch gewiehert. Ganz war er allerdings selbst nicht von der Wirklichkeit dieses wunderbaren Phänomens überzeugt, aber es war ihm doch so vorgekommen, denn das Pferdchen war gar so prächtig und muthig gewesen. Ein sechsjähriges Mädchen versicherte ihren Freundinnen, daß sie das Christkind leibhaftig habe vom Himmel herabkommen sehen. Hier liegt also die Absicht zu täuschen überhaupt nicht vor. Die kleinen Aufschneider waren selbst die Düpirten durch die Ueberredungskraft ihrer Phantasie.

Hieran schließt sich die bewußte Aufschneiderei. Das Kind erfindet Geschichten oder schmückt wirklich Erlebtes willkürlich aus, weil es weiß, daß es damit Andere amüsirt und sich selbst interessant macht. Bekanntlich begegnet man Aufschneidereien im Leben überhaupt sehr häufig. Es giebt beliebte Erzähler, die Jedermann gern anhört, obgleich er genau weiß, daß sie nicht ganz bei der Wahrheit bleiben, sondern stark auftragen. Jagdgeschichten, Münchhausiaden und Gasconaden finden immer noch ihr dankbares Publikum. Eng verbunden damit ist die Renommisterei. Bei Knaben pflegt sie sich schon zeitig, sobald das Selbstgefühl eine gewisse Höhe erreicht hat, einzustellen. Auch sie bringt selten ganz Erfundenes, sondern mischt Wahres mit Falschem. Aber doch liegt ihr schon ein egoistisches Motiv, nämlich sich selbst in geborgtem Glanze zu zeigen, zu Grunde. — Fast ausnahmslos ergeht sich auch das Kind in Uebertreibungen, wenn es sich

über etwas zu beklagen hat, z. B. über Verweise in der Schule. Die Uebertreibung wird um so größer sein, je weniger das Kind von dem eigenen Unrecht überzeugt ist. Wenn es gelingt, das letztere zu erreichen, so schrumpft alsbald auch die künstliche Aufbauschung zusammen, die nicht immer bewußte Lüge zu sein braucht, sondern mitunter nur eine durch Gefühlserregung heraufbeschworene Selbsttäuschung darstellt. In dem Sturme der Gefühle vergrößert das Kind das ihm vermeintlich angethane Unrecht und schwelgt solange in dieser Vorstellung, bis es selbst daran glaubt.

Die Lüge aus Furcht vor Strafe, in ihrer einfachsten Form als Leugnen auftretend, oder aus dem Verlangen, irgend einer Unannehmlichkeit zu entgehen (z. B. das Vorgeben, schon Medicin genommen zu haben, um dem schlechten Geschmacke derselben zu entgehen) führt schon tiefer in die Abwege des Egoismus. Noch ein Schritt weiter, — und es erscheint die Lüge um des eigenen Vortheils willen. Hier wird die Lüge schon zur Betrügerei.

Alle diese verschiedenen Formen haben das Gemeinsame, daß sie mit einer ursprünglich guten Natur noch verträglich sind. Das Kind sündigt aus Schwäche, oder aus zu starkem Selbstgefühl, vielleicht auch aus Habgier. Aber es sind äußerliche Schäden, die durch Erziehungsfehler oder sonstige begünstigende Umstände verschuldet waren und unterhalten werden. Ernste Zucht kann sie auch wieder abgewöhnen. Aber nirgends mehr, wie hier, gilt das Herbart'sche Wort, daß es Fehler giebt, die das Kind macht und solche, die es hat. Es giebt Kinder, die das Lügen „an sich haben", nicht blos aus Angewöhnung, sondern aus einer innerlich verderbten unwahren Natur heraus. Hier hilft die Lüge der Bosheit, dem Neide und der Schadenfreude. Aber nicht blos dies, sondern das Kind liebt die Lüge um der Lüge willen, es lügt ohne ersichtlichen Vortheil und ohne erkennbare Absicht, schaden zu wollen, blos um sich der gelungenen

Täuschung zu erfreuen. Auch hier giebt es natürlich die verschiedensten Grade, von der einfachen Verlogenheit sonst ziemlich leidlicher Kinder bis zur vollendeten Heimtücke und Hinterlist. Gar nicht selten findet man bei Kindern die Lüge auch als Heuchelei, und zwar weniger in Worten als im Thun. Es giebt Kinder, die liebenswürdig in ihrem Gebahren und von zärtlicher leiser Anschmiegsamkeit doch im Grunde scheinheilige kleine Sünder sind. Huldigen sie auch in ihren Worten nicht gerade der Lehre, daß die Sprache erfunden sei, um die Gedanken der Menschen zu verbergen, so doch in ihrer durch eine gewisse innere Verlogenheit gekennzeichnetem Wesen. Etwas zu verbergen haben solche Kinder immer. Wenn sie nicht gerade unkeusch oder naschhaft oder gar diebisch sind, so haben sie sich wenigstens ihre Schularbeiten von Anderen machen lassen. Mitunter ist es auch irgend ein Wunsch, mit dem die „kleinen Schmeichelkatzen", nachdem sie genügend Stimmung gemacht zu haben glauben, hervorkommen.

Lehren gegen das Lügen der Kinder geben zu wollen, hieße ein ganzes Erziehungsbuch schreiben. Deshalb möge nur auf folgende Punkte hingewiesen werden. Vor Allem sei man streng gegen sich selbst und gestatte sich niemals, am wenigsten aber vor dem Kinde, eine Schwäche in dieser Beziehung. Denn es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der erste Anstoß zum Lügen stets von den Erwachsenen ausgeht. Schon in der frühesten Kinderstube beginnen die Beschönigungen und Verdrehungen. Das zweijährige Kindchen hat eine Tasse zerbrochen, oder ein Stück Zwieback, das seiner Schwester gehört, gemaust. „Das hat das liebe Kind nicht gethan", heißt es dann wohl in übelangebrachter Zärtlichkeit, „das hat die Katze zerbrochen, der Hund gefressen". Statt dessen halte man lieber darauf, daß das Kind jeden Fehler, jedes Versehen, auch wenn es unentdeckt geblieben wäre, der Mutter, dem Vater, dem Erzieher beichte. Ich halte es deshalb auch nicht für pädagogisch richtig, wenn in befreundeten Familien

kleine selbstverschuldete Unglücksfälle, die besuchenden Kindern passiren, vertuscht werden, wenn die zerrissenen Hosen heimlich geflickt, die beschmutzten Kleider gewaschen werden, um dem Kinde einen unfreundlichen Willkommen zu Hause zu ersparen. Es ist viel besser, es trägt seine Haut zu Markte, als daß es an Verheimlichung gewöhnt wird.

Zu große Strenge ist verwerflich. Dem Kinde soll keine Veranlassung gegeben werden, aus Furcht vor Strafe zu lügen. Ueberhaupt sei man nachsichtig und lasse thunlichst Milde walten, nehme die Sachen nicht allzu tragisch und zeige nicht allzu großen Verdruß, wenn die Fortschritte des Kindes in der Schule zu wünschen übrig lassen, oder irgend eine nicht allzu schlimme Dummheit verübt wird. Aber auch Lob und Freudebezeigungen dürfen nicht allzu lebhaft ausfallen. Eine gewisse, bei aller Anerkennung ruhige Gelassenheit, als wenn sich dies im Grunde von selbst verstände, ist mehr am Platze. Wenn ein Knabe seine Censur fälscht, so geschieht es wohl fast immer aus Furcht vor Strafe. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß kindliche Liebe und die Sorge, die Eltern zu betrüben, die Hand geführt haben.

Je mehr Milde der Erzieher sonst walten läßt, ein desto größeres Recht auf Strenge der entdeckten Lüge gegenüber hat er sich erworben. Hier ist es am Platze, Furcht vor der Strafe zu erwecken. Dem kleinen Aufschneider, und wenn er noch so drollig lügt, darf kein Beifall geschenkt, nicht die mindeste Aufmunterung zu Theil werden. Strenge Wahrhaftigkeit ist schon dem kleinen Kinde als oberstes und vornehmstes Sittengesetz einzuprägen. — Endlich sei man äußerst vorsichtig, dem Kinde den Vorwurf der Lüge ungerechtfertigter Weise zu machen, wie es so häufig von unverständigen Eltern, die am unrechten Orte Energie zeigen wollen, geschieht. Denn die zur Unzeit heraufbeschworene Vorstellung der Sünde kann diese selbst gebären. —

Dreizehntes Hauptstück.

Der Selbstmord der Kinder.

Wer vor hundert Jahren über den Selbstmord der Kinder hätte schreiben wollen, der würde desselben wohl nur als einer besonders merkwürdigen Curiosität gedacht haben. Heute gehört er zu den alltäglichen Ereignissen. Denn es vergeht fast keine Woche, ohne daß uns die Tageblätter nicht von irgendwoher die Nachricht eines von einem Kinde begangenen Selbstmordes zutrügen. Für den Kenner, namentlich aber für den Irrenarzt, hat diese betrübende Erscheinung leider nichts Ueberraschendes mehr. Denn er weiß, daß es die ominöse Dreiheit von Nervosität, Geisteskrankheit und Selbstmord ist, die dem Krankheitsgenius unserer Tage ihren unheimlichen Stempel aufdrückt. Unsere Kinder aber stehen unter denselben Lebensverhältnissen wie wir und nehmen ihren nicht gering bemessenen Antheil an den allgemein veranlassenden Ursachen.

Ueber den Umfang, den der Selbstmord im Kindesalter angenommen hat, giebt folgende, allerdings schon etwas weit zurückreichende Tabelle Morselli's (S. Emminghaus, a. a. O. S. 157 u. ff.) Aufschluß. Demnach entfielen Selbstmorde unter 16 Jahren auf 1 Million:

			Knaben	Mädchen
in	Schweden	1847—55 . .	3.5	0.9
„	Dänemark	1865—71 . .	28.0	3.0
„	Preußen	1869—72 . .	10.8	2.0
„	Preußen	1873—75 . .	10.5	3.2
„	Sachsen	1847—58 . .	9.6	2.4
„	Belgien	1840—49 . .	1.5	0.0
„	Frankreich	1835—44 . .	2.2	1.2
„	Frankreich	1851—60 . .	3.6	1.6
„	Oesterreich	1852—54 . .	3.7	0.34
„	Italien	1872—76 . .	3.2	1.0
„	England	1861—70 . .	4.0	3.0

Auf das Jahr reducirt, ergiebt dies etwa 1.15 Selbstmorde unter 1 Million Menschen. Bei der jetzigen Bevölkerung Deutschlands würde dies etwa 52 Kinder-Selbstmorde jährlich, oder 1 in jeder Woche ergeben. Wahrscheinlich aber sind es noch mehr. Denn wenn wir das kleine Dänemark mit dem ebenfalls sehr hohen Satz von 28 + 3 = 31 Selbstmorden in 7 Jahren abrechnen, so ergiebt sich, daß Preußen mit 26 Fällen in 7 Jahren 3.91 jährlich, d. h. beträchtlich mehr als die außerdeutschen Staaten, nämlich wöchentlich 2 Fälle, aufweist. — Außerdem sind natürlich die vielen vereitelten Selbstmordversuche mit in Betracht zu ziehen, wenn man ein richtiges Bild gewinnen will.

Wie bei dem der Erwachsenen, so ist auch bei dem Selbstmord des Kindesalters Geisteskrankheit häufig, wenn auch nicht in der Mehrzahl der Fälle, vorausgegangen. Zweckmäßiger Weise theilt man auch, wie bei dieser, die Ursachen des Kinderselbstmordes in zwei Gruppen, nämlich in allgemein veranlagende und in Gelegenheitsursachen.

Zu der ersten Gruppe gehört unsere Cultur, die Anforderungen, welche in immer gesteigertem Maße an unsere Gehirn- und Muskelarbeit, überhaupt an unsere Gesammtleistungsfähigkeit gemacht werden. Gehirn und Muskeln, oder,

was dasselbe sagen will, Kopf und Hand, sind die Werkzeuge der Culturarbeit, die im Grunde einzigen und wahren, denn hinter jedem geschaffenen Werkzeuge und jeder Maschine sind sie deutlich sichtbar. Der Kopf wird aber noch mehr in Anspruch genommen, als die Hand. Unsere Bedürfnisse haben sich mit der Zeit immer mehr vervielfältigt, und zwar durch den Kampf selbst, welchen der Mensch von Anbeginn an zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse hat führen müssen. Zu den letzteren sind schon früh geistige, besonders ästhetische hinzugetreten und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt häufen und steigern sie sich. Nicht genug damit — die Bedürfnisse des Einzelnen haben sich zu allgemeinen Menschheitsbedürfnissen erhoben, und Keinem bleibt es erspart, an der Arbeit zum Fortschritt der Menschheit mitzuhelfen. Dies Alles ist mit dem Gehirn zu leisten, und es nimmt deshalb nicht Wunder, wenn ein so zarter Bau gelegentlich zusammenbricht. Denn die Entwickelung, die Stärke und Feinheit des Gehirns des einzelnen Menschen hat mit den Anforderungen an dasselbe nicht immer Schritt gehalten. Nicht Jeder besitzt auch nur ein Durchschnittsgehirn. — Unsere Kinder aber, wenn sie auch geschützter sind, und mehr für sie gesorgt wird, als daß sie selbst sorgen müssen, stehen unter dem gleichen Banne, wie wir. Mindestens das Rüstzeug zum Kampfe der späteren Jahre müssen sie anlegen lernen, das Schwert muß geschliffen, die Festung armirt werden. Zu alledem sind sie unsere Erben, Erben unserer eigenen Nervosität, Schwäche und Reizbarkeit. Sie leben mit uns in Seelengemeinschaft, in Gemeinschaft der geistigen Güter. Was wir fühlen, empfinden sie auch, wenn auch nur unbewußt, unsere Ziele sind ihre Ziele, und mit uns athmen sie dieselbe Lebensluft.

Zu den allgemein veranlagenden Ursachen kann man in gewissem Sinne auch das Geschlecht rechnen. Aus obiger Tabelle ergiebt sich, daß beträchtlich mehr Knaben als Mädchen Selbstmord verübt haben. Wir müssen deshalb erstere als

im schlimmen Sinne bevorzugt ansehen. Offenbar hängt dies damit zusammen, daß die Gelegenheitsursachen, von denen wir unten sprechen werden, auf Knaben mehr Anwendung finden. Hauptsächlich kommen hier verletzter Ehrgeiz und Furcht vor Strafe in Betracht.

Das Alter spielt insofern eine Rolle, als mit wachsender Reife natürlich auch die seelische Erregbarkeit steigt. Dinge, die einen sechsjährigen Knaben gar nicht berühren, können einen zwölfjährigen schon zur Verzweiflung bringen. Aus Morselli's Zusammenstellung (S. Emminghaus, a. a. O.) ergiebt sich auch, daß die Selbstmorde in der Altersperiode von 16—20 Jahren sich gegen die unter 16 Jahren mehr als verdreizehnfachen. Kann hier auch von Kinderselbstmorden nicht mehr die Rede sein, so geht doch der Einfluß der Altersentwickelung deutlich daraus hervor. Heftige Leidenschaften mit ihren Folgen verbunden mit entwickelter Intelligenz und einem blühenden Gefühlsleben spielen hier eine große Rolle. Diese Dinge sind aber auch schon bei dem heranwachsenden Kinde unter 14—16 Jahren in hohem Grade maßgebend. In der That ergiebt sich auch aus einer Zusammenstellung Durand-Fardel's für Frankreich die Richtigkeit dieser Annahme (S. Emminghaus a. a. O.) Darnach standen von 240 Kindern, die in den Jahren 1866—69, 1871—72, 1874—75 Selbstmord verübt hatten:

im Alter von 7 Jahren,	8	im Alter von 12 Jahren,	11
„ „ „ 8 „	3	„ „ „ 13 „	38
„ „ „ 9 „	4	„ „ „ 14 „	60
„ „ „ 10 „	6	„ „ „ 15 „	94
„ „ „ 11 „	16		

Wir sehen hier also vom 13. Jahre ab ein plötzliches starkes Ansteigen, um fast das Fünffache des sechsjährigen Durchschnitts der Altersperiode vom 7. bis zum 13. Jahre.

Im 14. Lebensjahr aber steigert sich die Zahl schon auf das Sieben und einhalbfache, im 15. fast auf das Zwölffache.

Zu den allgemein veranlagenden Ursachen treten nun noch persönlich veranlagende hinzu. Wir rechnen hierzu die besonderen Lebensverhältnisse des einzelnen Kindes, wie weit es nämlich den allgemein veranlagenden Ursachen der Cultur unterliegt. Die Statistik ergiebt nun, daß in den Städten der kindliche Selbstmord häufiger vorkommt, als auf dem Lande, was offenbar eben daher rührt, daß dort neben der Häufung der Gelegenheitsursachen auch die in den gesteigerten Culturanforderungen selbst liegenden Schädlichkeiten sich steigern.

Auch die Erblichkeit ist hier zu nennen. So gut wie Geisteskrankheit, wird auch die Neigung zum Selbstmord vererbt. Es giebt Familien von Selbstmördern, in denen durch mehrere Generationen hindurch bis zum endlichen Erlöschen des Geschlechts die vererbte Neigung fortwüthet. Allerdings ist nicht gerade bekannt, daß unter solchem Einflusse auch schon Kinderselbstmorde verübt worden sind. Aber ausgeschlossen ist es auch nicht, die große Zahl der unter der Bezeichnung „unbekannte Ursachen" in den statistischen Tabellen aufgeführten Fälle läßt erkennen, daß hier eben noch viel aufzuklären ist und daß Hypothesen einen weiten Spielraum haben. Häufiger wird Vererbung auf dem Umwege durch Geisteskrankheit zum Selbstmorde führen. Unter 1000 kindlichen Selbstmördern fand Morselli in Preußen innerhalb 4 Jahren bei Knaben 117 Mal, bei Mädchen 91 Mal die That durch Geisteskrankheit veranlaßt. Natürlich nicht alle, aber ein großer Theil dieser Erkrankungen wird zu den ererbten gehören. Es braucht hier bei der directen Ascendenz, d. h. bei Vater oder Mutter, nicht jedesmal ebenfalls ausgebildete Geisteskrankheit vorgelegen zu haben, sondern die Vererbung kann auch aus einfacher Nervosität, Bizarrerie, Trunksucht oder anderen krankhaft-lasterhaften Neigungen nach dem Gesetze der

Transformation (S. 1. Hauptstück) erfolgt sein. — Hier sind es namentlich das traurige und das ängstliche Kind (S. 5. Hauptstück 1 und 4), bei denen sich die Gemüthsverstimmung leicht zu wirklicher Geisteskrankheit, in der das Kind ganz und gar die Herrschaft über sich verliert, steigern kann. „Ein elfjähriges Kind, dessen Eltern sicher frei von Geistesstörungen waren, sehr heiter und den Spielen seines Alters mit Liebe ergeben, vernachlässigt eine seiner Pflichten und entschuldigt sich damit, daß es eben erst aus den Ferien komme und noch nicht an die Arbeit gewöhnt sei. Der Lehrer straft es mit einigen Schlägen. Das Kind bleibt trotzig dabei, seine Aufgabe nicht zu machen. Der Lehrer verdoppelt Strafe und Schläge. Das Kind wird traurig, klagt über heftiges Kopfweh, schläft schlecht und faßt den Entschluß, sein Leben zu beendigen. Es verweigert zuerst die Nahrung, doch da ihm dieses Mittel zu langsam erscheint, ißt es nach zwei Tagen wieder. Im Verlaufe eines Jahres setzten sich die Selbstmordgedanken fest, es suchte immer allein zu sein, in der Hoffnung, seinen Plan ausführen zu können. Einmal entwischte es bei einem Spaziergang und sucht sich in's Wasser zu stürzen." (S. Emminghaus a. a. O. Auch die folgenden Fälle sind dieser Quelle entnommen.) Auch das empfindliche Kind (S. 5. Hauptstück, 2) ist persönlich veranlagt. Die Vorstellung des vermeintlich erfahrenen Unrechts und der dafür zu nehmenden Sühne kann durch geschäftige Phantasie in dem tief beunruhigten Gemüth so lebendig werden, daß sie zur That wird. „Ein dreizehnjähriger Knabe von lebhaftem Charakter, von seinem Vater gescholten und geschlagen, sagt am anderen Morgen zu seinen Kameraden: „Mein Vater hat mich geschlagen; er wird es nicht wieder thun, denn ich werde mich in's Wasser stürzen." Die Freunde lachen über diese Aussage, die sie für Scherz halten. Während die Schulstunde die Kinder vereinigt, stürzt er sich in's Wasser und wird erst vierundzwanzig Stunden später aufgefunden."

Eine der wichtigsten persönlichen Veranlagungen haben wir in der Frühreife zu suchen (S. 9. Hauptstück, 18.) Strebungen und Gefühle eines reiferen Alters treten hier zu früh auf, und kommt noch eine ausreichende Gelegenheitsursache hinzu, so wirkt dieselbe der vorweggenommenen Altersstufe entsprechend. Schlager berichtet von einem elfjährigen Knaben, der sich aus verschmähter Liebe erhängte. — Ein „elfjähriges Mädchen, einziges Kind eines Pariser Fabrikanten, sehr schön und sehr begabt, in allen Fähigkeiten widernatürlich frühreif und seinem Alter weit vorausgeeilt, fühlte sich (wie Brierre de Boismont mittheilt) tief verletzt dadurch, daß es noch als Kind behandelt wurde, und faßte im Stillen den Gedanken, sich umzubringen. Wissend, daß Opium das Leben vernichtet und vom Mohne herstammt, spart sie ihr Taschengeld und kauft dafür bei verschiedenen Kräuterhändlern 8 bis 10 Mohnköpfe, welche sie in Abwesenheit der Eltern mit einer bestimmten Quantität Wasser abkocht. Dieses Decoct trinkt sie auf einmal und verfällt in eine bis zum andern Morgen anhaltende Lethargie. Die Eltern schalten und sorgten dafür, daß das Kind nicht allein sei. Als sie dasselbe doch einmal für einige Augenblicke haben allein lassen müssen, veranlaßt die Mutter, welche von einer dunklen Vorahnung ergriffen wird, ihren Mann noch einmal umzukehren und nach dem Kinde zu sehen. Kaum, daß dieser in der Wohnung Alles in Ordnung getroffen und spottend über die Befürchtungen der Frau zurückgekehrt ist, hören sie noch auf der Treppe vor ihrer im dritten Stocke belegenen Wohnung befindlich, Geschrei auf der Straße und finden, hinunter geeilt, ihr Kind blutend auf dem Trottoir liegen. Dasselbe hatte sich, während die Eltern auf der Treppe waren, zum Fenster hinausgestürzt.“ — Derselbe Beobachter berichtet über ein $14\frac{1}{2}$ jähriges Mädchen, welches sich vergiftete, „weil sie sich nicht mit ihrer Mutter verstehen konnte, indem sie die Lektüre, die ernste Arbeit, mit einem Worte Alles, was den Geist

bildet, liebte, während die Mutter sich ausschließlich in den Sorgen um die Wirthschaft, in den Details des Kochtopfes gefiel.“ — Selbstmorde reifender Kinder aus Ueberfülle und Ueberschwänglichkeit der Empfindungen sind überhaupt sehr häufig. Namentlich der Tod geliebter Angehöriger giebt häufig Veranlassung dazu. Es ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Leidenschaften der Kinder, also auch die Trauer, kurz und heftig sind, und daß leidenschaftlichen Entschlüssen gegenüber Hemmungsvorstellungen noch zu wenig zur Geltung kommen.

Nicht blos die Frühreife der Gefühle jedoch, sondern auch die der Intelligenz tritt als veranlagende Ursache auf. Der Erkenntniß, daß Alles eitel, wird weder durch ein entwickeltes Pflichtgefühl, noch durch gefestete religiöse und ethische Anschauungen ein genügendes Gegengewicht geboten. Begegnet sie außerdem einem kühlen Herzen und ahmt das frühreife Kind vielleicht noch geistreich sein sollende Paradoxien nach, so kommen Fälle vor, wie der von Voisin berichtete, bei dem allerdings die nächste Ursache zum Selbstmord nicht mitgetheilt wird. Ein dreizehnjähriger Knabe, der freiwillig in den Tod ging, hinterließ ein Schriftstück, welches mit den Worten begann: „Je legue mon âme à Rousseau, mon corps à la terre“, — ich vermache meine Seele Rousseau und meinen Körper der Erde.

Veranlagende Ursachen allein führen, wenn man Geisteskrankheit ausnimmt, selten zum Selbstmord. Meist muß noch eine G e l e g e n h e i t s u r s a c h e dazutreten. Dieselbe kann in häuslichem Elend, in Scham und Gewissensbissen, oder in Furcht vor Strafe bestehen. Seltener findet man körperliche Krankheiten verzeichnet. Morselli führt 45 unter 1000 an, merkwürdigerweise lauter Mädchen. Es bleibt ungewiß, welche Beweggründe wirklich maßgebend gewesen sind, ob Verzweiflung über einen als hoffnungslos erkannten Zustand, oder unerträgliche Schmerzen, oder Scham und Entsetzen über sichtbare

Entstellungen oder was sonst. Furcht vor Strafe ist wohl eine der häufigsten Gelegenheitsursachen. In Morselli's Zusammenstellung finden wir sie in mehr als einem Drittel der Fälle bezeichnet. Es ist kaum nöthig, aus der Literatur Belege für solche Fälle beizubringen, da die Tagesblätter schon genügenden Stoff bieten. Häusliches Elend wird wohl nur, wenn es hoch gesteigert ist und dann in Verbindung mit Frühreife, zum Selbstmord treiben. Denn Armuth an sich ist für die Kindesseele kein Hinderniß, sich ihrer Anlage gemäß gesund und fröhlich zu entwickeln. Brierre de Boismont berichtet folgenden Fall: „Die Eheleute B. in Paris befanden sich im Zustande äußersten Elends. Der Mann, eben erst von schwerer Krankheit genesen, brodlos, die Frau in Folge des langen Nachtwachens an einer Augenentzündung leidend. Alle Sachen von einigem Werthe befanden sich bereits auf dem Leihhaus. Die zwölfjährige Tochter der Leute litt schwer unter dem Anblicke dieses Elends; sie enthielt sich, Appetitmangel vorschützend, bei den Mahlzeiten des Essens, um die Rationen der Eltern nicht zu schmälern. Allmählich nistet sich bei ihr der Gedanke ein, die Eltern würden weniger unglücklich sein, wenn sie ihm nicht mehr zur Last fiele. Eines Abends zu einer Besorgung ausgeschickt, nimmt sie zärtlichen Abschied von den Eltern und stürzt sich in den Fluß. Sie wird gerettet und die Noth der Leute wird gehoben."

Verletzter Ehrgeiz treibt nicht selten zur That. Eine schlechte Censur, Sitzenbleiben in der Classe sind, auch ohne daß Furcht vor Strafe mit im Spiele war, schon manchesmal verhängnißvoll geworden. Falret berichtet von einem zwölfjährigen Knaben, der sich deswegen, weil er nur der Zweite in der Classe war, erhängte.

Endlich ist auch Nachahmung zu nennen. Nachahmung beruht darauf, daß Handlungen Anderer so packend auf die Vorstellung wirken, daß dieselbe ebenfalls sofort in

Handlung umgesetzt, d. h. nachgeahmt werden. Bei Kindern spielt aber Nachahmung deswegen einen so wichtigen Bestandtheil des Seelenlebens, weil widerstrebende Vorstellungen nicht genügend zur Geltung kommen, die Handlung überhaupt der Vorstellung viel unmittelbarer und weniger ausreichend motivirt zu folgen pflegt, als beim Erwachsenen. Dürand-Fardel erzählt folgende zwei Fälle: „Ein elfjähriger Knabe von faulem Naturell, diebisch, erhängt sich ohne erfindliche Veranlassung, nachdem er drei Kreuze auf die gegenüberstehende Wand gemalt und Weihwasser zu seinen Füßen aufgestellt hatte. Genau so hatte sich eine Woche vorher sein Onkel, der sich oft berauschte, nach einem reichlichen Frühstück erhängt." — „Ein vierzehn Jahre alter Knabe fungirt als Chorknabe beim Begräbniß eines anderen Knaben, der sich im Weinberge seiner Eltern an einem Nagel an der Wand erhängt hatte. Während des Begräbnisses hörte man ihn sagen: ich werde mich auch noch aufhängen müssen. Vier Tage darauf wird er im Weinberge an einem in die Wand geschlagenen Nagel erhängt gefunden. Die Intelligenz des Knaben wird als eine mittlere bezeichnet." — In beiden Fällen ist nicht blos die Vornahme des Selbstmordes, sondern die genaue Nachahmung der Einzelheiten bemerkenswerth.

Nachfolgende Tabellen über Schüler-Selbstmorde in Preußen während der Jahre 1883—1886 sind in der Zeitschrift des Statistischen Bureaus enthalten. Darnach haben in den genannten Jahren 289 Schüler Selbstmord verübt. Die Fälle vertheilen sich auf höhere und niedere Schulen, wie folgt:

Schulen	1883	1884	1885	1886	1887	1888
höhere . .	19	14	10	8	17	42
niedere . .	39	27	30	36	33	14

Ueber die Ursachen giebt folgende Tabelle Aufschluß:

	Schüler			
	höherer		niederer	
	Schulen			
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Aus Furcht vor dem Examen, wegen nicht bestandenen Examens und nicht erfolgter Versetzung . . .	15	—	1	—
Aus sonstigen mit dem Schulbesuch zusammenhängenden Gründen .	5	—	8	1
Wegen Zerwürfnissen mit den Eltern, beziehentlich Lehrern	2	—	—	—
Wegen gekränkten Ehrgeizes . . .	11	—	7	1
Aus Furcht vor Strafe	1	1	45	23
Wegen harter, beziehentlich unwürdiger Behandlung	1	—	9	3
Aus Aerger, Zorn, Mißmuth, Trotz	2	—	6	—
Wegen Geisteskrankheit	11	1	12	2
„ körperlichen Leiden . . .	1	—	1	1
„ religiöser Schwärmerei . .	—	—	1	1
„ unglücklicher Liebe . . .	4	1	—	—
„ sittlicher Verwahrlosung . .	1	—	5	1
„ Lebensüberdruß	5	—	—	1
Aus Spielerei	—	—	7	—
Wegen sonstiger Gründe	3	—	2	—
Aus unbekannter Veranlassung . .	15	—	59	12
	77	3	163	46

Gewiß sind hiermit die Gelegenheitsursachen noch längst nicht alle erschöpft. Folgendes aber ist auch bei Beurtheilung jedes Kinder-Selbstmordes stets festzuhalten, — nämlich, daß nicht blos eine Ursache allein wirksam ist, sondern daß stets erst das Zusammentreffen mehrerer, vielleicht vieler Umstände die Katastrophe ermöglicht, — ferner, daß Gelegenheitsursachen ohne persönlich veranlagende unwirksam sind. Keine Furcht, kein Elend, kein Ehrgeiz, überhaupt keine Leidenschaft wird

je so groß sein, daß sie ein nicht von Haus aus schon durch Gefühlsrichtung, Charakter und Entwickelung veranlagtes Kind zum Selbstmorde triebe.

Selbstmord an Personen zu erleben, die uns durch ein gewisses Band verbunden sind, auch wenn sie uns vielleicht persönlich nicht näher stehen, (der Irrenarzt hat leider mitunter Gelegenheit dazu!) ist eines der erschütterndsten Ereignisse, die uns treffen können, viel erschütternder als der natürliche Tod, dem doch immer etwas Mildes und Versöhnliches innewohnt. Es liegt etwas Elementar-Dämonisches in dieser freiwilligen Rückkehr in das Reich der Ewigkeit, das Räthsel des Daseins tritt nie aufdringlicher vor uns hin, als in solchen Augenblicken. Zum Theil allerdings liegt das Erschütternde des Selbstmords auch in der Ueberraschung, die er uns bereitet. Trotzdem darf man nicht glauben, daß er im eigentlichen Sinn unvorbereitet ist. Denn er ist stets nur das letzte Glied einer langen Kette darauf hinzielender Vorgänge, wenn auch von größtentheils ungesehenen und unbewußten.

„Was vom Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“ (Lenau).

Die Erziehung hat vorbeugend einzutreten. Unter keinen Umständen ist Frühreife zu begünstigen. Man halte so lange als möglich das Kind im kindlichen Ideenkreise, überwache seine Lektüre und nicht minder auch die eigenen Gespräche. Nichts soll man vor das Ohr des Kindes bringen, was verfrühte Vorstellungen zu wecken, sein Kindesparadies und seinen Kinderseelen-Frieden zu zerstören geeignet ist. Man erziehe es einfach, d. h. lehre es einfach empfinden, sei liebevoll und hüte sich, sein sehr empfindliches und geschärftes Rechtsgefühl durch zu große Strenge oder gar dnrch Ungerechtigkeit zu verletzen. Sein Ehrgefühl sei uns heilig, und, wo Demüthigung

nothwendig wird, beuge man das Selbstgefühl nicht allzu tief und lasse jederzeit durchblicken, daß es auch wieder werde aufgerichtet werden. — Sind schon Selbstmordabsichten in Worten kundgegeben worden, und hat man Ursache zu glauben, daß es nicht blos Windbeuteleien sind, so behandle man das Kind als krank. Man lege es zu Bett und verständige den Arzt.

Vierzehntes Hauptstück.

Die Wechselwirkung zwischen Geist und Körper.

Rousseau nennt in seinem Erziehungsromane „Emile" die Körperpflege eine Tugend. Offenbar ist damit nicht blos gemeint, daß dem Entschlusse, Körperpflege nach hygienischen Grundsätzen zu üben, an sich schon in moralischer Beziehung etwas Verdienstliches innewohne, sondern auch, daß Unversehrtheit des Geistes körperliche Gesundheit, welche durch so geartete Körperpflege am besten zu erreichen und zu erhalten sei, zur Voraussetzung habe. Schon von den Alten wurde dies mit dem Worte: mens sana in corpore sano d. h. im gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist, ausgedrückt. Wie so viele Schlagworte ist auch dieses nur bedingt richtig. Richtig ist es insofern, als die seelischen Thätigkeiten, nämlich das Maß ihrer Kraft und wie sie sich äußern, von Zuständen des Körpers abhängen. Unsere Gefühle und Stimmungen, sowie die Höhe des Denkens, zu der wir uns jeweilig aufschwingen können, unterliegen bedeutenden Schwankungen, je nachdem wir gesund oder krank sind. Ja selbst bei völliger Gesundheit üben die Tageszeiten einen wenn auch von den Wenigsten beachteten Einfluß. Des Morgens sind wir Andere, als nach Tisch und am Abend, und es bedarf wohl keines Beweises, daß hierbei die vegetativen Vorgänge des Körpers, Blutkreis-

lauf und Verdauung, hauptsächlich maßgebend sind. Das Gleichgewicht der Seele schwankt mit den Ernährungsschwankungen des Körpers, beziehungsweise des Gehirns, hin und her.

Unrichtig aber ist der Satz insofern, als es durchaus nicht genügt, einen im gewöhnlichen Sinn gesunden Körper zu besitzen, um auch seelisch unversehrt zu erscheinen. Denn die Erfahrung kann uns täglich das Gegentheil lehren. Seele und Gehirn sind allerdings auf das Engste verbunden. Eine menschliche Seele läßt sich ohne Gehirn nicht denken, aber eben so wenig ein Gehirn, mit dem nicht seelische Thätigkeiten verknüpft wären. Ferner aber erfordert es die Logik, daß man noch einen Schritt weiter geht und sagt, gesunde seelische Thätigkeit ist nicht denkbar ohne ein gesundes Gehirn, — und umgekehrt, bei einem kranken Gehirn müsse auch die Seelenthätigkeit, wenn auch nicht stets die gesammte, so doch wenigstens ein Theil derselben, vom gesunden Pfade abweichen. Durch die Erfahrung hat diese logische Forderung in der That auch ihre Bestätigung erhalten. Freilich hat man sich das Verhältniß nicht als ein rein causales, d. h. als ein in Ursache und Wirkung bedingtes zu denken, in dem Sinne etwa, als ob das Gehirn die Seelenthätigkeiten hervorbringe. Sondern das Verhältniß ist ein coordinirtes. Seele und Gehirn sind beides nur zwei verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Dinges, die eine unmateriell, das andere materiell.

Die begeisterte Aufnahme, welche die Rousseau'schen Ideen ihrer Zeit gefunden, war die natürliche Gegenwirkung gegen die im vorigen Jahrhundert noch mehr oder weniger herrschende, ja selbst heute noch nicht ganz ausgestorbene mittelalterliche und kirchliche Lehre von der Minderwerthigkeit des Körpers gegen den Geist. Was dem Körper zu Gute komme, werde dem Geiste entzogen, arbeite sogar der ewigen Seligkeit entgegen. Deshalb müsse der Geist durch Kasteiung und Züchtigung des Körpers, der das unreine sündige Princip und den Sitz

des Bösen darstelle, erhoben und erzogen werden. Neu freilich waren die Rousseau'schen Ideen auch damals schon nicht. Denn die Forderung der Körperpflege als Erziehungsmittel war schon gegen Ausgang des 17. Jahrhunderts von dem englischen Arzte und Philosophen Locke erhoben worden. Ja noch ein Jahrhundert höher bis zu dem Bischof der mährischen Brüder Amos Comenius, dem vielgewanderten Verfasser oder vielmehr Erfinder des der Kinderwelt so befreundeten Orbis pictus, reicht sie hinauf.

Aber nicht blos gegen allmählich populär gewordene mittelalterliche Anschauungen, sondern auch gegen ein damals bei den Gebildeten der Nation in hohem Ansehen stehendes philosophisch-ärztliches System, trat die neue Lehre als Gegensatz auf. Der berühmte Hallenser Professor der Medizin Stahl (geb. 1660 gest. 1734) hatte die Lehre aufgestellt, daß es die Seele sei, welche den Körper ihren Zwecken gemäß aufbaue, nach der ihr innewohnenden Kenntniß aller Thätigkeiten desselben, in Bewegung setze, leite und zum Ziele führe. Nur dadurch, daß es den seelischen Zwecken diene, erhalte das körperliche Leben Bedeutung. Die Organe seien nicht aus eigener Natur heraus lebend, sondern würden von Außen, nämlich von der Seele aus belebt. Selbst die Leidenschaften, sagt Stahl, seien nicht nur von körperlichen Zuständen ganz abhängig, sondern äußerten auch ihrerseits nur wenig Einfluß auf dieselben. Wie ihre Gegner, so hatte die Lehre auch viele Anhänger. Eine ganz direkte Einwirkung derselben haben wir in dem Schiller'schen Worte zu sehen:

„Es ist der Geist, der sich den Körper baut.“

Heute ist sie ganz verlassen. Aber das Vorhandensein einer großen Menge von Thatsachen, welche den zwingenden Einfluß der Seele auf körperliche Vorgänge darthun, läßt sich nicht leugnen. Wir Alle wissen aus eigener Erfahrung an unserem Körper oder an Anderen, wie Scham und Verlegenheit uns erröthen und erblassen macht, wie Zorn durch unsere

Adern tobt, wie lähmender Schreck uns bis in die Spitzen der Finger kriecht. Wie kennen die Wirkung der Leidenschaften auf unsern Körper, so des Aergers auf die Gallenabsonderung, der Furcht auf die Bewegungen der Darmmuskulatur, der Freude auf das Mienenspiel und den Glanz des Auges. Wir wissen auch, daß dauernde Leidenschaften und Gemüthsrichtungen, wie Geiz, Mißtrauen, Hochmuth und Sinnlichkeit den Zügen, ja selbst der Körperhaltung und den Bewegungen, einen bestimmten Stempel auf- und eindrücken.

Dr. Hack Tuke hat ein interessantes Buch geschrieben: „Geist und Körper. Studien über die Wirkung der Einbildungskraft.“ (Uebers. von Kornfeld. Jena, Gust. Fischer 1888), in welchem sehr merkwürdige Thatsachen verzeichnet stehen. Wir erfahren, wie die Vorstellung allein Schmerz und Schmerzlosigkeit oder auch allerhand fremdartige Empfindungen erzeugen und wie man an einer großen oder geringen Zahl von Personen diese Wirkung leicht studiren kann. Läßt man dieselben einige Minuten lang alle ihre Aufmerksamkeit auf einen beschränkten Körpertheil, z. B. den kleinen Finger richten, so werden sie bald die verschiedenste Wirkung erkennen lassen. Einige allerdings haben gar keine Empfindung dabei, Andere aber verspüren Ziehen oder Klopfen oder Druck oder Ameisenlaufen oder selbst Schmerz. Es ist ziemlich gleichgiltig, welche Erklärung man dafür wählt, ob man glaubt, daß durch Nerveneinfluß eine verstärkte Saftströmung nach dem betreffenden Theile hingeleitet wird, oder daß es bloße Nervenleitung ist, oder, was als das Wahrscheinlichste erscheint, daß der ganze Empfindungsvorgang im Gehirn sich abspielt und nur in der Vorstellung nach den betreffenden Theilen hin verlegt wird. Genug, die Thatsache steht fest. Eine junge Dame (a. a. O.) sollte behufs einer kleinen Operation chloroformirt werden. Als ihr die Maske vorgehalten wurde, fand sich, daß gar keine Chloroform vorräthig war, und trotzdem trat, blos durch die Vorstellung, wirklich Chloroform zu athmen, rasch Schlaf

ein, während dessen die Operation schmerzlos vorgenommen wurde. Ebenso erfolgte das Erwachen auf die bloße Aeußerung des Arztes, daß die Kranke zu sich zu kommen scheine. Sie wußte nichts von dem, was mit ihr vorgegangen und glaubte fest, chloroformirt worden zu sein. — Ich selbst habe folgenden Fall erlebt: Mein Assistent, dem das Elektrisiren der Kranken oblag, hatte einmal vergessen, die Batterie zu schließen, so daß kein Strom durch die Elektroden ging. Trotzdem versicherten mir Abends die Kranken, namentlich eine an Hüftweh leidende Dame, daß ihnen das Elektrisiren sehr gut gethan habe.

Die Vorstellung großer Kälte oder Hitze kann reizbare Menschen sichtbar schaudern oder erröthen machen. — Gratiolet (a. a. O.) berichtet von einem Studenten, der zum ersten Male einer Operation und zwar der Entfernung einer kleinen Ohrgeschwulst beiwohnte und der in demselben Augenblicke einen so heftigen Schmerz im eigenen Ohr bekam, daß er laut aufschrie und mit der Hand hinfaßte. Ob er diese sympathische Miterregung auch in seinem späteren Leben bewährt habe, wird nicht berichtet. — Hierher gehören auch die durch Erinnerungen heraufbeschworenen Vorstellungen. So wird (a. a. O.) von einem Manne erzählt, der in seiner Jugend beim Bootfahren öfters seekrank geworden war. Auf dem Boote war ein alter blinder Geiger. Jahrelang konnte nun der Mann keinen Geiger sehen, ohne Uebelkeit, wie eine Art Seekrankheit, zu verspüren. — Mir selbst erzählte Jemand, daß er sich als Student einmal in Ungarwein berauscht habe und daß ihm nun seitdem schon der Geruch von Ungarwein das Gefühl des Katzenjammers, welches ihn damals am andern Morgen heimgesucht, deutlich heraufbeschwöre. Hier spielt der Geruchssinn, der ja bekanntlich überhaupt in mancher Beziehung zum Erinnerungsvermögen steht, eine Rolle.

Auch umgekehrt auf die Sinnesnachahmungen übt die Vorstellung Einfluß aus. Dichter und Phantasten sehen Dinge,

die sie sich mit aller Anspannung des Geistes vorstellen, schließlich auch körperlich deutlich. Dickens berichtet von sich selbst, daß er jedes Wort, das seine Romanfiguren sprechen, deutlich höre (a. a. O.). Daß man umgekehrt seine Vorstellung von Gehirnwahrnehmungen abwenden und letztere, so zu sagen, ganz aussperren kann, ist bekannt. Dinge, die man nicht hören will, braucht man auch nicht zu hören. — Ebenso sind Geruch und Geschmack von der Vorstellung abhängig. Durch Mäkeln an den Speisen kann man Anderen den schönsten Appetit verderben. Tischfreuden sind zum Theil auch von den äußeren Veranstaltungen, der Art und Weise, wie der Tisch gedeckt ist u. dergl. abhängig. Champagner aus Kaffeetassen getrunken würde Niemandem munden.

Besonders auffällig tritt die Wirkung der Vorstellung auf Empfindungs- und Sinnesnerven während der sogenannten Hypnose zu Tage. Hier werden der hypnotisirten Person Vorstellungen von Schmerz oder Unempfindlichkeit oder sonstigen Empfindungsstörungen, auch von Sinneswahrnehmungen, z. B. daß eine bestimmte Person anwesend sei, eingeredet (suggerirt), oder, was dasselbe sagen will, Einbildungskraft und Aufmerksamkeit werden so stark und ausschließlich auf einen bestimmten Körpertheil gelenkt, daß die von dem Hypnotiseur gewünschte Vorstellung wirklich eintritt.

Auch auf die Muskulatur wirkt die Einbildungskraft. Bei der lebhaften Vorstellung einer nothwendigen Abwehr erheben wir, wenn auch gar keine äußere Veranlassung gegeben ist, den Arm, überwältigenden Gedanken leihen wir unwillkürlich laute Worte. Ein gutes Beispiel für die Wirkung der Vorstellung auf die Muskeln giebt das sogenannte Tischrücken, wobei der Tisch in der That durch die Zusammenziehung der Finger- und Handmuskeln, obgleich dieselben unwillkürlich und unbewußt erfolgen, in Bewegung gesetzt wird. Daß Krämpfe durch die bloße Wirkung der Vorstellung hervorgerufen werden können, ist eine alte Erfahrung. So erzählt van Swieten,

der berühmte Leibarzt Maria Theresias, von einem Knaben, der aus Furcht vor einem großen Hunde in Krämpfe verfallen, nun jedesmal von solchen heimgesucht wurde, sobald er einen Hund bellen hörte. Geistig-körperliche Epidemien, wie die bekannte Krampfepidemie unter den Kindern eines Waisenhauses, sind gleichfalls nur durch die Wirkung der Einbildungskraft, welche unwiderstehlich zur Nachahmung auffordert, zu erklären, — ebenso, wie manche Fälle von „Bezauberungen", wie der folgende: Ein Mädchen blieb 4 Tage lang unfähig zu sprechen und die Augen zu öffnen, weil ihr ein kleiner grauer Mann, dem sie zu antworten sich geweigert, deshalb zugerufen hatte, sie werde 4 Tage lang stumm und blind sein (a. a. O.).

Bei der Einwirkung auf das unwillkürliche Muskelsystem kommen hauptsächlich Herz und Athmung in Betracht. Starke Einbildung kann den Tod durch Stillstand der Herzthätigkeit zur Folge haben. Bekannt ist die Geschichte des Verbrechers, bei dem man die Scheinoperation eines Aderlasses, an dem er sich verbluten sollte, machte, indem man ihm, nachdem man ihn festgebunden und die Augen verschlossen hatte, die Haut ritzte und nun Wasser an seinem Arm herab in ein Gefäß rinnen ließ, wodurch die Vorstellung fließenden Blutes erweckt wurde, — und der wirklich an dieser Einbildung, die allerdings wohl auch stark mit Todesangst gemischt war, starb. — Blutungen, falls sie nicht aus großen Gefäßen stammen, kann man durch Suggestion in der That zum Stehen bringen, wie ich selbst bei hypnotischen Kuren vielfach beobachtet habe. Auf diese Weise ist auch die Wirkung des von Schäfern und klugen Frauen geübten „Besprechens", überhaupt aller Sympathiekuren, zu erklären. So werden auch nicht blos Röthungen der Haut, sondern wirkliche, wie Brandblaßen aussehende Erhebungen der Epidermis mit wässriger Ausschwitzung durch hypnotische Suggestion erzeugt. Ebenso kommen die „Blutmale des Erlösers", die man bei religiös exaltirten Personen,

z. B. der bekannten Louise Lateau, beobachtet und fälschlicherweise für grobe Täuschung ausgegeben hat, in der That auch nur durch die Wirkung starker und beharrlicher Einbildungskraft, welche den Blutstrom nach den betreffenden Stellen hinlenkt, zu Stande. — Erbrechen, Stuhlgang und Schweißergießung kann man gleichfalls als Wirkung starker Einbildungskraft eintreten sehen, wie durch die hypnotische Suggestion zur Genüge erwiesen ist. — Wie tief Vorstellung auf organische Vorgänge einwirkt, sieht man auch an dem sogenannten „Versehen" der Schwangeren, welches kein Märchen ist, dem vielmehr wohlbeglaubigte Thatsachen zu Grunde liegen.

Hunger und Durst sind gleichfalls von der Vorstellung abhängig. Andere essen sehen, macht stets Appetit, falls man nicht etwa schon übersättigt ist und einen guten Magen besitzt. Kinder verlangen immer zu essen, sobald es etwas zu essen giebt. Aber auch durch andere Vorstellungen kann Hunger und Durst eine Zeitlang abgelenkt werden, der Hunger wird „übergangen", bis er sich mit verdoppelter Stärke wieder einstellt.

Noch mächtiger, wie die bloße Vorstellung wirken Gefühle auf den Körper ein. Angst, Furcht, Kummer, Zorn, Freude sind stets gefolgt von Erscheinungen auf körperlichem Gebiete, sei es nun in den Sinnesorganen, oder den Gefäßen, oder dem willkürlichen und unwillkürlichen Muskelsystem oder in den absondernden Drüsen. Die Beispiele hierfür sind ungemein zahlreich und Jeder wird im Stande sein, sie durch eigene Erfahrungen zu vermehren. Deshalb soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden. — Endlich sei noch des Einflusses des Willens auf den Körper mit einigen Worten gedacht. Daß das willkürliche Muskelsystem dem Willen gehorcht und von ihm in Bewegung gesetzt wird, daß all' unser Handeln sich im letzten Grunde als Wirkung des Willens auf die Muskeln darstellt, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Daß aber unter Umständen auch die Sinneseindrücke unter seinem Einflusse stehen, und sogar die organischen

Functionen, welche demselben für gewöhnlich entzogen sind, doch unter ihn gebeugt werden können, — auch dafür kann man viele Beispiele aufgeführt finden. Es giebt Personen, die willkürlich Phantasmen vor sich heraufbeschwören können, und zwar nicht als blasse Erinnerungsbilder, sondern als mit Farbe und Körperlichkeit ausgestattete wirkliche Sinnesbilder. — Schmerz kann man durch kräftige Willensanstrengung verbunden mit Ablenkung der Vorstellung verschwinden machen. Die Macht einzelner Personen über ihre organischen Functionen ist sehr groß. Es giebt Leute, die den Herzschlag willkürlich aufhalten oder wenigstens den Puls verlangsamen können, zugleich mit Anhaltung des Athmens. Englische Schriftsteller haben uns mit den höchst merkwürdigen, von vornherein fast unglaublichen und doch genügend bewahrheiteten Leistungen der indischen Fakire bekannt gemacht, die sich todtstellen, einsargen und auf Wochen und Monate begraben lassen, während dessen sie in der That wie Todte ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, ohne Athem und Herzschlag, daliegen, um alsdann, wenn die verabredete Zeit abgelaufen ist, auf künstliche Weise von einem Berufsgenossen oder angelernten Diener wieder zum Leben gebracht zu werden.

Bei der Betrachtung dieses Verhältnisses zwischen Körper und Geist dürfen jedoch zwei Punkte nicht übersehen werden. Erstlich nämlich ist festzuhalten, daß die Einwirkung von beiden Seiten nicht blos eine gelegentliche und unterbrochene, sondern andauernd und stetig vorhanden ist. Bezüglich der Einwirkung des Körpers auf den Geist ist dies ohne Weiteres klar. Schon die Vorgänge des Blutkreislaufes und der Ernährung, welche niemals stillstehen, lassen dies erkennen. Außerdem aber werden noch von den Haut- und Eingeweidenerven fortwährend Reize dem Gehirn zugeführt, die zwar zumeist unbewußt bleiben, aber in ihrer Gesammtheit doch stark genug sind, um das Gesammtgefühl der Lust oder Unlust, welches wir mit den Namen Stimmung bezeichnen, zu erzeugen. Auch

der Zustand des Bewußtseins ist ganz und gar von diesen unaufhörlich wirkenden Vorzügen der Ernährung und Reizübermittelung abhängig. Seine Größe schwankt, diesen Vorgängen folgend, in regelmäßigen Pausen hin und her. Im Schlafe erreicht es seine niedrigste Stufe. Aber zwischen ihr und der höchsten Höhe wachen Bewußtseins giebt es unzählige Zwischenstufen Die Erziehung hat dies wohl zu beachten. Denn namentlich bei Kindern, deren Gehirn ja noch nicht so gefestigt wie das des Erwachsenen ist, sind Zustände von Träumerei und halbwachen Vergessens, in denen Aufmerken und Denken wie bei Schlaftrunkenen vor sich gehen, nicht selten.

Auch die Einwirkungen des Geistes auf den Körper sind nicht, wie man aus den oben angeführten Beispielen vielleicht schließen könnte, blos gelegentliche oder willkürlich gemachte. Vielmehr darf man annehmen, daß sich ein ununterbrochener Strom mit Willensantrieben gesättigter geistiger Energie durch unseren Körper, unsere Muskulatur, unsere Sinnesorgane ergießt. Was wir Aufmerksamkeit nennen, ist im Grunde nichts Anderes, als eine zur Aufnahme von Sinneswahrnehmungen bereite, den Sinnesorganen und den willkürlichen Muskeln sich mittheilende Spannung des Geistes. Erwartung spannt die Sehnen an, sagt man. Selbst im Ohr merken wir den der Muskulatur desselben mitgetheilten geistigen Impuls durch ein eigenthümliches Gefühl der Spannung. Sehr bezeichnend sprechen wir deshalb auch von einer „gespannten Aufmerksamkeit“, von einem „spannenden Vortrage“.

Zweitens aber ist es wichtig, zu beachten, daß auch hier der Wirkung eine Gegenwirkung zu folgen pflegt. Ernährungsstörungen, welche einen niederdrückenden Einfluß auf die Stimmung ausüben, schwächen den rückfließenden Strom geistiger Energie, kräftige und gute Ernährung dagegen läßt ihn anschwellen. Daher kommt es, daß andauernde trübe Stimmung, welche ursprünglich durch körperliche Ernährungsstörungen hervorgerufen war, die letzteren noch immer mehr

steigert, und es ist zugleich erklärlich, warum solche Zustände so lange zu dauern pflegen, da sich körperliche und geistige Krankheit gegenseitig erzeugen und stützen. Gesunde Kinder aber blühen auch geistig auf, und dies wiederum erhält sie auch körperlich gesund. — Auch die Einwirkung des Geistes auf den Körper ist von Gegenwirkung gefolgt. Ein Mensch, der häufig zum Zorn und Aerger gereizt wird, erhält mit der Zeit ein so reizbares Gefäß- und Nervensystem, daß er der Versuchung zu dieser Leidenschaft immer häufiger unterliegt, und die zornige und ärgerliche Stimmung ihm zur Gewohnheit wird. Wer seine Muskeln zu beherrschen gelernt hat, dem wird deren größere Festigkeit und daß sie nicht sofort jedem schwächlichen Antriebe nachgeben, auch wieder die geistige Selbstbeherrschung stärken und festigen. „Der Starke weicht muthig zurück", kann man hier mit Recht sagen. — Auch für die Sinnesorgane gilt das oben Gesagte. Ein Kind, das gut aufmerken und seine Augen zu gebrauchen gelernt hat, wird nicht blos Augen und Ohren selbst dadurch stärken, sondern zugleich die Vermehrung seines Wissensschatzes und größere Leichtigkeit, sich solchen anzueignen, gewinnen.

Fünfzehntes Hauptstück.

Die Erziehung des Geistes durch körperliche Erziehung.

Für die Erziehung sind die im letzten Hauptstück erörterten Erfahrungen von großer Wichtigkeit. Denn sie lehren, daß, wenn wir den Geist erziehen wollen, wir nicht blos mit Darbietung von Vorstellungen auf ihn einstürmen sollen, sondern es nicht verschmähen dürfen, mittelst Umwegen durch den Körper auf ihn einzuwirken. In diesem Sinne gewinnt auch das Rousseau'sche Wort, daß Körperpflege eine Tugend sei, neue Bedeutung.

Auf drei Gebieten vornehmlich kann man durch körperliche Erziehung auch den Geist erziehen helfen. Es sind dies die Sinnesorgane, der willkürliche Nerven- und Muskelapparat und das vasomotorische System.

1. Die Erziehung der Sinnesorgane.

Vorstellungen gelangen in den Geist nur durch die Sinne, was als bekannt vorausgesetzt werden darf. Wie ausschließlich dies zu verstehen ist, erkennt man deutlich, wenn man sich den Zustand des Geistes, wie er nach Ausschaltung eines Sinnes sich gestaltet, vergegenwärtigt. Nehmen wir z. B. den Gesichtssinn! Derselbe vermittelt im Verein mit dem Tastsinn die Vorstellung des Räumlichen, des im Raume sich

Darstellenden. Dem Blindgeborenen müssen demnach Vorstellungen dieser Art, soweit der Gesichtssinn zu ihrer Bildung beiträgt, verschlossen bleiben. Allerdings erwirbt er sich durch den Tastsinn genügende Vorstellungen von Größe und Gestalt der Körper, aber doch nur, soweit sie in den Bereich seiner Hände gelangen. Von entfernten und großen Gegenständen kann er keine Vorstellung gewinnen. Die Anschauung der unbegrenzten Ferne, des gestirnten Himmels, die imposanten Maßverhältnisse, wie sie uns Natur und Kunst, vor Allem die Architektur bieten, sind ihm nicht zugänglich. Hiermit wird aber seiner Seele die Vorstellung des Erhabenen überhaupt geraubt, auch des geistig Erhabenen Denn die Vorstellung abstrakter Begriffe ist von dem Vorhandensein anschaulicher abhängig. Auch die Vorstellung des Schönen ist ihm verkümmert. Was sich dem Sehenden mit einem Blicke aufthut, die Schönheit und das Ebenmaß der Linien, kann er sich nur mühsam und unvollkommen mit Hilfe des Tastsinnes erwerben. So sind seiner Phantasie, wie seinem Willen gewisse feste Grenzen gesteckt. In der Kunst, sei es nun Poesie oder bildende Kunst, wird er nie das Höchste erreichen können, weil er es nicht empfindet. Vielleicht macht hier nur die Musik eine Ausnahme, weil sie durch den Gehörsinn vermittelt wird. Seine Entschlüsse und Strebungen aber können zwar gut, lobenswerth, sogar entsagungsvoll sein, werden sich aber, auch abgesehen von der physischen Behinderung, niemals zu erhabener Größe aufschwingen können, gleichfalls weil ihm die Vorstellung davon fehlt. Dem Blindgeborenen fehlt auch die rechte Vorstellung des Lichtes und die der Farbe gänzlich. Daher kann sich seine Seele auch nicht zur Sonnenhöhe begeisterungsvoller Freude erheben. Seine Stimmung ist, vielleicht ein Glück für ihn, still, freundlich, gehalten, aber in gleichmäßig graue Färbung getaucht.

Körperliche und geistige Sehschärfe stehen in einem gewissen Zusammenhange. Wie es eine optische Kurz- und Weitsichtigkeit

giebt, so kennen wir auch geistig kurz- und weitsichtige Menschen. Ausdrücklich möge jedoch hier bemerkt werden, daß mit diesen Worten weder unbedingter Tadel noch unbedingtes Lob, sondern zunächst nur ein Vergleich ausgedrückt werden soll. Der Kurzsichtige kann nicht in die Ferne sehen, sieht aber dafür in der Nähe desto schärfer, der Weitsichtige nimmt die entferntesten Gegenstände wahr, es kostet ihm aber Mühe, seinen Blick nahen Gegenständen anzupassen, Aehnlich ist es auf dem geistigen Gebiete. Der geistig Kurzsichtige strebt nicht in's Weite, sein Horizont ist beschränkt, umfassende, weltbewegende Pläne sind ihm fremd Dafür ist sein Blick für naheliegende Verhältnisse geschärft. Er ist ein guter Beobachter, dessen Scharfsinn nichts, was im Bereiche seiner geistigen Sehkraft liegt, entgeht, ein fleißiger, gewissenhafter Arbeiter. Auch sein Gefühlshorizont ist nicht weit. Er liebt die Seinigen, sogar mit Innigkeit, ist auch wohlthätig und mitleidig wenn ihm Elend persönlich nahe tritt, aber für das allgemeine Wohl, für Volksbeglückung und Menschheitsideale ist er nur schwer zu haben. Wenn er solchen Antrieben folgt, so geschieht es nicht aus seinem Innern heraus. — In seiner Specialwissenschaft kann es der geistig Kurzsichtige in Folge seines Fleißes und seines Scharfblickes zur vollen Höhe bringen. Aber von anderen Fächern schließt er sich gern ab. Er bringt ihnen kein Interesse entgegen, weil seine Sehkraft nicht so weit reicht. Der geistig Kurzsichtige ist also immer einseitig und sein Urtheil beschränkt, weil immer nur das Nächstliegende in Betracht gezogen wird. Er sieht den Wald vor Bäumen nicht. Auf ihn paßt das Schiller'sche Wort:

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Ganz anders der geistig Weitsichtige! Mit umfassendem weitausschauendem Blicke mustert er Höhen und Tiefen, seine Pläne sind tief angelegt, sein Herz erwärmt sich für alles Edle, Schöne und Erhabene. Aber nicht in gleicher Weise umfaßt sein Blick auch das Naheliegende. Er schätzt das

Kleine oft zu gering, vernachlässigt es, weil er glaubt, es komme nicht so viel darauf an, und ist mehr mit Aufstellung von Plänen, als mit fleißiger Ausführung, die er gern anderen Händen überläßt, beschäftigt. Er vergreift sich oft in den Mitteln und läuft Gefahr, ganz zu scheitern. Den Seinigen, obgleich er sie innig liebt, widmet er nicht immer die gehörige Sorgfalt, weil sein Geist immer mit anderen Dingen beschäftigt ist. Auch das gemüthliche Interesse, welches er den Dingen entgegenbringt, ist ein anderes, als beim Kurzsichtigen. Der letztere kann kleinlich und rechthaberisch sein, er scheut vor keinem Streite zurück, aber dafür vertheidigt er seine Sache auch mit Geschick und Ausdauer. Der Weitsichtige dagegen legt keinen allzu großen Werth darauf, ob ihm ein Anderer Recht giebt oder nicht. Er ist kleinen Dingen gegenüber indifferent und giebt sie zum Schaden der Sache und noch weniger sich selbst zum Nutzen, oft ohne Noth preis.

Hier sind nur die Extreme geschildert. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß hier viele Uebergänge vorkommen. Im Allgemeinen darf man sagen, daß das männliche Geschlecht mehr zur Weitsichtigkeit, das weibliche mehr zur Kurzsichtigkeit neigt. Nur selten wird ein Mann zu finden sein, der dasselbe in liebevoller Sorgfalt um das Kleine im Leben, dasselbe warme Herzensinteresse für nächstliegende Dinge aufbringt, wie die Frau, — selten aber auch eine Frau, deren Blick zu den fernsten und höchsten Sternen reicht. Als ein geistiger Defect ist es zu bezeichnen, wenn Jemand übersichtig das Nächste vernachlässigt und vielgeschäftig darüber hinausgreift, ohne sich doch wirklich großen Zielen zuzuwenden. Man findet dies bei manchen Frauen, die ihre Familien vernachlässigen, um in allerhand Vereinen zu wirken. Als große, vielvermögende und wichtige Menschen aber erkennen wir die, welche kurzsichtig und weitsichtig zugleich sind. Hat sie Gott auf den rechten Platz gestellt, so gestalten sie die Welt um. Cäsar und Napoleon I. waren solche Männer, denen man

nachrühmt, daß sie bei ihren weltumfassenden Plänen auch Meister im Kleinen gewesen seien. Aber ganz richtig ist die Mischung doch wohl nicht gewesen. Denn der Eine ging an seiner Kurzsichtigkeit, der Andere an seiner Weitsichtigkeit zu Grunde.

Ich möchte nun nicht mißverstanden werden, wenn ich wiederhole, daß körperliche und geistige Sehschärfe in einer gewissen Beziehung zu einander stehen. Man kann wenigstens nicht selten die Beobachtung machen, daß optische Kurzsichtigkeit sich mit geistiger zum Theil deckt, im guten, wie im weniger guten Sinne, wobei freilich mehr an die im Bau des Auges begründete angeborene, als an später erworbene Kurzsichtigkeit zu denken ist. Letztere ist, sofern sie nicht etwa in den allerfrühesten Lebensjahren entstanden ist, ganz ausgeschlossen, und dies ist wohl die Mehrzahl. Denn daß es optisch Kurzsichtige genug giebt, deren geistiger und Gefühlshorizont unbegrenzt ist, daran braucht wohl kaum erst erinnert zu werden, ebenso wie man Weitsichtige genug finden kann, die an Kleinlichkeit des Empfindens schwer zu übertreffen sind. Aber daß manche merkwürdige Analogien vorliegen, wird nicht zu leugnen sein. Auch unser Zeitalter ist kurzsichtiger geworden, was in auffallender Weise mit der Zunahme körperlicher Kurzsichtigkeit bei unserer Jugend stimmt. Im Einzelnen haben wir ungeheuer viel erreicht, aber die großen Ziele gehen uns allgemach immer mehr verloren. Um die letzte Jahrhundertswende war dies anders. Da übersahen wir das Nächstliegende, um uns im Wolkenkukuksheim zu verlieren. Damals waren kosmopolitische, heute sind nationale Strebungen an der Tagesordnung.

Die Aufgabe der Erziehung ist: sehen lehren! Nur indem wir einen Gegenstand ganz in uns aufnehmen, können wir eine wirklich klare und erschöpfende Vorstellung von ihm gewinnen. Die Gabe, zu sehen, ist sehr verschieden ausgetheilt. Es giebt Menschen, die sofort jede Einzelheit eines gesehenen Dinges in sich aufnehmen, festhalten und jederzeit

auch durch das Erinnerungsvermögen in der ursprünglichen Frische wieder hervorholen können. Deren Vorstellungen behalten etwas geradezu Plastisches und Farbenreiches. Andere sehen und behalten von Allem nur die Umrisse und ihre Erinnerungen sind deshalb auch nur blaß und schemenhaft. Es scheint, als ob die Gewohnheit, viel zu denken und sich in abstrakten Vorstellungen zu ergehen, der Fähigkeit zum körperlich-geistigen Schauen conkreter Dinge hinderlich wäre. In der Kindheit allerdings, die noch nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt wird, ist letztere am stärksten vorhanden, während sie im spätern Alter mehr und mehr abnimmt. Deshalb haften auch Kindheitserinnerungen am tiefsten und längsten, weil sie die schönsten und farbenreichsten von allen sind. Trotzdem giebt es Kinder genug, die man erst sehen, kurzsichtig und weitsichtig zugleich sehen, lehren muß, weil sie sonst oberflächlich über Alles hinwegschauen und keine bleibenden Eindrücke gewinnen. Ihr Geist bliebe leer, trotz alles Gesehenen, und ihr Erfahrungsschatz arm. Denn Erfahrungen machen heißt viel erleben, und viel erleben heißt viel in seinen Geist aufgenommen haben.

Man lehrt das Kind sehen, indem man es anhält, den betrachteten Gegenstand nicht blos als Ganzes, sondern auch in seinen Theilen zu betrachten. Es muß die physikalische Beschaffenheit, Größe, äußere Gestalt, Farbe, Consistenz, Schwere und Wärme kennen lernen, es muß sich über seine äußeren Lebensbedingungen, ob lebendig oder leblos, ob in Ruhe oder in Bewegung, klar werden, und zwar so klar, daß es sich darüber aussprechen kann. Dies ist der Zweck des sogenannten Anschauungsunterrichts, eine der größten Errungenschaften der neuen Pädagogik im Gegensatz zu der alten scholastischen Erziehungsmethode, die den Geist nur dialektisch drillte. Mit solchem Anschauungsunterricht braucht man übrigens nicht auf die Schule zu warten, schon in der frühesten Kinderstube kann er begonnen werden.

Auch das Gesehene rasch in sich aufnehmen, soll man lehren. Die Gaben sind freilich auch hierin sehr verschieden ausgetheilt. Doch kann man es durch Uebung weit in solcher Fertigkeit bringen. Ein bekannter Taschenspieler erzählt, daß er sich mit seinem Sohne geübt habe, vor einem Schaufenster mäßig raschen Schrittes vorübergehend so viel verschiedene Gegenstände als möglich zu sehen und so zu behalten, daß sie nachher nicht blos aufgezählt, sondern auch beschrieben werden konnten. Das erste Mal sei ihm das nur bei zehn Gegenständen geglückt, durch Uebung aber sei er dahin gekommen, über fünfzig in sich aufzunehmen.

Endlich soll man Kinder nur Schönes sehen lehren. Denn am ästhetisch Schönen bildet sich, wie wir schon gesehen haben, auch Gefühl und Empfänglichkeit für das moralisch Schöne und Gute. Kinder haben viel Verständniß für das Komische, und wenn das auch immerhin noch als normale Geisteseigenschaft gelten mag, so darf doch die Neigung dazu nicht überwuchern, und nicht in Spottlust und Persiflage ausarten, Deshalb sind auch, was übrigens einsichtsvolle Eltern und Erzieher längst eingesehen haben, Carricaturen zu verwerfen, weil sie das Gefühl für die Erhabenheit des Schönen und für die Würde der menschlichen Natur abstumpfen.

Wie das Auge, so soll auch das Ohr geübt werden. Während man sich vor widrigen oder unerwünschten Gesichtseindrücken durch Schließen der Augen schützen kann, steht das Ohr jederzeit, auch im Schlafe, allen Gehörseindrücken offen. Dies würde unerträglich sein, wenn wir nicht die Fähigkeit besäßen, unsere Aufmerksamkeit so vollständig von allen Sinneseindrücken abzulenken, daß wir sie überhaupt gar nicht erst wahrnehmen. Man kann den Satz auch umkehren und sagen: zu jeder Sinneswahrnehmung gehört Aufmerksamkeit. Ohne Aufmerksamkeit würden wir weder sehen, noch hören, noch schmecken, noch riechen, noch fühlen. Vergleicht man die Sinnes-

apparate mit telegraphischen Leitungen, bei denen das äußere Sinnesorgan die Aufgabestation, der Nerv die Leitung und die Centralstelle im Gehirn die Endstation darstellt, so vertritt Aufmerksamkeit die Stelle des Beamten, der die Depesche abnimmt. Ist derselbe nicht zugegen, so verläuft die Leitung in nichts und die Depesche geht verloren. In wie geringem Umfange wir aber den unaufhörlich auf uns einstürmenden Sinneseindrücken unsere Aufmerksamkeit schenken, lehrt uns schon die oberflächlichste Beobachtung. Wir sind umgeben, wir schwimmen förmlich in einem Meer von Sinneseindrücken, aber nur die wenigsten davon nehmen wir wahr. Wir fühlen nicht die Kleider, die wir tragen, nicht den Fußboden, den wir treten, wir sehen nicht die Dinge, deren Lichtstrahlen unaufhörlich auf unsere Netzhaut fallen, die fortwährend unser Trommelfell erschütternden und von ihm fortgepflanzten Schallwellen erregen keine Gehörswahrnehmung. Nur wenn wir unsere Aufmerksamkeit besonders darauf richten oder dieselbe durch ausnahmsweise heftige und ungewohnte Eindrücke geweckt wird, nehmen wir die Außendinge wirklich wahr, kommen uns die Sinneswahrnehmungen wirklich zum Bewußtsein. Zur Erhaltung des Gleichgewichts unserer Seele ist dies auch nothwendig. Wir würden in dem Ozeane untergehen, wenn wir nicht einen bestimmten festen Curs inne hielten. Deshalb könnte man es eine weise Einrichtung nennen, daß wir unsere Aufmerksamkeit zur Zeit immer nur auf einen Gegenstand richten oder, was dasselbe sagen will, nur e i n e bewußte Vorstellung bilden können. Man kann nicht zu gleicher Zeit sehen und hören, immer kann nur von einem Nacheinander, niemals aber von einem Nebeneinander beider Sinneswahrnehmungen die Rede sein. Es ist eine den Astronomen längst bekannte Thatsache, daß sich bei Beobachtungen von Sterndurchgängen, die nach dem Schlage eines Uhrwerks bestimmt werden sollen, zwischen der berechneten und der wirklich wahrgenommenen Durchgangszeit stets ein sehr kleiner, aber doch meßbarer

Unterschied findet, der eben aus dem Umstande, daß beide bewußte Sinnesanschauungen nicht zu gleicher Zeit, sondern nach einander gemacht werden, zu erklären ist.

Hören heißt also: aufmerken. Man lehrt ein Kind hören, indem man seine Aufmerksamkeit fortwährend anruft. Nun ist das Gehör der vergeistigtste Sinn von allen, — Vernunft kommt ja auch von vernehmen her, — und es kostet hier eine viel größere Anstrengung, die Aufmerksamkeit auf ihren Platz zu bannen, als dies z. B. beim Gesichtssinn der Fall ist. Deshalb fällt dem Kinde aufzumerken und gar längere Zeit auf Gehörtes zu merken so schwer; erscheint doch selbst der geschulten Kraft des Erwachsenen ein länger als halbstündiger Vortrag oft schon zu anstrengend. Deshalb ist es eine der ersten, übrigens wohl kaum irgend wo noch verkannten Forderungen der Schulgesundheitspflege, den Schüler nicht zu lange hintereinander hören zu lassen, sondern ihm Abwechselung zu gewähren.

Wie das Auge den Raum durchmißt, so durchmißt das Ohr die Zeit und ähnlich, wie wir Maßentfernungen durch das Auge abschätzen lernen, lernen wir auch Zeitunterschiede mittelst des Gehörs taxiren. Hierauf beruht die Eigenschaft des musikalischen Gehörs, welches im Grunde nichts anderes ist, als die unmittelbare Wahrnehmung von den Zeitunterschieden in den Schwingungen der Saiten. Musikalisches Gehör, d. h. die Fähigkeit zu solcher Wahrnehmung, ist meist angeboren, kann aber auch dort, wo es schlummert, durch beharrliche Uebungen geweckt werden. Schon aus diesem Grunde allein, ganz abgesehen von dem Genuß, den jede Kunstübung bringt, ist es löblich, Musik bei der Erziehung nicht zu vernachlässigen. Denn auch hier heißt den Sinn schärfen: den Geist verfeinern. Vor Uebertreibung der Art, daß, um nur der Mode zu huldigen, talentlose Kinder viele Jahre lang lediglich zur Erlernung einiger technischer Fertigkeiten, die an sich gar keinen erziehlichen Werth haben, an

den Klavierbock gespannt werden, sind einsichtsvolle Eltern wohl sicher.

Als menschliche Verkehrsmittel sind Gehör und Sprache untrennbar mit einander verbunden. Durch die gehörte Sprache werden uns die Vorstellungen Anderer übermittelt und durch die gesprochene Sprache geben wir unsere eigenen wieder. Ohne Gehör fehlt dem Menschen auch die Sprache oder sie ist nur im Verhältniß zu ihm entwickelt; taub Geborene bleiben deshalb auch taubstumm. Je besser aber das Gehör ausgebildet ist, desto höher steht auch die Fähigkeit zu sprechen. Eltern und Lehrer werden es fast stets bestätigt finden, daß unaufmerksame, flüchtige und zerstreute Kinder zugleich auch schlecht und undeutlich sprechen. Richtig laut und deutlich sprechen lehren hilft also auch hören lernen, weil es die Aufmerksamkeit aufruft. Umgekehrt drückt dieses Verhältniß das französische Sprichwort aus: Bien écouter c'est presque répondre, — gut zuhören ist schon die halbe Antwort. Schon aus diesem Grunde allein ist auf den Unterricht im Sprechen der höchste Werth zu legen, ganz abgesehen davon, daß der Sprache, als dem eigentlichen Wahrzeichen des Menschenthums, schon von selbst die höchste Würde und Vornehmheit innewohnt. Aber nicht erst in der Schule, sondern schon in der Kinderstube muß der Unterricht begonnen werden.

Auch durch die Uebung der sogenannten niederen Sinne, als welche man Gefühl, Geruch und Geschmack zu bezeichnen pflegt, wird der Geist erzogen. Ja es ist vielleicht bemerkenswerth, daß nicht sowohl bei den höheren Sinnen, nämlich Auge und Ohr, als vielmehr gerade bei ihnen diese Beziehungen zwischen Sinn und Geist in der Sprache einen Ausdruck gefunden haben. Man spricht von einem ästhetischen und einem moralischen Gefühl, von künstlerischem Geschmack, von einer feinen Nase, und will damit nicht jedes Mal blos einen

einfachen Vergleich, sondern eben so oft eine tiefere geistige Beziehung ausdrücken.

Gefühl, Geruch und Geschmack nennt man auch subjective Sinne, insofern als sie uns vornehmlich Zustände unseres eigenen Körpers zum Bewußtsein bringen und zu unserm persönlichen Behagen oder Mißbehagen in naher Beziehung stehen. Es sind Stimmungsmacher, wie jeder an sich selbst erfahren kann. Was zunächst den Gefühlssinn anbetrifft, so sind dessen nahe Beziehungen zu dem, was man geistige Gefühle nennt, ja längst bekannt. Freilich, Seelenschmerz und körperlicher Schmerz scheinen nichts miteinander zu thun zu haben. Beide sind zwar Vorstellungen, indem nämlich auch der körperliche Schmerz nichts anderes, als die mit höchster Unlust gepaarte Vorstellung von dem Zustande eines Theiles des eigenen Körpers, im Grunde also ebenfalls eine geistige Thätigkeit darstellt. Aber der Seelenschmerz entfließt einer ganz anderen Quelle und wird nicht durch Reiz der Gefühlsnerven, sondern lediglich auf dem Gebiete der Vorstellung und zwar dadurch erzeugt, daß in das gewohnte Vorstellungs- und Gefühlsgebiet fremde und anders geartete Vorstellungen eindringen, welche die Masse in Verwirrung bringen und so höchste Unlust erzeugen. Wenn eine geliebte Person plötzlich stirbt, wenn ein sonst wohlgerathener Sohn auf einmal schlechte Streiche macht, wenn Einem die Ehre meuchlings verletzt wird, wenn der gesichert geglaubte Besitz in Armuth umschlägt, — das sind solche Ruhestörungen, die die Seele aus ihrem Gleichgewicht werfen und Schmerz erzeugen. Auch die Freude entsteht auf diesem Wege des Contrastes, wenn in dem düsteren Grau alltäglichen Elends wieder einmal ein erlösender Lichtstrahl aufleuchtet.

Aber daß trotzdem eine Verbindung zwischen geistiger und körperlicher Empfindung besteht, geht nicht blos aus dem schon erwähnten Einfluß der letzteren auf die Stimmung, sondern auch daraus hervor, daß starke geistige Empfindungen

von entsprechenden körperlichen begleitet sind. So äußert sich der Affect der Mutterliebe in einem angenehmen ziehenden Gefühl in den Brüsten und zwar nicht blos bei stillenden Frauen, — das Gefühl inniger Zueignung zu einer anderen Person, und zwar nicht etwa allein in geschlechtlicher Beziehung, sondern z. B. die Liebe des Vaters zum Sohn, oft in einem warmen Gefühle der Haut. Man spricht deshalb ganz mit Recht von einer Wärme des Gefühls. Dieser Ausdruck ist also auch wo von einem geistigen Gefühl die Rede ist und er nur vergleichsweise gebraucht wird, doch ganz körperlich zu verstehen. — Daß durch bloße Vorstellung Empfindungen erzeugt oder zum Verschwinden gebracht werden, haben wir schon gesehen. Die Frage, ob körperliche Empfindlichkeit mit geistiger in Zusammenhang stehe, so zwar, daß je größer die eine, desto ausgebildeter auch die andere ist, muß unbedingt bejaht werden. Auf dem tiefsten Nullpunkte sehen wir geistige Empfindlichkeit oder, was dasselbe sagen will, Reizbarkeit beim Blödsinn angelangt und hier finden wir zugleich eine so völlige Abstumpfung des körperlichen Schmerzgefühls, daß ganze Glieder verbrennen und im Feuer verkohlen können, ohne daß es auch nur gemerkt wird. So geht es gradweise aufwärts. Ein indolentes Kind ist auch für körperliche Schmerzen weniger empfänglich, und in der That sehen wir auch oft, wie der abgehärtete Knabe, der weder Püffe noch Frostbeulen achtet, sich auch sonst einigermaßen roh und ungeschlacht zu geben liebt und für die sogenannten zarteren Regungen der Kindesseele wenig Talent zeigt. Viel eher findet man solches bei dem zarten Muttersöhnchen vertreten, das mit jedem Splitterchen unter der Haut weinend nach Hause läuft.

Für die Erziehung gilt betreffs des Gefühlssinnes, ganz entgegengesetzt, wie bei Auge und Ohr, nur die eine Regel: abstumpfen, nicht wecken und üben! Das Verhältniß der geistigen Reizempfänglichkeit zu körperlicher Empfindlichkeit darf man sich nicht als ein ursächliches, in der Weise daß

letztere sie erzeuge, vorstellen. Vielmehr sind beides Begleiterscheinungen, die neben einander bestehen, Früchte von demselben Baume; die eine kann sich entwickeln, während die andere zurückbleibt. So hat die Erziehung nur die geistige Reizempfänglichkeit zu üben und zu stärken, für die körperliche sorgt die Natur schon von selbst. Hier heißt es vielmehr zurückhalten. Nicht blos in hygieinischer, auch in moralischer Hinsicht ist es besser, wenn die Kinder körperlich nicht verweichlicht, sondern etwas härter und rauher erzogen werden. Körperliche Empfindungen, auf welche man allzu sehr achten gelernt hat, pflegen sich zu steigern und sich in ungebührlicher Weise ins Bewußtsein zu drängen. Ein in dieser Beziehung verzogenes Kind bleibt weichlich, zu häßlichen Reizungen geneigt und verfällt oft schon in frühen Jahren der Krankheitsfurcht und Hypochondrie.

Die oben erwähnte Anwendung auf geistige Empfindung ist namentlich beim Geschmackssinn gebräuchlich und fest in der Sprache eingebürgert. So sprechen wir von Geschmack in Kunstdingen und verstehen darunter sowohl das Gefühl der eigenen Befriedigung im Genusse gelungener künstlerischer Darstellung, als auch die Fertigkeit, hierin mit Sicherheit stets das Richtige zu treffen und Anderen das gleiche Gefühl der Befriedigung zu verschaffen. Diese Rückbeziehung auf geistige Empfindung würde gewiß nicht so allgemein sein, wenn sie eine blos bildliche wäre und nicht wirklich einem inneren Zusammenhange Ausdruck gäbe. Das Gefühl bei gelungenen und uns wohlthuenden ästhetischen Genüssen hat in der That eine große Aehnlichkeit mit dem Gefühl satter Befriedigung nach einer guten Mahlzeit. Wir empfinden ein warmes behagliches Gefühl in der Magengegend nebst vermehrter Ausscheidung der Speicheldrüsen. Auch die Muskeln sind betheiligt, und geistige Vorgänge werden nicht selten von Bewegungen der Kau- und Schlingmuskeln begleitet. Bekannt sind die

Schluckbewegungen bei Aerger und Verdruß, als gälte es in der That, etwas Festes hinabzuwürgen. Deshalb sprechen wir auch von einem „harten Bissen“, wenn Jemandem etwas Unangenehmes zugemuthet wird.

Auch die Zunge kann geübt werden. Allerdings sollen wir unsere Kinder nicht zu Feinschmeckern erziehen und einem wählerischen Kinde muß diese Unart abgewöhnt werden. Andrerseits aber läßt es sich nicht leugnen, daß geistige Regsamkeit zum Theil vom Genossenen und zwar nicht bloß der Menge, sondern auch der Natur nach, abhängt. Denn die Zusammensetzung des Blutes und damit auch die Ernährung des Gehirns ist ebenfalls davon abhängig Viele Kinder verschmähen grobe Speisen und zeigen eine ausgesprochene Vorliebe für Zarteres, sicherlich nicht immer aus grob materiellen Gründen, weil sie es nicht vertragen könnten, sondern weil sie für das Wachsthum von Gehirn und Geist instinctiv das Bessere suchen.

Endlich ist noch der Geruchssinn, der in vielen Beziehungen zum Geschmackssinn steht, zu erwähnen. Wenn wir, um die Findigkeit und den Spürsinn eines Menschen zu bezeichnen, von einer „feinen Nase“, von „guter Witterung“ sprechen, so ist das zunächst zwar nur bildlich zu nehmen, aber doch steht der Geruch in vielfachen Beziehungen zu geistigen Vorgängen. Daß kein anderer Sinn, so wie er, die Erinnerung vermittelt, ist schon hervorgehoben worden und soll nicht weiter mit Beispielen belegt werden, da wohl Jeder schon seine eigenen Erfahrungen hierin gemacht hat. Wichtiger noch ist seine Beziehung zur Liebe, und zur Zu- und Abneigung der Menschen untereinander. Ueble Gerüchte entfremden, Wohlgerüche nähern. Zu der Mißachtung der schwarzen Rasse trägt ihr eigenthümlicher, dem Weißen widerwärtiger, Geruch nicht das Wenigste bei. Manche Ehe ist schon um eines übel riechenden Schnupfens willen gelockert und endlich gelöst worden. Wohlgerüche aber wirken anziehend. Deshalb und nicht blos des eigenen Wohlgefallens wegen hat die

Koquetterie aller Zeiten sich gern mit diesem Liebeszauber umgeben. Aber auch da, wo solche Künste nicht angewendet werden, ist die besondere Art des dem Körper entströmenden Geruches oft das erste unbewußte Bindemittel zwischen den Menschen. Die Ursache der oft räthselhaften Sympathie für Menschen, deren übrige Eigenschaften sie nicht erklären würden, liegt nicht selten hierin allein. So läßt auch Goethe, der große Natur- und Menschenkundige, den Faust sagen: er wolle in Gretchens Dunstkreis satt sich laben. Menschen aber, die den Geruchssinn verloren haben, traue ich keine Sympathie für Andere zu. Was etwa dafür angesehen werden kann, ist nichts weiter als alte Gewohnheit und eine verbindliche Art, sich zu geben.

Riechen lehren heißt weiter nichts als: auf Geruchseindrücke achten lehren. Wichtig kann es in hygieinischer Beziehung werden. Die Nase ist das beste Reagens für verunreinigte Luft aller Art, und es kann gewiß nicht schaden, wenn Kinder schon frühzeitig auf den üblen Geruch stockiger und eingeschlossener Stubenluft aufmerksam gemacht werden, um Luftfreunde aus ihnen zu erziehen.

2. Die Erziehung des willkürlichen Muskelsystems.

Wir greifen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß in der Geschichte der Menschheit die Muskelerziehung mit der Ausbildung des Gehirns und der geistigen Vervollkommnung Hand in Hand gegangen ist. Ursprünglich wird die Muskulatur außer zu den allgemeinen thierischen Verrichtungen, der Ortsbewegung, der Nahrungsaufnahme u. s. w., wohl nur zu den einfachsten und niedrigsten Verrichtungen geübt worden sein, so zum Ergreifen, zum Erwürgen des Opfers und zur Abwehr. Eine zweite und dritte Stufe wurde mit der Erfindung des ersten Werkzeuges und der Nutzbarmachung des Feuers erstiegen; erst auf ihnen wurde der Mensch wirklich zum Menschen und über das Thier erhoben. Geistige Bedürf-

nisse stellten sich ein, und ihnen wurde die Muskulatur dienstbar gemacht. Zum Schutze gegen Feinde und die Unbill der Witterung wurde das Haus gebaut, der Körper mit Kleidung umgeben, wurden Waffen geschmiedet, das gesicherte Heimwesen und der Tempel der Götter geschmückt und so der Kunst die ersten Stätten bereitet. Alle diese Entwickelungsstufen vollständig und bis herab zur Gegenwart zu schildern, ist Aufgabe der Culturgeschichte. Hier möge nur darauf hingewiesen werden, daß Gehirn oder, was dasselbe sagen will, Geist und Muskulatur in einer fortwährenden Wechselwirkung begriffen gewesen sind und offenbar noch sind. Der Befriedigung jedes geistigen Bedürfnisses der Menschheit folgte eine erhöhte Ausbildung der Muskulatur und jede erreichte Fertigkeit wiederum erweckte neue geistige Forderungen. Will man den in der allmählichen Entwickelung des Menschengeschlechts sich kundgebenden Einfluß des Geistes auf die Muskulatur darthun, so kann dies nicht schlagender geschehen, als wenn man sagt, letztere habe sich nach ersterem geformt und die Gliedmaßen, beziehungsweise die ganze Körpergestalt, habe sich geistigen Bedürfnissen allmählich angepaßt.

Scheinbar weniger in die Augen fallend ist das umgekehrte Verhältniß, nämlich die Einwirkung der Muskulatur auf den Geist. Doch braucht man, um solche zu finden, nicht erst in der Culturgeschichte zu suchen, sondern schon die tägliche Beobachtung läßt sie erkennen. Die Hypnose giebt gute Beispiele dafür. Läßt man hypnotisirte Personen Stellungen einnehmen, die gewissen Handlungen entsprechen, so wird nicht blos die Vorstellung dieser Handlungen in ihnen geweckt, sondern letztere selbst werden ausgeführt. Erhebt man z. B. den Arm des Hypnotisirten in Abwehrstellung, als gelte es sich gegen einen Angriff zu schützen, so kann man den ganzen Körper sich in Vertheidigungsstellung setzen und die Mienen den entsprechenden Ausdruck annehmen sehen. Oder: eine hypnotisirte Person, der man einen Griffel in die Hand giebt, fängt zu schreiben

an. Hier sehen wir also, wie das Gefühl von der Art der Lagerung und Zusammenziehung der Muskeln Vorstellungen zu erwecken und weiterhin Handlungen zu erzeugen im Stande ist.

Die Mittel zur Muskelerziehung sind Gymnastik und Erlernen von Fertigkeiten (siehe 10. Hauptstück, 23). Namentlich ist es erstere, welche zunächst auf dem Umwege durch das vegetative System wohlthätig auf Geist und Gemüth einwirkt. Kreislauf und Athmung werden befördert, Blutbildung und Ernährung gehen energischer vor sich, und es braucht wohl kaum näher auseinandergesetzt zu werden, daß hieran auch Gehirn und Nervensystem ihren Theil haben und somit in ihrer Gesammtthätigkeit gefördert werden. Die Widerstandskraft gegen die Außenreize wird erhöht und die höheren geistigen Thätigkeiten gehen energischer von statten. Namentlich günstig ist der Einfluß der Gymnastik auf die Stimmung, schon durch die Ablenkung, welche sie gewährt. Die Seele fühlt sich freier, leichter und heiterer, kleinliche Sorgen treten in den Hintergrund. Aber auch ganz unmittelbar ohne Beihilfe des vegetativen Systems wirkt Gymnastik auf den Geist ein und hilft ihn erziehen. Der Rapport zwischen Muskulatur und Gehirn einerseits und zwischen den Sinnesorganen und dem Gehirn andererseits wird befördert, Empfinden und Vorstellen gehen rascher vor sich. Die weitere Folge ist größere Geistesgegenwart, erhöhte Umsicht, Muth und rasche Entschlossenheit. Damit verbunden ist dann auch der Wegfall so mancher unlöblicher Charaktereigenschaften, die ihren Grund in Trägheit der Ernährung und des Blutlebens haben, wie Verstimmung, Verdrossenheit, Unfreundlichkeit im Verkehr mit Anderen, kurz egoistische Regungen aller Art. Auf einen Menschen, dessen Geist und Gemüth durch Gymnastik geschult worden ist, kann man wohl auch das Wort anwenden: er habe das Herz auf dem rechten Fleck. Das soll natürlich nicht heißen, als genüge es, ein guter Turner oder Ruderer zu sein, um zugleich auch als edler Mensch zu gelten. Viel-

mehr soll damit nur gesagt sein, daß die Wegräumung der den Geist beschwerenden körperlichen Schlacken durch nichts so sehr gefördert wird, als durch Gymnastik.

Nirgends aber zeigt sich der innige Zusammenhang zwischen Muskelthätigkeit und Seele schlagender als bei dem Stimmapparate. „Um ihn in Bewegung zu setzen, dazu gehören nicht blos die Nervenleitungen vom Gehirn aus, sondern auch Vorstellung und Wille, und diese rein geistigen Vorgänge prägen sich nun in der Stimmbildung und Sprache in so unübertroffen feiner und nüancirter Weise aus, daß man geradezu sagen kann, die Sprache sei in's Körperliche, in's Sinnenfällige übersetzter Geist. Wort und Geist sind in diesem Sinne auch stets als gleichbedeutende Begriffe gebraucht worden. Um nun diesen edeln Mechanismus immer geschmeidiger, immer willfähriger zum Ausdruck geistiger Impulse zu machen, muß er fleißig geübt, aber auch zu rechter Zeit geschont und vor der Einwirkung schädlicher äußerer Einflüsse behütet werden. Es ist ja bekannt, daß der Reinheit und Nüancirungsfähigkeit der Sprech- und Singstimme, zeitweilig sowohl wie dauernd, nichts mehr schadet als Katarrhe, durch welche die Stimmbänder und Schleimhäute der als Ansatzrohr dienenden Theile belegt und verdickt werden. Es ist deshalb auch gewiß kein reiner Zufall, sondern in den klimatischen Verhältnissen begründet, daß die Bewohner südlicher Länder, wie z. B. Italiens, nicht bloß reiner klingende Stimmen, sondern selbst eine vokal- d. h. ton- und musikreichere Sprache haben, als wir Nordländer in unserm rauhen, unbeständigen Klima.

Wie die Stimmungen der Seele schon auf die Klangfarbe der Stimme einwirken, hören wir am besten bei den Geisteskranken, aus der leisen, ausdruckslosen Sprache des Melancholikers, der lärmend-kreischenden oder schmetternden des Tobsüchtigen und den blechern-monotonen des Blödsinnigen. Auch Ausschweifungen aller Art, wodurch die Frische und

Elastizität des Geistes abgestumpft wird, wirken auf die Stimme zurück. Man spricht nicht ohne Grund von der klaren, hellen Stimme des unschuldigen Kindes im Gegensatze zu dem mattlispelnden, erloschenen Geflüster des abgelebten Wüstlings. Aber merkwürdig! — nicht blos der Stimmapparat gehorcht den seelischen Impulsen, sondern der Zustand der Seele selbst ist wiederum zum Theil abhängig vom Gebrauch oder Nichtgebrauch der Sprache. Wer schweigsamer Natur ist, braucht deshalb noch nicht arm an Ideen zu sein und ist es auch meist nicht. Ja, man pflegt sogar nicht immer ohne Grund den Mann der That dem bloßen Wort- und Redekünstler gegenüber zu stellen. Aber ebenso unbestreitbar richtig ist es, daß Ideen auch bei dem Urheber erst dann wirklich klar und plastisch hervortreten, wenn sie nicht latent bleiben, sondern ausgesprochen werden. Die so häufige geistige Verödung des Taubstummen oder des lange in Einzelhaft Gehaltenen ist nicht immer allein durch andere Ursachen, wie angeborene oder durch Geisteskrankheit erworbene Ideenarmuth, oder durch den Mangel an Nahrungszufuhr für den Geist, sondern sicherlich sehr häufig auch in der gehinderten Rückwirkung des Sprachorgans auf denselben begründet." (Scholz, Naturgemäße Gesundheitslehre, Leipzig, J. J. Weber.)

Auch die Erziehung zu äußerem Anstand und zu einem passenden Benehmen ist Muskelerziehung. Ihr Ziel ist, sich und seinen Körper in die Gewalt zu bekommen; sie ist also zugleich auch ein Mittel zur Selbstbeherrschung. Schon aus diesem Grunde darf dieser Theil der Erziehung unter keinen Umständen vernachlässigt werden. Hierzu tritt aber noch die Erwägung, daß nebst dem Aussehen das Benehmen des Menschen das erste ist, was sich der Beurtheilung darbietet und daß nach ihm oft der ganze Mensch geschätzt wird. Eine gute Haltung läßt sich nicht durch Bücher lernen, sie muß früh angewöhnt werden, was durch vererbte Veranlagung sehr erleichtert wird. Dieser letztere Punkt ist wichtig, denn er

beweist, daß gute Manieren nicht immer blos Firniß sind, sondern ebenso oft ein Theil unseres Selbst ausmachen, der um so werthvoller ist, je inniger er sich mit dem Streben nach Selbstbeherrschung und Selbstveredlung verbindet.

3. Die Erziehung des vasomotorischen Systems.

Außer demjenigen Nervensystem, welches der Empfindung und der willkürlichen Muskelbewegung vorsteht und welches wir auch das Gehirn-Rückenmark-Nervensystem nennen, giebt es noch ein zweites, mit ersterem allerdings mannigfach verbundenes, aber doch eine selbständige Thätigkeit ausübendes Nervensystem, welches den Namen des sympathischen Nervensystems führt. Es steht hauptsächlich der Athem und Herzthätigkeit vor, setzt die unwillkürlichen Muskelfasern des Verdauungsapparates und der ab- und aussondernden Drüsen in Thätigkeit und beeinflußt endlich auch sehr wesentlich die Blut- und Säftebewegung und Vertheilung. Die Blutgefäße, namentlich aber die Schlagadern des menschlichen Körpers, sind keine bloßen starren Röhren, sondern sie enthalten in ihren Wandungen eine dünne Muskelschicht, wodurch sie die Fähigkeit erlangen, sich zu verengern und zu erweitern. So weit nun das sympathische Nervensystem dieser letzteren Thätigkeit der Gefäßverengerung und -Erweiterung vorsteht, nennt man es das vasomotorische (wörtlich gefäßbewegende) System.

Obgleich somit das vasomotorische System nur der körperlich-vegetativen Thätigkeit zu dienen scheint, so sind doch zu gleicher Zeit seine Beziehungen zum Gehirn und zu seelischer Thätigkeit ganz besonders innige. Das läßt sich leicht erkennen, wenn man bedenkt, daß seelische Thätigkeiten von den Ernährungszuständen des Gehirns und letztere wiederum hauptsächlich von der Größe des dasselbe durchfließenden Blutstromes abhängen. Da das vasomotorische System die Gefäße verengert und erweitert, so hängt es so zu sagen, ganz von ihm ab, mit welcher Blutmenge in einem gegebenen Augenblicke dieser

oder jener Theil des Gehirns gespeist wird. Man darf annehmen, daß nicht immer das ganze Gehirn von einer annähernd gleichen Menge Blut durchströmt wird, sondern daß sich der Blutstrom vornehmlich stets auf diejenigen Theile des Gehirns richtet, deren Thätigkeit gerade in Anspruch genommen wird. Unterscheiden wir z. B. ganz im Allgemeinen Vorstellungs- oder Verstandsthätigkeit und Gefühlsthätigkeit, so würden wir anzunehmen haben, daß sich dann, wenn erstere in Frage kommt, vorzugsweise nach dem derselben dienenden Gehirntheile ein starker Blutstrom richtet, während die dem Gefühlsleben dienenden Theile zur Zeit verhältnißmäßig leer bleiben würden, — und umgekehrt. Verstand und Gefühl arbeiten selten zusammen in demselben Augenblicke, und in diesem Verhältniß des vasomotorischen Systems ist der anatomisch-physiologische Grund dafür zu suchen.

Besonders auffällig und schon äußerlich erkennbar ist die Beziehung des vasomotorischen Systems zu dem durch die Leidenschaften sich ausdrückenden Gefühlsleben des Menschen. Wenn beim Zorn der Blutstrom voll durch unsere Adern fluthet, wenn in der Angst der Puls klein und langsam wird, wenn plötzliche Furcht uns erblassen und Verlegenheit uns erröthen macht, so sind dies Wirkungen des vasomotorischen Systems. Die Erregbarkeit desselben ist bei den verschiedenen Menschen sehr ungleich; der eine bekommt schon bei den geringsten Erwartungsaffecten Herzklopfen und wird blaß vor lediglich eingebildeten Gefahren; den anderen ficht so zu sagen gar nichts an. Deshalb lehrt uns auch die Erfahrung, daß solche vasomotorisch erregbare Menschen zugleich auch solche sind, welche dem Sturm der Leidenschaften am rascheften unterliegen. Frauen und Kinder sind erregbarer wie Männer und werden leichter von heftigen Gemüthsaufwallungen überrascht. Auch Rassenunterschiede spielen hier eine Rolle. Das Gesetz, welches für Individuen gilt, gilt auch für ganze Völker, nämlich, daß sie um so eher und häufiger ungezügelten Gefühls-

aufregungen unterworfen sind, je niedriger ihre Bildungsstufe steht. Wenn die homerischen Helden, die sich auf der Ebene vor Troja feindlich begegnen, ehe sie zu den Waffen greifen, ihrem Hasse in tönenden Worten Luft machen, wenn der verwundete Ares in seinem Schmerz so laut schreit, daß selbst die olympischen Götter erschrocken von ihren Sitzen in die Höhe fahren, so erblicken wir hier neben den naiven Aeußerungen ungezügelter Leidenschaftlichkeit zugleich auch die Merkmale mangelhafter Beherrschung des vasomotorischen Systems.

Uns beherrschen heißt also auch unser vasomotorisches System in der Gewalt haben. Wer Zorn oder unbändige Freude bezähmt, wird auch äußerlich ruhiger erscheinen, wer sich von Furcht und Schrecken nicht übermannen läßt, wer im Stande ist, seiner Verlegenheit Herr zu werden, bei dem erscheinen auch die sonst von solchen Affecten unzertrennlichen vasomotorischen Störungen nur in sehr verringertem Maße. Hierdurch aber stellt sich der Mensch äußerlich würdiger dar und giebt Anderen kein beschämendes und unerbauliches Schauspiel. — Unsere Erziehung aber hat den Zweck, uns zur Beherrschung der Leidenschaften, welche, so sehr sie auch rein geistigen Ursprungs zu sein scheinen, doch immerhin zugleich Wirkungen körperlicher Vorgänge darstellen, anzugewöhnen. Die ganze Richtung unserer Erziehung geht dahin, höhere bewußte geistige Thätigkeiten an die Stelle niederer und unbewußter zu setzen oder, was dasselbe sagen will, die Ausbildung des Verstandes auf Kosten des Gemüths zu begünstigen. Da die hierdurch gewonnenen Eigenschaften sich vererben, so scheint es, als ob das letzte Ziel der reine Verstandesmensch sei, der unbeirrt durch Freude und Trauer auf menschliche Leidenschaften lediglich als wie auf eine Krankheit, die höchstens nur Mitleid verdiene, hinabschaut. (Siehe Lange, Ueber Gemüthsbewegungen, übersetzt von Kurella, Leipzig, Theodor Thomas, 1887.) Hoffentlich wird die Menschheit niemals dieses Ziel erreichen. Denn nur unsere Leidenschaften,

wenn auch durch Selbstbeherrschung in wohlthätigen Schranken gehalten, machen uns zu dem, was wir sind und was wir sein wollen. Ohne Freude und Trauer, ohne Haß und Liebe würden wir aufhören Menschen zu sein.

Demgemäß sollen wir auch unsere Kinder erziehen. Keine einseitige Verstandserziehung, nicht Unterdrückung, sondern Beherrschung der Gefühle! Tief empfinden sollen wir lernen. Aber wir gewinnen an innerer Festigkeit und handeln klug dabei, wenn wir die Welt nicht allzu viel davon merken lassen.

Sechszehntes Hauptstück.

Die Erziehungsmittel.

Die Erziehungskunst ist die älteste von allen. Als Mann und Weib zum ersten Mal sich dauernd verbanden und eine Familie gründeten, hob schon die väterliche Erziehung an. Aber die mütterliche ist noch viel älter. Wie das Thier seine Jungen die Nahrung suchen, wie es sie laufen, fliegen, schwimmen lehrt, so wird in der Ur-Urzeit auch die weibliche Erziehung des Menschen darin bestanden haben, ihn äußerlich selbstständig hinzustellen. Aber sie war lang und mühsam und darum zugleich auch gründlicher, weil der Mensch um so viel hilfloser geboren wird als das Thier. Ursprünglich war also alle Erziehung nichts weiter wie körperliche Wartung. Je mehr aber der Mensch aus dem thierischen Urzustande heraustrat, desto mehr vergeistigte sich auch die Erziehung. Ja im Laufe der Zeit vergeistigte sie sich so sehr, daß man schier vergessen zu haben schien, daß der Mensch vom Weibe geboren und nicht ein bloßes geistiges Abstractum ist. Im Alterthum galt noch die harmonische Ausbildung von Körper und Geist, von Charakter und Verstand als das Ziel aller Pädagogik. Cicero bezeichnete das Streben nach möglichst vollständiger Ausbildung in diesem Sinne als Humanität. Damals stand auch der Lehrer, der Pädagog, im höchsten

Ansehen, wenigstens bei dem feinfühligen Volke der Griechen. Konnte sich doch selbst Alexander der Große auf seinen Sieges- und Eroberungszügen nicht von seinem Lehrer Aristoteles trennen. Auch in der Bibel heißt es: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz.“ Bei den Römern, die Kunst und Wissenschaft nur als von den Griechen und anderen Völkern entlehnte Güter kannten, sank allerdings die gesellschaftliche Stellung des Pädagogen sehr beträchtlich, indem man dort das Erziehungswerk Sklaven oder Freigelassenen zu überlassen pflegte. Erst mit der Herrschaft des Christenthums zur Zeit der Völkerwanderung, als die letzten versprengten Culturreste sich hinter die schützenden Mauern der Klöster geflüchtet hatten, und Geistliche, Mönche und Nonnen sich dem Erziehungswerke widmeten, stieg auch wieder die Werthschätzung desselben. Auch die geistlichen Sendboten der Heidenmission waren Prediger des Evangeliums und Lehrer zugleich. Der Bekehrung folgte der Unterricht oder er war ihr vorausgegangen. Zahlreiche Klöster wurden gegründet, wahre Culturstätten, die ihr Licht tief hineinsandten in die Finsterniß der Wälder und der Herzen.

Aber gegen die harmonische einheitliche Erziehung des Alterthums war doch schon eine Zwiespältigkeit, wie wir sagen würden, eine Theilung der Arbeit eingetreten. Die Erziehung in den mittelalterlichen Schulen war eine einseitige, auf Verstandesschulung gerichtete; die Erziehung des Charakters überließ man dem Haus und dem Leben. Sie bestand in nicht viel Anderem als in der Gewöhnung zum Gehorsam gegen Eltern, Lehns- und Lehrherrn und nicht zum wenigsten auch gegen die Satzungen der Kirche. Vollends von körperlicher Erziehung wollte man gar nichts wissen: der Körper sei ein Gefäß der Sünde, der Sitz des Bösen, immer nur bestrebt, Geist und Herz von ihrem erhabenen Gedankenflug, von ihrem frommen Empfinden abzulenken und hinabzuziehen. Die einzige Erziehung, die dem Körper fromme, sei ihn zu kasteien, d. h. zu

züchtigen. Mit der Reformation, der man das Verdienst viel zur Gründung von Schulen, namentlich von weltlichen, beigetragen zu haben, nicht abstreiten darf, war zwar eine andere Weltanschauung zur Geltung gekommen, jedoch ohne daß an der Erziehungsmethode viel geändert worden wäre. Namentlich die körperliche Erziehung wurde immer noch so mißachtet, wie vordem. Erst gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts wurde von dem englischen Arzt und Philosophen John Locke der Ruf nach körperlicher Erziehung dringender erhoben, ja erstere der geistigen als gleichwerthig hingestellt. Aber noch blieb seine Lehre eine Predigt in der Wüste, bis Jean Jacques Rousseau die schlummernden Ideen zu neuem und dauerndem Leben erweckte. „Die Körperpflege ist eine Tugend", sagt Rousseau geradezu in seiner geistreich übertreibenden Weise. Selten wohl hat eine neue Lehre so rasch begeisterte Zustimmung gefunden wie diese; Eltern und Erzieher wetteiferten in ihrer Einführung, vielfach unterstützt von Fürsten und Behörden. Das seiner Zeit weltberühmte Pilanthropinum in Dessau, an welchem Reformpädagogen, wie Basedow und Campe wirkten, war zum guten Theile nach Rousseau'schen Ideen eingerichtet. Den Pädagogen schlossen sich bald die Aerzte an, und vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, daß die jetzt so großartig gewachsene Wissenschaft der Gesundheitslehre ihre erste Quelle aus Rousseau'schen Ideen herleitete. Wenigstens läßt noch eins der ältesten hygieinischen Bücher, die berühmte Makrobiotik Hufeland's, diesen Einfluß deutlich erkennen.

Aber noch eine zweite Rousseau'sche Lehre hat, wenn auch gemildert und ihrer Auswüchse entkleidet, von Grund aus umgestaltend gewirkt. Die bisherige Pädagogik hatte in dem Schüler mehr ein Abstractum als einen mit persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestatteten lebendigen Menschen gesehen, ein Erziehungsobject, dem nach feststehender Schablone eine gewisse Summe von Kenntnissen eingelehrt wurde. Was die Charaktererziehung anbetraf, so erschien als ihre Haupt-

aufgabe Beugung und Brechung des Willens unter einen anderen, höher stehenden, kräftigeren. Daß das Kind, auch nachdem es erwachsen, ganz den ihm vorgeschriebenen Lebensgang zu gehen habe und keinen eigenen Willen zeigen dürfe, galt als selbstverständlich. Dem Sohn, so lange er sich noch unter „väterlicher Gewalt" befand, oder gar der Tochter die Wahl eines eigenen Berufes zu gestatten, wäre unerhört gewesen. Alles war eingeschnürt, in Fesseln gelegt, in seiner freien Bewegung gehemmt, die Erziehung allmählich zur Dressur herabgesunken. Diese Fesseln sprengte Rousseau, indem er lehrte, man solle das Kind sich seiner Natur nach frei entwickeln lassen. Am besten wäre es, man erzöge es gar nicht, weil es dadurch höchstens verdorben werden könne. Nur Natur, keine Kunst, die doch nur Künstelei sei! Tout dégénére sous les mains de l'homme, so lautete die geistreiche Paradoxie, der auch Schiller noch Worte leiht, wenn er sagt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch diese Lehre reformirend gewirkt hat und zwar bis auf den heutigen Tag. Männer wie Pestalozzi, Diesterweg und andere sind ihr gefolgt. Und auch die häusliche Erziehung hat ihre Züge angenommen. Individualisirende Erziehung heißt jetzt das Losungswort. Man suche die Eigenthümlichkeiten des Kindes zu erkennen und lenke darnach nicht gewaltsam, nicht stürmisch, sondern leise und allmählich das geistige Wachsthum. So thut auch der sorgsame Gärtner nichts anderes, als daß er das junge Bäumchen in guten Boden setzt, vor Eis und Sonne schützt, es erfrischt und ihm Nahrung zuführt. Wie es wachsen soll aber kann er nicht vorschreiben, und wo es dennoch geschieht, ist es nur durch Verstümmelung möglich. Keinem verständigen Vater wird es heute einfallen, seinen Sohn zu einem bestimmten Beruf zwingen zu wollen; er sucht, soweit es an ihm ist, seine Fähigkeiten zu ergründen und zu entwickeln,

weil er weiß, daß auch die Neigung meist dorthin sich wendet, wo das Talent steht. Oder er hilft durch guten Rath dem Unschlüssigen und Unklaren, seine Wahl zu treffen. Niemals aber wird er in das Selbstbestimmungsrecht des Sohnes, wo es klar zum Ausdruck kommt, herrischer Weise eingreifen. Beschränkter durch Herkommen, Sitte und auch durch natürliche Anlage ist noch das Selbstbestimmungsrecht der Tochter. Aber freiere Ansichten brechen sich auch hier mehr und mehr Bahn, und schon lange nicht mehr gilt es als romanhaft und abenteuerlich, wenn eines Tages die Tochter des Hauses der Familie ihren Entschluß kundgiebt, Lehrerin oder Krankenpflegerin werden zu wollen.

Trotz aller Fortschritte in der Erziehung sind doch die Mittel derselben die gleichen geblieben, die sie zur Erzväter Zeit waren. Wenn in Folgendem von ihnen die Rede sein wird, so muß von vornherein bemerkt werden, daß hier immer nur von Charaktererziehung, nicht aber von Ausbildung des Verstandes die Rede ist. Unter Erziehungsmitteln sind hier nicht Lehrmittel zu verstehen. Unterrichtsmethoden zu besprechen ist hier nicht der Ort, sie gehören vielmehr in die pädagogischen Lehrbücher.

Das älteste und natürlichste aller Erziehungsmittel, welches sich durch die Verhältnisse geboten von jeher ganz ungesucht dargeboten hat, ist das Beispiel. Auch das Kind steht, wie jeder Organismus, unter dem Gesetze der Anpassung. Wenn der Mensch überhaupt ein Sohn seiner Zeit und seines Volkes ist, so ist auch das Kind zuerst ein Stück seiner Familie oder der die letztere ersetzenden Umgebung. Wie das Kind bei seiner Geburt ist, hängt ganz allein von seinen Vorfahren ab, aber wie es werden wird, wie es sich, abgesehen von den Zuthaten seiner ererbten Anlagen, entwickeln wird, daß steht fast ganz unter dem Einfluß der Verhältnisse, unter denen es aufwächst. Man kann auch sagen: der ererbte Charakter bleibt unwandelbar, der erworbene entwickelt sich den

gegebenen Verhältnissen gemäß (siehe 1. Hauptstück). Goethe drückt dies so aus:

„Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig,
Und handelst wohl so, wie ein Andrer handelt.“

Die Anpassung des Kindes ist geistiger Natur; sie erstreckt sich auf Sitten, Gewohnheiten und Vorstellungen. Wirken keine anderen Verhältnisse ablenkend und corrigirend ein, so muß das Kind so oder wenigstens ähnlich werden, wie seine nächste Umgebung ist. In der That ist es auch oft genug der Fall. Je einfacher die Verhältnisse liegen, je einsamer die Familie dahin lebt, desto weniger geistige Unterschiede bilden sich aus, desto ähnlicher wird der Sohn dem Vater, die Tochter der Mutter werden. So ist es auch mit ganzen Völkerstämmen, die Jahrhunderte lang in Weltabgeschiedenheit auf ihrer ererbten Scholle sitzen und der nur selten eine Anregung von außen kommt. Ich glaube, nicht viel anders mögen zur Zeit Karl's des Großen die Torfbauern unserer norddeutschen Moore ausgesehen haben, als heutzutage. Die zwingende und allmählich immer mehr gefangennehmende Gewalt der Anpassung ist es auch, was Standesvorurtheile so schwer ausrottbar macht. Sie sind eben früh eingepflanzt worden und deshalb tief mit der ganzen Natur verwachsen. Lockrer sitzen schon Nationalitätsvorurtheile, obgleich auch ihnen schwer beizukommen ist. Recht drollige Beispiele bietet mitunter der schon in halberwachsenen Kindern sich breitmachende Familiendünkel, der nicht etwa mit Geburts- oder Geldstolz zu verwechseln ist, sondern sich lediglich darauf, daß es „bei uns“ so ist, etwas einbildet. Auch religiöse und politische Ueberzeugungen sind in ihrem innersten Kern meist nur eine Ueberlieferung der in früher Kindheit schon vollzogenen Anpassung, wenn vielleicht auch der Inhaber noch so sehr der stolzen Meinung lebt, sie sich selbst erworben zu haben. Freilich

giebt es auch Contraste, und es kommt vor, daß ein Sprößling ganz aus der Art schlägt. Ungerathene Söhne giebt es auch in den besten Familien, und daß mitunter aus tiefem Schmutz und Unrath eine reine Blume erblühen kann, wollen wir den Dichtern einmal glauben, obgleich uns dergleichen noch nicht begegnet ist. Aber dann müssen sich eben andere äußere Einflüsse, welche stark genug waren, den Vorgang der Anpassung zu stören, geltend gemacht haben, oder der ererbte Charakter, der Dämon, wie Goethe ihn nennt, in gutem oder bösem Sinne, macht sich so übermächtig geltend, daß alle Anpassung dagegen nicht aufkommen kann.

Die Lehre, welche die Erziehung aus dem Gesetz der Anpassung zu ziehen hat, lautet: setze das Kind in eine Umgebung, der es sich ohne Gefahr für die Ausbildung seines Charakters anpassen darf. Noch häufiger wird man den Satz so ausdrücken müssen: gestalte die Umgebung des Kindes so, daß seine Charakterbildung Förderung und nicht Schaden erleidet. Die Anpassung des Kindes wird häufig durch Nachahmung vermittelt, — das Kind ahmt die Erwachsenen oder auch seine Gespielen in ihren Gewohnheiten nach, dem dort gegebenen Beispiele wird es folgen. Deshalb sollen Eltern und Erzieher vor Allem selbst ein gutes Beispiel geben. Ein jähzorniger Vater wird seinen Sohn nicht zur Sanftmuth, eine vergnügungssüchtige und eitle Mutter ihre Tochter nicht zum Fleiß und zur Häuslichkeit erziehen; ein Lehrer, der selbst seine Zunge nicht zügelt, wird sich nicht beklagen dürfen, wenn ihm auch die Schüler respectlos begegnen. Auf die geistige Atmosphäre im Hause kommt es sehr viel an; es ist gar nicht zu verlangen, daß Kinder, die in einem Hause voll Saus und Braus leben, wirklich still und fleißig ihren Arbeiten nachgehen. Wenn sie nicht durch thatsächlichen Lärm gestört werden, so sind sie doch mit ihren Gedanken nicht bei der Sache. Die Erzieherin und der Privatlehrer thun es dann auch nicht, am allerwenigsten ein gelegentliches häusliches

Donnerwetter. Oder das Haus müßte denn so groß und vornehm sein, daß das Kind von dem Trubel nichts merkt. Dann ist aber auch von eigentlichem Familienleben wenig die Rede, das Kind wird eben andern erprobten Händen, etwa einem Gouverneur oder Hofmeister, übergeben, dessen persönliche Eigenschaften alsdann ausschlaggebend sind. Das darf man sagen: in immer tiefere Schichten unseres Volkes flüchtet sich das Familienleben zurück und am leersten stehen wohl die Häuser unserer Geldaristokratie in den großen Städten.

Auch die Schule hat selbstverständlich großen Einfluß auf die Charakterbildung, und zwar nicht blos durch das, was sie lehrt und fordert, sondern auch durch die geselligen und persönlichen Beziehungen, die sie bietet. Für die breiten Schichten unseres Volkes sind hier die Verhältnisse gegeben und der Möglichkeit einer Auswahl nur enge Grenzen gezogen. Deshalb möge nur bemerkt werden, daß das Bestreben vieler Eltern, ihren Kindern eine höhere Bildung zu gewähren, als ihrer gesellschaftlichen Stellung und der eigenen Bildung entspricht, gewiß nicht zu tadeln ist, daß dies aber nur unter genauer Erwägung der Fähigkeiten des Kindes geschehen darf. Denn auch hier ist die geistige Atmosphäre des Hauses von großem Einfluß: dem Sohne des Handwerkers oder kleinen Kaufmanns wird es unter sonst gleichen Umständen ganz entschieden schwerer, in den Wissenschaften weiter zu kommen, als dem Sohne des Gelehrten und höheren Beamten, — nicht weil ihm die directe Förderung durch Nachhilfe fehlt, sondern ganz allein schon, weil sein Haus der höheren geistigen Interessen entbehrt, so daß die Aufgaben der Schule gewissermaßen wie etwas Fremdartiges in den gewohnten Vorstellungskreis hineinragen. Auch müssen dem Vater die Mittel zu Gebote stehen, den Sohn noch später in der höheren Laufbahn zu unterhalten, wenn er ihn nicht unterwegs scheitern sehen und einen unzufriedenen Bildungsproletarier aus ihm machen will.

Charaktererziehend wirkt die Schule durch den Umgang

mit gleichalterigen und gleichstrebenden Mitschülern. Hier schleifen sich die Gegensätze ab, ein edler Ehrgeiz wird erweckt und Freundschaften oft für's ganze Leben werden geschlossen. An dem Umgange mit Seinesgleichen, mit geordneten, ruhigen, gesitteten und strebsamen Altersgenossen bildet sich der heranwachsende Knabe, das reifende Mädchen oft mehr als durch die Zucht im Hause. Auf Stand und Reichthum kommt es hierbei nicht an. Nur das ist wichtig, daß der Umgang des Kindes in sittlicher Beziehung unbedenklich sei. Wenn hierauf nicht geachtet wird, so können allerdings bei der leichten Verführbarkeit der Kindesnatur schlimme Schäden daraus entstehen.

Am meisten charaktererziehend aber wirkt die Persönlichkeit des Lehrers. Durch seine Persönlichkeit allein, durch den ruhigen, milden Ernst seines Wesens, durch seine Liebe zur Sache und durch idealen Schwung vermag der Lehrer Herz und Sinn seiner Schüler zu lenken, den Trägen zu beflügeln, den Störrischen zu besiegen, den Rohen zu sänftigen. Für einen solchen Lehrer, aber freilich nur für einen solchen, ist die Liebe und Verehrung der Schüler grenzenlos, er ist ihnen oft mehr wie Vater und Mutter. Namentlich bei heranwachsenden Jünglingen ist es der Fall, wenn es der Lehrer versteht, ideale Strebungen zu erwecken und solchen entgegenzukommen. Noch heute, nach länger als vierzig Jahren, denke ich mit dankbarer Erinnerung an unseren Professor M., mit wie großer Verehrung wir Primaner an ihm hingen, mit welchem Schauer von Liebe und Ehrfurcht uns nur sein bloßer Anblick erfüllte, — und ähnlich noch einiger Anderer. Ja, „sie werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“.

Das zweite große Erziehungsmittel ist die Angewöhnung (siehe drittes Hauptstück). Die Anpassung beschränkt sich nicht auf die körperliche Erziehung allein, etwa so, daß das kleine Kind schon daran gewöhnt wird, seine Nahrung nur zu

bestimmten Zeiten einzunehmen, wodurch sich alsdann auch das Nahrungsbedürfniß nur zu bestimmten Zeiten einstellt, oder daß es seine Bedürfnisse beherrscht und Reinlichkeit erlernt, daß es zu rechter Zeit zu Bette geht und dergleichen. Sondern es giebt auch eine seelische Angewöhnung an Dinge, die zum Pflichtenkreise des Kindes gehören, an Schul- und Arbeitszeit, an Ordnung an sich und um sich und ein gesittetes, höfliches Benehmen. Auf solcher Angewöhnung beruht die gesammte Anstandslehre. Ja noch mehr, — auch eine Angewöhnung an bestimmte Vorstellungen und Vorstellungsgruppen giebt es. Ganze Ideenkreise und die Art und Weise zu empfinden kann angewöhnt werden. Solche frühzeitige Angewöhnung richtet mehr aus, als alle nachträglichen Belehrungen und Unterweisungen. So wird schon dem kleinen Kinde religiöses Empfinden durch sein unschuldiges Nachtgebet, durch das Gebet bei Tische angewöhnt und ihm damit ein Schatz für das ganze Leben mitgegeben. Es ist mit der geistigen Angewöhnung ganz dasselbe wie mit der Erlangung körperlicher Fertigkeiten und der Muskel- und Nervenübung. Wie hier die Nervenbahnen ausgeschliffen werden, daß jede Anwendung fortan leichter gelingt, so wird auch geistige Angewöhnung dadurch wirksam, daß die Vorstellungen immer wieder die gewohnten Bahnen aufsuchen. Das weiß auch die katholische Kirche recht gut, wenn sie die Kinder schon im zarten Alter zum Gottesdienste zuläßt. Freilich muß mit der Zeit die Angewöhnung verinnerlicht werden und der Geist muß hinzutreten, wenn sie nicht zur bloßen Dressur und mechanischen Uebung herabsinken soll. Deshalb müssen auch Eltern und Erzieher selbst von dem Geist beseelt sein, den sie mittheilen wollen. Was vorhin von der geistigen Atmosphäre des Hauses gesagt wurde, gilt also auch hier.

Zur Angewöhnung tritt als drittes großes Erziehungsmittel: Belehrung und Ermahnung. Früher die am höchsten geschätzten Erziehungsmittel, haben sie seitdem viel von ihrem

Credit eingebüßt. Belehrung sucht auf dem Umwege durch den Verstand auf den Charakter zu wirken, während Ermahnung sich direkt an das Gefühl wendet. Beides sind aber nicht, wie Beispiel und Angewöhnung, immerwährend wirkende, sondern nur gelegentlich hervorgeholte Mittel der Erziehung. Nicht wie jene vorbeugend und verhütend wirken sie, sondern erst den schon fertigen, schon offenbar gewordenen Fehlern gegenüber treten sie in Kraft. So gleichen sie dem Medicamente, welches der Arzt nach schon ausgebrochener Krankheit reicht, nachdem die Verhütung nicht geglückt ist, und sind dem wuchernden Fehler gegenüber gerade so viel und so wenig wirksam, als es die Medicin bei der ihren naturgemäßen Lauf durchmessenden Krankheit ist. Zu Zeiten allerdings hat man auch geglaubt, durch Belehrung Kinderfehler und schlechte Angewohnheiten verhüten zu können; sehr in Ansehen stand einmal die Methode, vor unkeuschen Gewohnheiten durch Belehrung zu warnen, — wohlverstanden zu warnen, ehe das Kind auch nur eine Ahnung von diesen Dingen hat. In Erziehungsbüchern einer früheren Periode, die noch auf die Philantropinisten Campe und Basedow zurückführt, spielt diese Lehre eine große Rolle, zum Glück, wie ich glaube, nur eben in den Büchern, in's Leben wird sie wohl nicht allzu oft übersetzt worden sein. Ich kann es mir wenigstens nicht vorstellen, wie ein Vater, eine Mutter ihr unschuldiges Kind auf den Schooß ziehen und diesen Abgrund vor ihm eröffnen können, statt ihm lieber von Schneewittchen oder den Helden vor Troja zu erzählen. Dem einmal vorhandenen Uebel gegenüber mögen ja Belehrungen am Platze sein, aber viel werden sie auch nicht helfen, wenn nicht zugleich fortdauernde Ueberwachung, die vorher freilich noch nützlicher gewesen wäre, stattfindet. Aehnlich geschmacklos erscheint mir die gleichfalls noch mitunter erhobene Forderung, die Mutter sollte ihre heranwachsende Tochter über die geschlechtlichen Funktionen des Weibes unterrichten. Was für den Augenblick erforderlich ist, wird wohl immer gesagt werden.

Im übrigen verschone man das Mädchen mit solchen Auseinandersetzungen und vertraue darauf, daß ihm das Leben schon zu rechter Zeit das Nöthige beibringen wird.

Ermahnung kann immer nur ein Appell an das moralische Gefühl des Kindes sein. Warum derselbe so oft ungehört verhallt, weil nämlich das moralische Gefühl beim Kinde überhaupt noch wenig entwickelt ist, wurde in den vorhergehenden Hauptstücken schon wiederholt auseinandergesetzt. Es soll natürlich nicht geleugnet werden, daß bei älteren Kindern Ermahnung auch auf fruchtbaren Boden fällt, ja daß sie oft das einzige sich darbietende Mittel bildet, den Verirrten wieder auf den richtigen Weg zu leiten. Freilich recht zu ermahnen ist schwer! Wenn nicht der richtige Ton getroffen, nicht der Schlüssel zum Herzen des Kindes gefunden wird, so bewirkt sie das Gegentheil, wie eine unrichtig verordnete Medicin die Fiebergluth steigert, statt sie zu mäßigen.

Als viertes Erziehungsmittel kann das Verbot gelten. Auch das Verbot kommt, wie Belehrung und Ermahnung, zu spät, um einmal Geschehenes wieder gut zu machen. Allerdings hat es insofern eine vorbeugende Tendenz, als es wenigstens der Wiederholung von Uebertretungen entgegentritt. Aber zu letzteren muß die Neigung doch schon erkennbar vorhanden gewesen sein, sonst würde das Verbot nicht erfolgen. Hierin liegt aber zugleich der Grund, warum Verbote so selten wirksam sind, selbst wenn sie mit Drohungen verknüpft sind und Furcht vor Strafe hinzutritt. Schon ein altes lateinisches Sprichwort sagt, daß wir zum Verbotenen neigen und das Unerlaubte aufsuchen. Wenn einmal eine fehlerhafte Richtung vorhanden ist, sei es auch nur eine Angewohnheit und nichts Angeborenes, so läßt sich schwer dagegen ankämpfen. Das weiß jeder, der es einmal versucht hat, eine alte Gewohnheit, die er als schädlich erkannt hat, abzulegen, z. B. sich des Tabaksgenusses zu enthalten. Vollends bei Kindern sind die Triebe oft so übermächtig, erfüllen so vollständig das ganze Bewußt=

sein und drängen so stürmisch nach Befriedigung, daß mit bloßen Verboten gar nichts ausgerichtet ist. Einem naschhaften, einem unkeuschen Kinde wird man nie und nimmermehr mit Verboten beikommen und seien sie auch noch so reichlich mit Drohungen oder Versprechungen ausgestattet. Hier hilft ganz allein Ueberwachung und Ablenkung der Triebe. Noch am wirksamsten sind Verbote, wenn sie sich zu einem ganz bestimmten Zwecke mit Belehrung verbinden, z. B. das Verbot, Tollkirschen zu essen. Aber hier pflegt der Verstand auch des kleinen Kindes schon so entwickelt zu sein, daß Belehrung allein ausreicht. Kommen aber Triebe und Instinkte mit in's Spiel, so erweist sich auch diese Combination meist nicht stark genug. Ein naschhaftes Kind wird trotz alledem unreifes Obst essen, und der übermüthige und waghalsige Junge trotz alledem die verbotene Leiter besteigen, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß das Verbot nicht übertreten werden **kann**. Dann ist es aber überhaupt überflüssig.

Gut gearteten und erzogenen Kindern braucht man überhaupt nichts zu verbieten. Ist man doch dazu genöthigt, so achte man peinlich darauf, daß man nichts verbietet, was man nicht zu überwachen im Stande ist. Bloße Verbote in's Blaue hinein, selbst wenn sie die Voraussetzung einer an sich vernünftigen Ueberlegung rechtfertigen, sind ganz zu unterlassen. Denn nach dem der Seele innewohnenden Gegensatze des Contrastes fordern sie zu Widersprüchen heraus und reizen zur Uebertretung. Ganz thöricht ist die Gewohnheit mancher Mütter und Erzieherinnen, zum Kinde fortwährend nur im Tone der Ermahnung zu sprechen und es so mit Verboten zu umzirken, daß geradezu die freie Bewegung gehemmt wird. Ein solches unaufhörlich zurechtgewiesenes Kind verliert schließlich jede Sicherheit des Benehmens und jede Verfügungsfähigkeit über sich selbst. Es wird entweder linkisch, verlegen und verdrossen, oder rächt sich, wenn es sich frei und unbeobachtet weiß, durch um so größere Ungebundenheit und Ordnungslosigkeit.

Als fünftes und letztes Erziehungsmittel mag noch Strafe und Belohnung Besprechung finden. Auch die Strafe gehört zu den uralten Erziehungsmitteln, ohne die man sich bisher weder ein moralisches Wachsthum des Kindes, noch selbst einen Fortschritt der Menschheit denken konnte. Selst unseren Herrgott stellte man sich Jahrtausende lang nur als strafenden Gott vor, ehe man ihn als liebenden Vater kennen lernte. Im alten Testament wird er fast immer nur als züchtigender und rächender Gott angerufen. Denn auch in dem Monotheismus der Kinder Israels war der Herr Zebaoth ursprünglich nicht viel mehr, als die Gottheit der heidnischen Völker, die man durch Opfer und Gebete zu versöhnen suchte.

Was ist Strafe überhaupt und was ist ihr Zweck? Die Strafe ist dreierlei, — Vergeltung, Abschreckungs- und Besserungsmittel. Als Vergeltung ist sie vielleicht zuerst in Anwendung gekommen. Die persönliche Rache, die ursprünglich der Verletzte nahm und die als Strafe empfunden wurde, machte später dem öffentlichen Strafverfahren Platz und die Familien- und Stammesjustiz erweiterte sich zur staatlichen Strafrechtspflege. In dem Grundsatze des theokratischen Judenthums „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ hat sie ihren schärfsten und folgerichtigsten Ausdruck gefunden. Vergeltung ist also gewiß die ursprünglichste und elementarste Bedeutung der Strafe. Im Bewußtsein des natürlichen Menschen nimmt sie wenigstens einen großen Raum ein; daß eine Unthat Sühne verlange, daß eine ausgleichende Gerechtigkeit statthaben müsse, ist das natürliche Empfinden jedes Menschen. Selbst der Verbrecher ist in seinem Innern erst dann wirklich beruhigt, wenn er „sein Recht bekommen“, d. h. die Schuld abgebüßt hat.

Die Abschreckungslehre ist aus der Erfahrung hergeleitet. Durch die Aussicht auf üble Folgen soll sich der Mensch von der Begehung von Strafthaten abhalten lassen. In der Strafrechtspflege spielt sie auch heute noch eine große Rolle,

obgleich man ihre Erfolge nicht sehr rühmen kann. Denn nicht die barbarischen Leibesstrafen früherer Jahrhunderte, sondern die trotz derselben allmählich wachsende Gesittung und der steigende Wohlstand haben die Verbrechen gemildert. Für den Gewohnheitsverbrecher aus ererbter Anlage, sowie für den Verbrecher aus Leidenschaft giebt es aber überhaupt keine Abschreckung. Denn dem ersten fehlen die moralischen Vorstellungen überhaupt oder sie sind verkümmert, bei dem zweiten aber können sie vor dem Sturm der Leidenschaft nicht zu Worte kommen.

Die Besserungstheorie endlich ist im doppelten Sinne aufzufassen. Erstlich soll die Strafe selbst, das durch dieselbe erweckte Gefühl der Strafbarkeit und der schuldigen Sühne, innere Einkehr und Besserung bewirken. Zweitens aber soll durch die Art des Strafvollzuges, nämlich die Freiheitsberaubung, Gelegenheit gegeben werden, auf den Thäter durch Belehrung, Ermahnung und Arbeit bessernd und versittlichend einzuwirken. In der letzteren Auffassung ist sie ein schönes Erzeugniß unserer humanen Bestrebungen zugeneigten Zeit, eine späte Frucht des Christenthums.

Auch in der Kindererziehung verleugnet die Strafe ihre dreifache Bedeutung nicht, wir dürfen wohl sagen: leider! Denn die Strafe ist nicht, wie eine veraltete Erziehungskunst glauben machen wollte, ein nothwendiges Erziehungsmittel, unter allen Umständen und bei jedem Kinde, möge es sein wie es wolle, anzuwenden, — sondern stets nur ein trauriger Nothbehelf, ein Eingeständniß der eigenen Schwäche. Gut geartete und erzogene Kinder bedürfen der Strafe so wenig, wie des Verbotes. Muß gestraft werden, und daß diese Nothwendigkeit unter Umständen eintritt, soll nicht bestritten werden, so ist dies ein Beweis dafür, daß es in diesem Punkte die Erziehung an etwas, sei es an Beispiel, Angewöhnung oder Ueberwachung hat fehlen lassen.

Von Wichtigkeit sind die Fragen, wann und wie gestraft werden soll. Bezüglich des wann gilt die Regel, daß die

Strafe nicht an den Anfang, sondern an das Ende des Erziehungswerkes zu setzen ist. Auf die erstmalige Uebertretung darf in der Regel keine Strafe folgen, sondern nur Ermahnung, Belehrung und Verbot. Hier gleich mit der Strafe zu beginnen und die Ermahnung etwa hinterher folgen zu lassen, wäre ganz verkehrt. Erst wenn alle anderen Mittel erschöpft sind, dann möge die Strafe als letztes folgen. Der Gipfel der Rohheit und des Unverstandes aber war die vorbeugende Strafe einer früheren Pädagogik, wo das Kind nicht um eines Vergehens willen, das es schon begangen hatte, sondern um solcher, die es in Zukunft etwa begehen könne, gezüchtigt wurde. Ich habe selbst in meiner Knabenzeit noch gesehen, wie ein Vater nicht blos den einen Sohn, der eine Ungezogenheit begangen hatte, sondern zugleich dessen zwei Brüder durchprügelte, unter der, wie es mir damals schon schien, wenig stichhaltigen Begründung, daß sie auch nicht besser seien, wie jene. Offenbar war hier allerdings wohl weniger pädagogische Ueberzeugung, als vielmehr üble Laune im Spiel.

Hieran knüpft sich alsdann die Frage, wie gestraft werden soll. Als erste Regel gilt hier: niemals sei die Strafe ein Erzeugniß augenblicklicher ärgerlicher Aufwallung oder gar einer Laune; niemals soll der Vater, der Erzieher seinen eigenen Groll auf das Kind abladen. Immer soll er bedenken, daß er nicht um seinetwillen, sondern um des Kindes willen straft. Die Strafe aber, als bloßer Racheact aufgefaßt, erniedrigt den Spender zu der Stufe des uncultivirten Urmenschen. Man darf sich alsdann auch nicht wundern, wenn auch in der Seele des Kindes sich Rache und Haß einnisten.

Zweitens: die Strafe sei gerecht; d. h. verdient. Man strafe niemals auf bloßen Verdacht hin, der irre führen kann, ondern nur bei wirklich erwiesenen Thatsachen. Auch strafe man nicht zu früh, d. h. auf das erste Versehen hin; denn bevor nicht die anderen Erziehungsmittel erschöpft sind, ist eben die Strafe noch nicht verdient. Ausnahmen müssen aller-

dings hier zugestanden werden, indem sehr schweren Vergehen gegenüber, z. B. einem Diebstahl, auch wenn sie zum ersten Male begangen werden, sofortige Strafe am Platze ist. Doch darf dem wieder entgegengehalten werden, daß solche schwere Vergehen des Kindes, so überraschend sie auch erscheinen mögen, doch meist nicht ganz unvermittelt auftreten, sondern erst das letzte sichtbar werdende Glied einer langen Kette vorbereitender Seelenvorgänge darstellen. Deshalb soll man auf sein Kind achten lernen! Es ist das einzige Mittel, um sich vor unliebsamen Ueberraschungen zu schützen. Denn keinem Kinde, und sei es noch so lieb und treuherzig, sein bisheriges Betragen sei noch so tadelfrei, ist ganz zu trauen. Für die liebevolle Mutter, die in ihrem Kinde kein Falsch und Hehl entdeckt, klingt dies vielleicht hart und ungerecht. Aber sie möge bedenken, wie stürmisch und unvermittelt sich Triebe und Vorstellungen in das kindliche Bewußtsein drängen, und ein wie geringes Gegengewicht sie in dessen moralischem Vorstellungskreise finden.

Drittens: die Strafe sei nicht zu hart. Strenge Strafen erbittern oder lassen, was vielleicht noch schlimmer als Erbitterung ist, an der Liebe der Eltern oder des Erziehers zweifeln. Von vornherein ganz zu verwerfen ist die Prügelstrafe. Ein Ueberrest barbarischer Zeiten erscheint sie äußerlich als Rohheit und beweist zunächst weiter nichts, als daß der Erzieher mit seinem Witz zu Ende gekommen ist, oder vielmehr, daß er nie welchen besessen hat. Es mag ja sein, daß es sogenannte unverbesserliche kleine Sünder giebt, denen auf keine andere Weise beizukommen ist, aber ich behaupte, dann sind sie schon in der ersten Anlage verpfuscht worden. Wie man Morphinisten das tödtliche Gift, welches sie sich angewöhnt haben, nur allmählich entziehen darf, so muß man auch bei solchen prügelsüchtigen Kindern vielleicht noch eine Weile bei der gewohnten Behandlungsmethode bleiben, bis man letztere allmählich durch mildere und sanftere Mittel ersetzen darf.

— Auch die langen grausamen Hunger- und Einsperrungsstrafen, die um jeder Kleinigkeit willen verhängt werden, sind in ihrer Uebertreibung solche Reste einer früheren barbarischen Pädagogik.

Viertens: die Strafe soll dem Vergehen angemessen sein. Das soll heißen: die Strafe soll nicht gesucht und willkürlich erfunden sein, sondern soll als logische naturnothwendige Folge dem Vergehen folgen, wie der Schatten dem Körper. Deswegen ist die Wahl der Strafart wichtig. Ein Kind, das wegen Umhertreibens bestraft werden soll, hungern zu lassen, oder ein anderes, das sich in verbotenen Näschereien ergangen hat, einzusperren, wäre ganz verkehrt; umgekehrt ist es richtig. Die Strafe muß dem Kinde als logische Consequenz einleuchten: dann erst wird sie zugleich als Sühne empfunden und erzielt Besserung. So ist es auch mit den in neuerer Zeit zum Glück mehr und mehr abkommenden Strafarbeiten. Daß der Schüler eine schlecht gemachte Aufgabe wiederholt oder verbessert, ist selbstverständlich, ebenso auch, daß ihm bis zum Ausgleich seiner Versäumnisse bestimmte Ueberstunden angesetzt werden; auch dagegen ist nichts zu erinnern, wenn zur Ausfüllung von Nachsitzstunden Aufgaben, die mit dem Schulpensum unmittelbar nichts zu thun haben, aufgegeben werden. Das Alles wird dem Bestraften noch als logische Consequenz erscheinen. Ganz anders aber ist es, wenn man die Arbeit, oft noch dazu eine durchaus geisttödtende, wie seitenlanges Abschreiben, lediglich als Strafmittel aufbürdet. Denn nicht genug damit, daß das Kind dadurch in seiner geistigen und körperlichen Gesundheit geschädigt werden kann, werden auch Arbeit und Wissenschaft selbst entwürdigt und in seinen Augen herabgesetzt.

Belohnung ist die mild und freundlich drein blickende Schwester neben der ernsten und strengen. Auch sie bietet der Erziehung ihre hilfreiche Hand; aber auch ihr gegenüber muß man vorsichtig und zurückhaltend sein, damit sie nicht

aufdringlich zu jeder Zeit wiederkehre. Mit Belohnungen sei man sparsam. Niemals aber spende man sie als direktes Entgeld für irgend eine lobenswerthe Handlung, z. B. für gute Leistungen in der Schule. Denn alsdann macht sich das Kind ein Verdienst aus seinem Verhalten und richtet sich sein Benehmen nach Leistung und Gegenleistung ein. Die Aussicht auf Belohnungen verführt zu kleinen Heucheleien und gebiert die Lüge eben so oft, als es die Furcht vor Strafe thut. Allerdings soll man dem Kinde auch die Anerkennung nicht ganz versagen, aber immer behandle man sein Wohlverhalten als etwas selbstverständliches, über das im Grunde nicht weiter geredet zu werden braucht. Anerkennung und Belohnung seien dem Kinde nichts weiter als andere Liebesbeweise auch, die es ohne besondere Veranlassung von seinen Eltern empfängt. — Gegen die sogenannten Schulprämien, die fleißigen Schülern am Ende der Schulzeit oder eines Klassenjahres gespendet werden, ist kaum viel einzuwenden, obgleich ihr Nutzen sehr fraglich ist. Sie belohnen und erfreuen zwar den Beschenkten, tragen aber zu seiner eigenen Aufmunterung weniger etwas bei, als zu der Nacheiferung der Uebrigen, die nichts erhalten haben.

Siebzehntes Hauptstück.

Die Eigenschaften des Erziehers.

Und nun, liebe junge Mutter, nachdem ich dich über Höhen und Tiefen, durch Frost und Gluthen geführt, dir die Gefahren und die Wege, auf denen ihnen auszuweichen ist, gezeigt habe, — jetzt wirst du vielleicht ermüdet und erschrocken zugleich innehalten und ausrufen: so schwer habe ich es mir nicht gedacht! So vieles soll ich wissen und verstehen, so vieles bedenken, immer auf meiner Hut sein, nur meinem Kinde, niemals mir selbst leben? Und wenn ich unter dieser Riesenaufgabe erliege, bin ich dann wirklich ein schwaches Weib, eine schlechte Mutter? Getrost! die Aufgabe sieht schwerer aus, als sie ist. Nur daß ich sie ganz vor dir ausgebreitet habe, hat dich befangen gemacht und dich über den Antheil, der auf dich selbst entfällt, getäuscht. Schon das eine darf ich dir zum Troste sagen: das beste an dem moralischen Wachsthum des Menschen thut überhaupt nicht die Erziehung, sondern die aus angeborenen Anlagen hervorwachsenden eigenen Strebungen. Die Erziehung, soweit sie nicht Verstandes-, sondern Charaktererziehung ist, tritt nur ergänzend, fördernd, wegräumend hinzu. Das ist der wahre schöne Kern in der Rousseau'schen Lehre, daß das Kind sich aus sich selbst heraus entwickelt, und daß

Erziehung im besten Falle immer nur eine menschliche Zuthat ist. Lasse das Bäumchen nur immer wachsen, wie es wachsen will, in gesundem Erdreich steht es ja, Luft, Licht, irdisches und Himmelswasser wird ihm auch nicht fehlen. So sorge nur dafür, daß sein Wachsthum ungestört bleibe, pflege es, reinige es von dem ihm aufliegenden Staube und beschneide, wenn nöthig, seine Auswüchse und wilden Triebe. Dann wirst du sehen, wie stattlich es in die Höhe schießt, bis es im lichten Blau des Himmels seinen Wipfel wiegt.

Auch in der Erziehung ist das Einfache, Ungesuchte zugleich der Prüfstein für das Wahre und Echte. Dein Wahlspruch laute daher: Erziehungskunst, keine Erziehungskünste! Das Beste aber der Erziehungskunst brauchst du überhaupt nicht zu lernen, es steckt schon in dir. Denn dein Beispiel ist es, welches, wie du schon gesehen hast, an der Charaktergestaltung deines Kindes den meisten Antheil haben wird. Zum allerwenigsten aus dem, was du an dem Kinde thust, wie du es unterweisest, ermahnst, strafst und belohnst, sondern aus dem, was du bist, wird sein Gemüth Nahrung ziehen. So sagt schon Schiller:

„Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind.“

An deinem Wesen also soll sich das Kind aufrichten. Nun kann eine Mutter, ein Lehrer sehr schätzenswerthe Eigenschaften besitzen, aber für das Erziehungswerk werden sie erst alsdann nutzbar, wenn sie dem Horizonte des Kindes nicht zu fern liegen und wenn sie zur Nachahmung anregen. Pflichttreue, Arbeitslust, die sich den ganzen Tag keine Ruhe gönnt, werden für sich allein ein Kind kaum zur Nachfolge anreizen, weil sein Pflichtenkreis ein ganz andrer ist. Kunstbegeisterung und idealer Schwung der Mutter werden in die Kindesseele kaum einen Strahl werfen, weil ihr die Reife des Gemüthes fehlt. Was das Kind aber unter allen Umständen versteht, ist **Liebe**. Liebe ist das erste und vornehmste Erforderniß

des Erziehers, sei es nun Vater, Mutter oder Lehrer. Die Pädagogik früherer Zeiten forderte zwar auch Liebe, aber sie lehrte zugleich, man müsse sie unter der Hülle der Strenge verbergen. Es war die falsche Auslegung des Spruches: Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er. In ihrer allgemeinen Anwendung auf alle Kinder ist diese Lehre offenbar falsch und viel zu weitgehend. Allerdings sind die Kindercharaktere hierin sehr verschieden. Es giebt Kinder, und fast in jeder kinderreichen Familie kann diese Erfahrung gemacht werden, die durch klug gespendetes Lob weit gefördert werden, während andere durchaus kein Lob vertragen, dagegen für Tadel zugänglicher sind. Bei ersteren nun dürfen die Eltern gern ihre Liebe auch äußerlich zeigen, bei letzteren thun sie klug daran, ihr einen kleinen Zusatz von Strenge zu geben, — natürlich nur immer weise abmessend und den Unterschied in der Behandlung nicht allzu deutlich hervorhebend. Im Allgemeinen, so darf man sagen, ist den Kindern Liebe und nur ausnahmsweise Strenge zu zeigen. Das Kindesgemüth ist eine zarte Pflanze, die in der Wärme und im Sonnenschein am besten gedeiht, während Kälte sie erstarren macht.

Zur Liebe gehört auch, daß man nicht in unnahbarer Höhe thront, sondern sich zu dem Kinde herabneigt und in seinen Ideen- und Interessenkreis hinuntersteigt. Man muß mit dem Kinde selbst wieder kindlich werden. So ist die Kunst des Erzählens ein hochgeschätztes Mittel, sich dem Herzen des Kindes zu nähern, es ist so recht eigentlich eine weibliche Kunst, deshalb von Müttern mehr und lieber geübt als von Vätern. Gut erzählen lernen ist für eine junge Mutter wichtiger, als Gesang- und Malstunden zu nehmen. — Auch im Spiel nähert man sich dem Kinde; es verschlägt der väterlichen Würde nichts, mit seinen Knaben Ball zu schlagen oder Ritter und Räuber zu spielen. Von Heinrich IV. von Frankreich berichtete einst der spanische Gesandte an seinem Hof: Ich traf den König mit seinem Sohne, dem Dauphin, spie-

lend, Se. Majestät kroch auf allen Vieren im Zimmer herum und bellte dabei wie ein Hund.

Hast du die rechte Liebe, so wirst du auch Geduld und Nachsicht mit dem Kinde üben. Bedenke, daß seine Vorstellungen noch unentwickelt, seine Glieder noch nicht völlig geübt sind. Zürne deshalb nicht sofort bei jedem kleinen Versehen, einem Fleck auf dem Tischtuch, einem Riß in den Kleidern, sondern suche ohne Hofmeisterton und ohne die Absicht zu deutlich merken zu lassen, das Kind an- und abzugewöhnen. Auch moralischen Vergehungen gegenüber sei nachsichtig; denn das Kind hat noch lange nicht die entwickelten Rechts- und Moralvorstellungen wie der Erwachsene. Ein Knabe, der die Censur fälscht, hat noch keine Ahnung davon, daß er damit eine That begeht, welche auf die Verhältnisse des erwachsenen Lebens übertragen, als das Verbrechen der Urkundenfälschung geahndet werden müßte. Bei Plünderungen fremder Obstgärten denkt er wie der Spartaner, nämlich daß das Stehlen erlaubt sei, nur dürfe man sich dabei nicht ertappen lassen. — Nimm überhaupt die Sachen nicht allzu tragisch und laß dir Zorn und Trauer nicht allzu deutlich anmerken. Du würdest dadurch nur eines von beiden erreichen: entweder das Kind, das den wahren tiefen Grund deines Affectes doch nicht versteht, wird sich im Stillen über dich lustig machen oder, wenn ihm solche Scenen peinlich sind, wird es dich zu täuschen suchen. Deshalb ist ruhiger milder Ernst hier am meisten am Platze.

Deine Liebe soll eine gleichmäßige und stete sein, auch in ihren äußeren Bezeigungen. Sei also nicht das eine Mal zärtlich, das andere Mal kalt und gemessen. Launenhafte Eltern zu haben ist das Schwerste mit, was ein Kind zu erdulden hat. Durch nichts so leicht, als hierdurch, wird Entfremdung groß gezogen, und verhaßter noch als der Ausbruch übler Laune sind dem Kinde die gelegentlichen Liebkosungen.

Ueberhaupt zeige dich consequent im Gewähren sowohl

als im Versagen. Nimm niemals ein Versprechen zurück, das du einmal gegeben hast, noch weniger aber gewähre etwas, was du schon abgeschlagen. Versprich auch nichts unter Bedingungen, Verklausulirungen und geheimem Vorbehalt, sondern stets nur in schierer und unmißverständlicher Rede. Schlage keine unschuldigen Wünsche ab, die du zu gewähren im Stande bist. Hast du es aber einmal gethan, so laß dich durch nichts davon abbringen, selbst nicht durch die Erkenntniß deines eigenen Unrechts. Denn hier ein Unrecht gut machen hieße dem Kinde ein zweites schwereres zufügen.

Ebenso wie es eine Unsitte ist, zu viel und zu oft zu verbieten, so ist es auch ganz verkehrt, fortwährend mit Bedrohungen zu winken. Zwar ist es selbverständlich erlaubt, die unausbleiblichen Folgen einer gerade in Rede stehenden Uebertretung oder eines unliebsamen Betragens warnend vor die Augen zu stellen. Am besten ist es aber, man vermeide die Drohung ganz und lasse lieber die Straffolge unmittelbar eintreten. Denn man ist sich nie ganz sicher, ob man wirklich eintretenden Falls die Drohung auszuführen im Stande und auch Willens sein würde. Hat man sich aber einmal zu einer solchen hinreißen lassen, so führe man sie, man mag gestimmt sein, wie man wolle, auch unnachsichtig aus. Am allerwenigsten aber darf man sich zu übertriebenen Handlungen, die zu der bedrohten That in keinem Verhältnisse stehen, hinreißen lassen.

G e r e c h t i g k e i t scheint eine ganz selbstverständliche Forderung zu sein, und doch wird sie aus Uebereilung oder Unverstand häufig nicht erfüllt. Ungerechte Strafen werden verhängt, noch viel häufiger aber ohne nähere Untersuchung ungerechte Beschuldigungen oder ein ungerechter Verdacht ausgesprochen. Im bürgerlichen Leben, im Bewußtsein des Menschen wirkt nichts empörender als Rechtsbruch und Vergewaltigung; selbst ein aus bloßem menschlichen Irrthum erklärlicher und darum verzeihlicher Justizmord kann die

Gemüther auf's Tiefste erregen. Es ist als wankten die Grundsäulen der menschlichen Gesellschaft, als ginge das Gebäude göttlicher Weltordnung selbst aus den Fugen. Auch in die Kindesseele ist das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit tief eingepflanzt. Rechtsverletzungen empfindet es vielleicht nicht so tief und anhaltend, wie der Erwachsene, weil ihm der große geistige und Gemüthshintergrund desselben fehlt. Aber sicher fühlt es sie ebenso heftig. Gerade hierin ist die größte Vorsicht geboten. Eine einzige falsche Beschuldigung, ein nur ein Mal ausgesprochener unbegründeter Verdacht kann, wenn nicht noch rechtzeitig Correctur eintritt, das Herz des Kindes auf immer dem Vater, der Mutter entfremden.

Consequent soll der Erzieher auch in der Durchführung der Strafe sein, wo solche nöthig erscheint. Sie soll deshalb, immer vorausgesetzt, daß es eine vernünftige und zweckdienliche Strafe ist, so lange fortgesetzt werden, bis der Zweck erreicht ist. Keine weiche Regung darf hier dazwischen treten. Nur sei man schon in der Verhängung der Strafe vorsichtig und schieße nicht über das Ziel hinaus. Hat man z. B. wegen unterlassener Schularbeiten Stubenarrest auf so lange verhängt, bis das Versäumte nachgeholt ist, so wäre es sehr thöricht, schon vorher die Strafe aufzuheben, etwa weil Besuch gekommen ist oder dergleichen. Dagegen muß es als eine unnütze Quälerei erscheinen, ein wählerisches Kind so lange vor seinem mit den verabscheuten Speisen gefüllten Teller sitzen zu lassen, bis es davon gegessen hat. Specielle Regeln, die auf jeden einzelnen Fall anzuwenden wären, lassen sich hier natürlich nicht geben. Mit klugem Taktgefühl und unter stetiger Controle der Selbstbeherrschung wird man das Richtige nicht verfehlen.

Klugheit, um nicht zu sagen Weisheit, ist überhaupt eine nicht zu entbehrende Eigenschaft des Erziehers. Der Erzieher soll sich in die Eigenart des Kindes versenken können, er soll die pädagogische Diagnose stellen. Dir, liebe junge

Mutter, mit deiner glücklichen natürlichen Anlage, die rasch und instinktiv erkennt, was der dem Kinde ferner Stehende erst durch mühsame Beobachtung und durch Nachdenken sich zu eigen macht, dir wird diese Aufgabe nicht zu schwer fallen. Aber wenn dir Gott mehrere Kinder geschenkt hat, so wirst du bald finden, daß dir jedes derselben ein anderes Räthsel aufgiebt. Es ist oft ganz merkwürdig zu sehen, wie verschieden die Früchte von einem Baume ausfallen. Daß das eine Kind mehr nach dem Vater, das andere mehr nach der Mutter schlägt, ist eine alltägliche Erfahrung und erregt weiter keine Verwunderung. Aber es giebt auch Fälle, wo der Zusammenhang nicht so offen liegt und man viel, viel tiefer graben müßte, um auf die Quelle zu kommen, wenn man nur überhaupt wüßte, wo zu graben wäre. Gemeint ist hier nicht die moralische Führung, etwa in dem Sinne, daß man mit dem drastischen anschaulichen Ausdrucke unserer Sprache das eine Kind als gerathen und das andere als ungerathen bezeichnete. Sondern es handelt sich hier um tiefgehende Verschiedenheiten in der Art und Weise, wie äußere Dinge auf Vorstellung und Gemüth wirken, und welche Dinge sich als besonders einflußreich und reizvoll erweisen, — um Verschiedenheiten also der Neigungen, des geistigen Interesses und der damit zusammenhängenden Fähigkeiten und Fertigkeiten. Ein lehrreiches Beispiel boten mir einst zwei Brüder, Knaben im Alter von 13 und 14½ Jahren: der jüngere still seinen Büchern lebend, historisch veranlagt, voll wissenschaftlicher und Kunstinteressen und schon in so frühem Alter für die Schönheit der Antike erglühend, — der ältere praktisch veranlagt, im Leben stehend, der Welt und ihren Interessen zugewandt. Eines Tages erzählt der Jüngere voller Freude: „In Olympia ist wieder ein Kopf ausgegraben worden, ein archaistischer.“ Bald darauf kommt der Aeltere aus der Schule, athemlos und erhitzt von raschem Laufe und ruft schon von weitem: „Vater, Vater, soeben ist der Gotthardtunnel durchschlagen

worden. Die Arbeiter haben sich schon die Hände gereicht und Einer hat eine Rede gehalten.“ Als würde von einem Bildwerke der Schleier weggezogen, so enthüllen solche Aeußerungen die wahre Gestalt des Kindes. Nicht immer freilich und dann nur bei ausgesprochenen Charakteren wird es uns so leicht gemacht. Wie wichtig aber für die Berufswahl ein frühzeitiges Erkennen ist, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden.

Hiermit wären wir am Ende. Möchtest du doch nach fünfundzwanzig Jahren dieses Buch noch einmal in die Hand nehmen und dabei sagen: Gelesen habe ich es wohl, aber Gott sei Dank, ich hatte es nicht nöthig, viel daraus zu lernen!

Verlag von Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

Im gleichen Verlage erschienen folgende weitere **„Beiträge zur Gesundheitslehre des Geistes“** von

Dr. Friedrich Scholz.

Die Diätetik des Geistes.

Ein Führer zu praktischer Lebensweisheit.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

8°. Eleg. geh. ℳ 3.60. Original-Einband ℳ 5.—.

„Die **Post**“ begrüßte das Buch bei seinem ersten Erscheinen in folgender hochanerkennenden Weise:

„Das Buch gehört zu den Büchern, die man nach einmaliger „Lektüre nicht weglegt, sondern immer wieder zur Hand nimmt, „die man immer von Neuem liest, weil die Stimme eines guten „Freundes und Berathers aus ihm in unser Ohr dringt, weil man „es fühlt, daß hier das Herz zum Herzen spricht.“

„Scholz, Diätetik des Geistes“ ist nicht nur wichtig für jeden Arzt, Lehrer, Erzieher, für jede öffentliche oder private Bibliothek, sondern vor allem werth als: **„Haus- und Familienbuch“** in den weitesten Kreisen Eingang zu finden.

Schlaf und Traum.

Eine populär-wissenschaftliche Darstellung.

gr. 8°. Geheftet. Preis ℳ 1.60.

In dieser Broschüre bietet Verfasser gleichfalls einen Beitrag zur Gesundheitslehre des Geistes, welcher zweifellos durch die ungemein interessante populäre Behandlung des Stoffes die Anerkennung der weitesten Kreise finden wird.

Druck von Oskar Leiner in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scholz, Friedrich,

Die Charakterfehler des Kindes Eine Erziehungsl. f. Haus u. Schule

Leipzig 1891

Bamberg, Staatsbibliothek -- Paed.o.20-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11845396-7